UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 805 Book L IT Volume 3

Ja 09-20M

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

MAR 4 1970

L161— O-1096

Literarhistorisches

Taschenbuch.

Herausgegeben

von

R. E. Prutz.

Dritter Jahrgang:

1845.

Mit Beiträgen von A. Bock, K. Hagen, W. Hertzberg, Hoffmann von Fallersleben, J. P. Jordan, J. Rupp, A. Wellmann und dem Herausgeber.

Hannover,

Verlag von C. F. Kius.

803
L7
I

A. Böckh,

Geh. Rath und Professor in Berlin,

widmet

diesen dritten Band

des

Literarhistorischen Taschenbuchs

der

Herausgeber.

Graduate German 7509 Baer 6.00 V3-6

163871

163873

Dem

Literarhistorischen Taschenbuch

haben ihre Theilnahme zugesagt

die Herren:

J. A. Altenhöfer in Augsburg.
Agathon Benary in Berlin.
Bernhardy in Halle.
Bock in Göttingen.
Duncker in Halle.
Eckermann in Weimar.
Ellissen in Göttingen.
Feuerbach in Bruckberg b. Ansbach.
Flügel in Meißen.
Gervinus in Heidelberg.
Göttling in Jena.
J. Grimm in Berlin.
W. Grimm in Berlin.
Haarbrücker in Halle.
Hagen in Heidelberg.
Haltaus in Leipzig.
Hand in Jena.
Helbig in Dresden.
Hertzberg in Elbing.
Hergwegh in Paris.
Hiecke in Merseburg.
Hoffmann von Fallersleben.
Jacobi in Breslau.
J. P. Jordan in Leipzig.
Jung in Königsberg.
Kahlert in Breslau.
Keller in Tübingen.
Klüpfel in Tübingen.
Koberstein in Pforta.
Köppen in Berlin.
Mayer in Oldenburg.
Merz in Aalen in Würtemberg.
Meyen in Berlin.
Kanzler **von Müller** in Weimar.
Müller-Strübing in Berlin.
Oppermann in Hoya.
Passow in Meiningen.
Pott in Halle.
Rapp in Rotweil.
A. Reumont in Berlin.
Regis in Breslau.
Ritschl in Bonn.
Rödiger in Halle.
Röpell in Breslau.
Rosenkranz in Königsberg.
Ruge in Paris.
Rupp in Königsberg.
Schäfer in Bremen.
Schöll in Weimar.
L. Schücking in Augsburg.
Schwarz in Halle.
A. Stahr in Oldenburg.
K. Stahr in Stettin.
Strauß in Stuttgart.
Teuffel in Tübingen.
Vischer in Tübingen.
A. Wellmann in Stettin.

Inhalt.

Seite

Theodor von Hippel und seine Lehre vom christlichen Staat. Von Dr. J. Rupp 1

Ungarns literarische und nationale Bestrebungen. Von Dr. J. P. Jordan 53

Über einige englische Trauerspieldichter nach Shakespeare. Von A. Wellmann 109

Melanchthon als Politiker. Von Dr. Karl Hagen in Heidelberg 157

Über Knigge. Ein Brief an den Herausgeber. Von A. Bock . 183

Der Begriff der antiken Elegie in seiner historischen Entwicklung. Von W. Hertzberg 205

Theobald Höck. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur. Von Hoffmann von Fallersleben 399

Über die Unterhaltungsliteratur der Deutschen. Vom Herausgeber 423

Theodor von Hippel

und

seine Lehre vom christlichen Staat.

Rede,

den 18. Januar 1841 in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehalten

von

Dr. J. Rupp.

V. A.! Wenn man bei der Feier der Gründung eines Staates es vorzieht auf die Vergangenheit zu blicken, so liegt vielleicht nichts näher als die Erinnerung an den einen oder den anderen derjenigen Männer, die eine Zierde dieses Staates gewesen sind; und wer in einer Stadt lebt, die solche Männer unter der Zahl ihrer Bürger hat, würde sich einer doppelten Undankbarkeit schuldig machen, wenn er sie übersehen und den Gegenstand seiner Betrachtung in der Ferne suchen wollte. Auch bei dieser Beschränkung ist für Königsberg die Wahl nicht leicht, sie wird es aber, wenn unter den Vielen, die an unsere dankbare Erinnerung Anspruch haben, ein Mann sich findet, dessen Leistungen nicht nach Verdienst gewürdigt scheinen. Das ist der Grund, aus dem ich mich für Th. v. Hippel entscheiden mußte.

Das Schicksal seines Namens beweist, daß es unter uns nicht an strengen Todtengerichten fehlt. Ich spreche nicht von den Feigen, die nur den Tod des Starken abgewartet, um über ihn herzufallen, sondern von seinen Freunden, die im Interesse der Wahrheit den Schleier auch von den Fehlern seines Privatlebens fortziehen zu müssen glaubten. Sicher gereicht es dem Verstorbenen zur Ehre, daß er Männer von solchem Charakter zu seinen Freunden gewählt, und es ließe sich vielleicht zur Entschuldigung seiner Fehler auch nach Th. Mundt's geistreichen Bemerkungen noch Manches hinzufügen. Ich würde indeß, auch wenn mir das Talent dazu gegeben wäre, diese Aufgabe nicht wählen, weil ich das Ge-

richt über den sittlichen Werth eines Menschen so sehr scheue, daß es nach meiner Meinung am sichersten ist, sich auch der Rechtfertigung auf diesem Gebiet der Beurtheilung zu enthalten. Gern hätte ich dagegen versucht, ein Bild von seiner eigenthümlichen Amtsthätigkeit zu geben, und damit eine Schilderung der damaligen Bildungszustände unsrer Vaterstadt im Allgemeinen und jenes Kreises ausgezeichneter Männer zu verbinden, die auf Königsberg nach einem Zeitraum von hundert Jahren zum ersten Mal wieder die Blicke des gesammten protestantischen Deutschlands lenkten. Die welthistorischen Ereignisse der neuesten Geschichte, die auch unsre Vaterstadt so nahe berührten, scheinen aber die Erinnerung jener Zeit schneller, als es sonst wohl geschieht, verdrängt zu haben, und die Unsicherheit und Lückenhaftigkeit der Überlieferung macht eine Darstellung jener Verhältnisse, besonders, sofern Hippel den Mittelpunkt derselben bilden soll, mehr als bedenklich. So sieht sich die Gegenwart auf die Betrachtung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit beschränkt, wenn es bei dem Reichthum des geistigen Lebens, der sich hier vor uns eröffnet, von Beschränkung zu sprechen erlaubt ist. Seine Stellung zur deutschen Literatur erinnert uns aber vor Allem daran, daß es das Geschick der meisten großen Männer gewesen, unverstanden durch's Leben zu gehen. Kann dem Schriftsteller etwas Übleres begegnen, als daß das Publicum den Ruhm desselben auf Verdienste gründet, auf die er selbst nie Anspruch gemacht, und dabei diejenigen Leistungen übersieht, in denen sich der wahre Lebensberuf desselben offenbart hat? Und über dies Mißverständniß hat sich Hippel zu beklagen. Man muß Cicero Unrecht thun, wenn man den Werth desselben nach seinen philosophischen Schriften, und Lessing, wenn man seine Bedeutung nach seinen dichterischen Werken beurtheilt. Man wird auch Hippel Unrecht thun, so lange man ihm keine andere Stelle giebt, als die ihm bisher angewiesene zwischen Sterne und Jean Paul. Eine Geschichte unserer Nationalliteratur, die sich auf die Kunst beschränkt, wird ihn nie recht würdigen können. Er hat

es oft genug in seinen Schriften ausgesprochen, daß er nicht Dichter sei und sein wolle; trägt er die Schuld, wenn man es ihm nicht geglaubt hat? Obschon diejenigen, welche ihn wider seinen Willen dazu haben machen wollen, zu entschuldigen sind: so ursprünglich und geistvoll, so gewaltig und übersprudelnd, so reich im engsten Kreise ist sein Humor. Ich möchte nur bezweifeln, ob der Humor in der Kunst seine eigentliche Heimath hat; wenigstens könnte er dann höchstens ein ausgewanderter Unzufriedener sein, der mit Fremden sich verbindet, um den heimathlichen Boden zu verwüsten. Wenn aber Hippel die Reihe der Dichter verläßt, unter denen man den Widerstrebenden so lange zurückgehalten, und die Zunft der Philosophen sich mit Recht seine Gesellschaft verbittet, wer wird ihn aufnehmen wollen? Ich glaube wohl die Stelle zu kennen, wo sein Haupt Ruhe finden könnte; aber es ist gefährlich, sie zu nennen, da bei weitem die Meisten darin übereinstimmen, daß die Propheten unter uns ausgestorben sind, und da diejenigen so furchtbar sind, die sich berufen glauben, über das Grab des Prophetenthums zu wachen. Doch muß ich den Gesichtspunkt wenigstens anzudeuten suchen, von dem die folgenden Worte über Hippel betrachtet werden müssen.

Ehe der neue Tag im Osten aufsteigt und der neue Frühling erblüht, erscheinen Vorboten, die das Nahen der Sonne und das Erwachen der Natur verkündigen. Wir beachten die Zeichen wenig, weil sie uns bekannt sind. Wenn nach der Nacht von Jahrhunderten ein neuer Tag und ein neuer Frühling des geistigen Lebens sich verbreitet, fehlt es auch an solchen Boten nicht; aber die Menschen beachten sie noch weniger, weil sie dieselben nicht für das erkennen, was sie sind. Sie erfreuen sich wohl an dem äußern Schmuck, den einige von diesen Boten tragen, treiben wohl ihre Kurzweil mit den sonderbaren Worten und Geberden Anderer, die Gelehrten erfüllen auch wohl ihre Pflicht und erklären, was diesen seltsamen Wesen fehlt, um verständige Menschen zu sein, wie andere Leute: aber trotz aller Theilnahme und allen

Pflichteifers bleibt das, was diese Boten eigentlich verkünden wollen, unverstanden. Sie sind vor Jahrtausenden Stimmen eines Predigers in der Wüste gewesen, und sind dasselbe nach Jahrtausenden. Aber sie sollen es nicht immer bleiben. Denn wenn freilich die Lebenserfahrung des Einzelnen über diese räthselhaften Gestalten keine Belehrung zu bieten vermag, so können wir doch durch die Überlieferungen der Geschichte auch die Erfahrungen längst verschwundener Geschlechter zu unserm geistigen Eigenthume machen. Wie die Zukunft sich entwickeln wird, hängt offenbar zunächst von der Aufnahme ab, welche die Verkündiger dieser Zukunft finden, und wenn wir selbst dabei betheiligt sind, werden wir die Bedeutung ihrer Lehren mit dankbarer Verehrung anerkennen, in welcher Form und Gestalt sie auch erscheinen. Ich bitte die verehrte Versammlung um ihre Theilnahme für den Versuch, unsern Hippel als einen der ersten Verkündiger dessen darzustellen, was wir erwarten oder wenigstens erwarten sollten, und worauf wir uns vorbereiten müssen, um, wie es dem Menschen ziemt, der Leitung der Geschichte mit offenem Sinn und freiem Entschluß entgegenzukommen. Ich bin bei der Behauptung, daß Hippel's wahre Bedeutung so allein erkannt werden könne, vielleicht unbefangener, als Redner es bei ihren eigenen Meinungen gewöhnlich sind, weil ich gestehen darf, daß ich selbst bei Hippel nie gesucht habe, was ich endlich in ihm fand. Zuerst werden uns einige Bemerkungen über seine individuelle Entwicklung beschäftigen; Erziehung und Lebensverhältnisse haben ihm offenbar die Erfüllung des Berufes, der ihn auszeichnet, wesentlich erleichtert. Nachdem wir auf diese Weise den Schlüssel seines räthselhaften Wesens gefunden, werden wir Hippel selbst seine Sache führen lassen können. Es wird nur einer gewissen Anordnung des Stoffes bedürfen; denn er scheint sich durch die pünktlichste Ordnung in seinen Amtsgeschäften mit den Menschen haben abfinden zu wollen, um in seinem Dichten und Denken seiner Abneigung gegen Alles, was System und Regel heißt, das freieste Spiel zu lassen.

Hippel war am 31. Januar 1741 in Gerdauen geboren. Großvater und Oheim waren Pfarrer gewesen, sein Vater gehörte wenigstens durch Kenntnisse und Sinnesart dem geistlichen Stande an, der auch in Ostpreußen bald nach dem Anfange des Jahrhunderts in die damalige Bewegung der deutschen Theologie hineingezogen war. Der Wolfianer Schultz hatte seine Stellung im Consistorium und als Director des Friedrich-Collegiums benutzt, um den Hallischen Pietismus unter der Ostpreußischen Geistlichkeit zu befestigen und den Grundsätzen dieser Richtung gemäß durch Errichtung zahlreicher Schulen die religiös-sittliche Bildung des Volkes zu heben. Hippel behauptet, daß die Männer aus dieser Schule, eine gewisse später angenommene Schönfärberei abgerechnet, die Geistlichen seiner Zeit sowohl an Gelehrsamkeit als an Herzenseinfalt übertroffen. Aber ihre Gelehrsamkeit hatte etwas von der Art, durch die sich die Großmutter in den Lebensläufen auszeichnet; sie wußte die Apfelart, die Adam und Eva gegessen, was für Federn Gabriel in seinen Flügeln gehabt, ob David ein Adagio oder Allegro vor Saul gespielt und wievielmal Sela. in der heiligen Schrift vorkommt. Auch konnte die Herzenseinfalt nicht sagen, daß sie gegen die Versuchungen der Welt und der Philosophie ausreiche: denn sie hatte weder diese noch jene kennen gelernt. Es ist die Gelehrsamkeit und Herzenseinfalt, welche die Mutter in den Lebensläufen nicht hinderte, sich wie ihr Verwandter, der Superintendent Paul Einhorn, der Annahme des Gregorianischen Kalenders und dem statt des zweigliedrigen durch Edict vom 19. August 1733 eingeführten dreigliedrigen Segen zu widersetzen, eine Herzenseinfalt und Gelehrsamkeit, die gegen die Auslassung des Exorcismus eiferte, stolz darauf war, aus dem Geschlecht Levi abzustammen, ja die gern den silbernen Becher gemißt haben würde, den noch der Großvater gebraucht, wenn ihr Verwandter Einhorn, weiland zweiter Superintendent in Curland, nicht den heidnischen Vornamen Alexander geführt, sondern Habakuk geheißen hätte. Es war also, wie man sieht, eine Herzenseinfalt,

die sich beim Teufel nicht mehr dächte, als beim zweigliedrigen Segen, und eine Gelehrsamkeit, bei der man viel Erbauung finden kann, wenn man es darauf anlegt. Aber gerade darum hätte sich ein kindliches Gemüth unter ihrem Einfluß wohl fühlen können; und es könnte uns sehr besorgt für Hippel machen, daß es ihm trotzdem in seinen spätern Jahren ganz an jener Erinnerung der Kinderfreuden fehlte, an der viele Menschen noch in ihrem hohen Alter sich erfreuen. Aber er liebte schon als Kind die Einsamkeit, eine Neigung, welche die Erinnerung an die Leiden, nicht an die Freuden des Zusammenlebens zu stärken pflegt. Die Stelle: »ich muß sein in dem, das meines Vaters ist,« war ihm immer sehr rührend und seine Erklärung derselben hielt ihn im Sommer im Garten, in dem er Gottes Tempel sah. Hier las er seinen Plutarch und Seneca, suchte in sich Anlage zu den Tugendhelden, von denen sie ihm erzählten, und lernte vornehm auf die Knaben herabsehn, die auf der Straße spielten und ihm an Sprachen und Kenntnissen so wenig gleichkamen. Die Bienen, die um ihn summten, waren seine Collegen und der Fleiß dieser Kleinen stärkte ihn in seinem Vorsatz ihre Arbeitslust sich anzueignen. Er verräth schon früh eine Disposition zu jener Krankheit des Geistes, die zu entstehen pflegt, wo ein starkes Bedürfniß sinnlicher Nähe und eine Unfähigkeit zur Auffassung scharfer Grenzen und bestimmter Gestalten sich mit einander verbunden. Das Auge, das die Welt der Formen nicht verstehen gelernt hat, schließt sich unwillkürlich; aber in der Finsterniß, die vor dem geschlossenen Auge entstanden, arbeitet der Sinnentrieb und weckt unsichere, schwankende Gebilde. Die Geheimnisse der Liebe und der Geisterwelt sind nahe verwandt, sagt Hippel an einer Stelle, und deutet damit jene Krankheitsform des geistigen Lebens an, die in seiner Zeit weit verbreitet war. So beschwor er als Kind die Geister seiner Autoren, umgab sich mit ihnen als seinen Schutzengeln und Geleitsmännern und unterhielt mit ihnen einen geistigen Umgang, der ihn darüber trösten mußte, wenn seine irdische Gesellschaft ihm nicht behagte.

Schon im sechsten Jahre hatte er angefangen mit Gott auf eine ähnliche Weise zu verkehren. Aber in das, was er sinnliche Gewißheit von Gottes Dasein nennt, und was durch die innige Frömmigkeit seiner Eltern und der verwandten Pfarrerfamilie in Löwenstein in ihm zu einer seltenen Kraft erstarkte, mischten sich unter dem Einfluß der pietistischen Strenge seines Vaters sehr bald sittliche Elemente. Durch's Gebet lebte, webte und war er in Gott. In meiner Kindheit, erzählt er, führte ich mit Gott ein patriarchalisches Leben. Das Gewissen ist das Ebenbild Gottes in uns. Mir war das Gewissen ein unwiderleglicher Beweis von der Existenz Gottes, es zeigte mir sein Dasein, sein Wohlgefallen und sein Mißfallen an. Es war mein sokratischer Dämon und, um christlich zu sprechen, mein Engel, mein Schutzgeist. Diesen bat ich oft in meiner Einsamkeit zu Gaste. Man muß, das lag mir in der Seele, mit dem, was man liebt, gemeinschaftlich genießen; und da setzt' ich ihm, trotz dem Abraham, da er Engel bewirthet, gleichfalls Etwas vor. Aber nie unterstand ich mich, meinem Schutzgeist etwas vorzulegen, wenn nur das allerkleinste, unbedeutendste Wölkchen in meiner Seele war; nur wenn wir recht gute Freunde oder Freunde durch mein Gutsein waren, nöthigte ich ihn auf diesen patriarchalischen Schmaus, auf diese geistige Schüssel Gerngesehen. — Wenn Abends nach dem Gesange gebetet wurde, betete er nicht mit, und als man ihn nach dem Grunde fragte, erklärte er, daß er ganz andere Dinge mit dem lieben Gott abzuthun hätte. Als man den jüngsten todtgebornen Bruder Abends aus seinem Zimmer nehmen wollte, bat er, ihn diese Nacht dort zu lassen; er wolle bei der Leiche einige Sterbebetrachtungen anstellen und dann ein Todtenfest feiern, nämlich schlafen gehen. Mit einem Wort, er machte gern, wie Minchen in den Lebensläufen, die Augen dicht zu, um mit seiner Seele in nähere Bekanntschaft zu treten und zu versuchen, wie es ihr nach dem Tode sein würde. Es ist nicht zu leugnen, in seine Religiosität mischten sich Neugierde und Sinnlichkeit, Witz und Phantasie, Stolz

und Furcht; aber wir würden sie unrichtig beurtheilen, wenn wir sie nicht für mehr als ein Gemisch von diesen Dingen halten wollten. Sie hatte vielmehr ein eignes, kräftiges Leben in ihm und spielte nur in allen diesen Farben, weil sie ihn ganz durchdrang und keine Seite seines Daseins unberührt ließ. Er las viel, er suchte seine Gedanken zu ordnen und übte sich sie auszudrücken: aber Gebet war die Seele seines Lebens und er hat bewiesen, daß es nicht nur angenehm ist, sich mit sich selbst beschäftigen, sondern auch nützlich. In enge Verhältnisse gestellt, abstrahirte er einsiedlerisch am liebsten auch von diesen und bildete sich aus dem Glauben des Christenthums seine eigene Welt. Die Eindrücke, welche sich während dieses idyllischen Lebens im Hause seiner Ältern und im Pfarrhause in Löwenstein seiner Seele eingeprägt, waren zu tief, als daß auch die stärksten Einwirkungen späterer Jahre sie hätten verwischen können. Die Universität, die er im fünfzehnten Jahre bezog, mußte bei seinem streng geordneten, unermüdlichen Fleiße den Kreis seiner Kenntnisse erweitern und sein Urtheil schärfen; aber Empfindungen, Grundsätze und Lebensansicht blieben dieselben, die äußere Welt war ein willkommener Stoff für seine Laune. Ein anderes Interesse wußte er ihr nicht abzugewinnen. Nichts war ihm gleichgültiger als die Politik; selbst die Siege des großen Friedrich und der Einzug der Russen in Königsberg nach der Schlacht bei Jägerndorf kümmerten ihn wenig. Seine Neigung zur Einsamkeit und die Art sie auszufüllen, war ihm auf die Universität gefolgt. Da lernte er im Hause des Holländischen Justizrath Voyt einen Russischen Officier kennen, den Sohn des Vice-Admiral v. Keyser, wurde sein Freund und ging, als dieser den Auftrag erhalten, den ersten Bernstein als ein Opfer des eroberten Preußen der Kaiserin Elisabeth zu überreichen, mit seinem Freunde, ohne Wissen seiner Ältern und wider den Willen seines väterlichen Freundes Voyt, nach Petersburg.

Wo wäre der Mensch, auf welchen der Gegensatz zwischen dem Pfarrhause in Löwenstein und dem Hofe der Kaiserin von

Rußland keinen Eindruck machte! Aber man denke einen Menschen, in dem Alles Phantasie und Leidenschaft, sprühender Gedanke und Thatendrang ist: oder man betrachte, wenn man es nicht kann, auch nur das Portrait von Hippel, das unser Museum aufbewahrt: und jeder wird wenigstens ahnen, was bei diesem Umschwung der äußern Verhältnisse in dem zwanzigjährigen Jüngling sich regte. Aber wenn wir auch die Eindrücke, welche der Hof der Kaiserin von Rußland auf Hippel in seinem Alter, nach seiner Erziehung machen mußte, nicht hoch genug anschlagen können, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die äußern Dinge in ihrer Wirksamkeit auf den Menschen davon abhängen, was der Geist in ihnen sucht, sieht und findet. Denken wir uns den mittelalterlichen Priester, dessen Auge unverwandt zum Himmel über sich aufschaut: und er wird, versetzt in jenes Gewühl des Lebens, nichts als Unwillen und Entrüstung kennen. Stellen wir den Junker, der in der Antichambre und bei Weibern seinen Himmel findet, in jenes reiche und üppige Leben der kaiserlichen Residenz: und die letzten Spuren der höhern Natur, die aus den Jahren der Kindheit ihm vielleicht noch geblieben, sind verschwunden. Hippel war weder jener Priester, noch dieser Junker. Er war nie darauf ausgegangen, sich an dem Verderben der Welt zu erbauen, und selbst wenn sein Gottesdienst dieser Art gewesen wäre: er war zu rein, sicher zu unerfahren, um leicht das Laster zu erkennen und ihm auf seinen Schleichwegen nachzugehen. Den Gefahren aber, welche der Hof von Petersburg für den Cavalier der modernen Zeit hatte, entging er noch leichter, denn seine Seele war zu groß und sein Geist zu reich, um vom Leben so wenig zu verlangen. Sicher konnte man bei der Mischung von Gewalt und Intrigue, welche die Regierung Elisabeths bildet, in dem damaligen Russischen Reiche, ohne die Fähigkeit, aus Allem den Geist herauszufühlen, den Gedanken nicht entdecken, der diesem Reiche eine ganz eigenthümliche Bedeutung verlieh. Aber Hippel besaß diese Fähigkeit in hohem Grade und so ging auf dieser Reise eine

neue Welt vor seinen Augen auf. Es war der Geist Peters des Großen, der ihm aus Allem entgegentrat, was er von Rußland sah und hörte. Es schlummerte in Hippel ein mächtiger Trieb nach Freiheit, und so sonderbar es klingt: — Rußland war es, das ihn erwecken mußte. Der Freiheit, zu der unsern Wanderer eine tiefe Sehnsucht zog, war es nicht um klare Begriffe, nicht um philosophische Begründung zu thun, nicht um Mittel und Zweck, sie bemühte sich nicht um Ordnung und System, nicht um Grundsätze und Garantien: sie war nichts als ein Trieb, der, verpflanzt in den rechten Boden, eines Morgens, durch die gesprengte Erdscholle, hervorgebrochen ist, entschlossen, Alles zu werden, was eigene Kraft und Licht und Last aus ihm machen wollen. Leben und Bewegung, den Menschen auf sich selbst gestellt, und seiner Kraft vertrauend, wie er der Welt als seines Eigenthumes sich erfreut und lustig über sie seine Gedankensaaten ausstreut, im kecken Glauben, daß es was Rechtes werden muß: das war es, wonach des Jünglings Seele sich gesehnt, und das fand er hier. Er sah ein Volk, das der Feuergeist Peters des Großen mit seinen Gedankenstürmen überfallen und aus einem jahrhundertelangen Schlafe aufgerüttelt. Was fragte Hippel danach, daß Montesquieu dieses Reich unter die Despotenstaaten stellen muß! Das Europa, das er verlassen, war ihm wie ein alter Pedant erschienen, der durch Erklärung von Erklärungen Andere über das belehren will, was er selbst nicht mehr versteht; wie ein hinfälliger Greis, der die Übereilung der Jugend schilt, weil sie sich schneller bewegt, als ihn seine Krücken tragen. Aus dem Werke Peters des Großen dagegen wehte ihn jener Übermuth der Jugend an, dessen Schöpfungen Umsturz und Zerstörung sind. Das alte Europa hatte mit seinem historischen Recht und seiner Priestersatzung wie eine todte Last auf seiner Brust gelegen; das Volk, das in dem Geiste Peters des Großen neugeboren war, kannte die Verpflichtungen und das böse Gewissen einer langen Vergangenheit nicht. Nichts war hier fertig und gebunden, keine feste Form und keine unwiderrufliche

Nothwendigkeit; Alles war im Werden und Entstehen, nichts Unmögliches gab es hier für den starken Willen; hier fand der Gedanke Raum zur That, und aus dem Entwurfe stieg ungehemmt das Werk hervor. Er empfand die Gewalt der Gegenwart, vor ihr verschwanden Vergangenheit und Jenseits; eine neue Ordnung der Dinge begann für ihn, die Schranken des Gesetzes brachen zusammen, er fühlte sich der Natur zurückgegeben, er war frei. Was er mit dieser Freiheit anfangen werde? Er wußte es nicht; das Eine wußte er, daß er nicht Theologe bleiben könne. Auch war ihm klar, daß er in dem Reiche, in dem seine Seele zum Bewußtsein der Freiheit erwacht war, dieser Freiheit selbst nicht leben könne. Er kehrte in sein Vaterland zurück. Ein Entwurf verdrängte den andern. Einen Augenblick beschäftigte ihn der Gedanke, jeder bürgerlichen Stellung zu entsagen und als Schriftsteller zu wirken. Er hatte vergessen, daß sein Geist nur im praktischen Leben und in großartiger Wirksamkeit Befriedigung finden könne. Als Hauslehrer in Wesselshöfen bei Königsberg entschloß er sich endlich die Rechte zu studiren. Man hat gesagt: aus Liebe, um durch Ehre und Reichthum die Hindernisse, die einer Verbindung entgegenstanden, wegzuräumen. Es war damals eine Zeit, wo man Alles aus Liebe erklären zu müssen glaubte. Hippel brachte vielleicht der Zeit das Opfer, und erklärte es selbst seinen Freunden so. Was aber diese Wahl nothwendig machte, hatte sich schon längst in seiner Seele vorbereitet. Bis zum zwanzigsten Jahre hatte er in der Heimath als Einsiedler und Mönch gelebt; die Irrfahrt in die Fremde machte ihn zum Menschen und zum Bürger.

Es ist bekannt, wie er vom Advocaten zum Criminal-Director aufstieg und 1780, noch vor dem vierzigsten Lebensjahre, zu den damals noch verbundenen Ämtern eines dirigirenden ersten Bürgermeisters und Polizei-Directors vom Könige ernannt wurde, so daß es ihm an Veranlassung auch praktisch in die Gestaltung des bürgerlichen Lebens einzugreifen nicht gefehlt hat, obschon auch die höchste Stellung in der damaligen Beamtenhierarchie ihn nicht

über die Widersprüche seines Lebens hätte hinwegheben und zur vollkommenen Befriedigung seines Daseins kommen lassen können. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sein inneres Leben zu vollenden. Um zu begreifen, welcher unaufhörlichen Kämpfe es zur Erreichung dieses Ziels bedurfte, vergegenwärtigen wir uns die Fülle und den Reichthum seiner geistigen Kraft. Das Jenseits hatte ihn in seiner Jugend mit jenem unwiderstehlichen Zauber gefesselt, den der Gedanke an die Ewigkeit ausübt, wie ihr Symbol, die Unendlichkeit des Weltmeers und des Himmels, der über ihm ausgespannt ist. Aber was er mit ächtem Römersinne von dem Kunstleben der Griechen dachte, war sicher auch sein Urtheil über jene contemplative Religiosität seiner Jugend: Müssigang ist überall, wo nicht gehandelt wird. Dies Bedürfniß zu handeln und zu wirken, das Gegebene nach frei gewählten Zwecken zu ordnen und zu gestatten, dies Bedürfniß einer gemeinsamen Thätigkeit, diese Theilnahme an Allem, was den Menschen bewegt, ließ ihn späterhin die gegenwärtige Welt und den Kampf des Lebens mit derselben Entschiedenheit ergreifen, mit der er sich früher den Geheimnissen der überirdischen Welt zugewendet. Aber wenn die Macht der Gegenwart in ihm auch eine Verachtung alles dessen erzeugte, was sich berechtigt wähnt, weil es das Zeugniß des Jahrhunderts für sich hat, so hatte doch der Gedanke der Ewigkeit und Zukunft von jener Veränderung nichts zu befürchten. Himmel und Erde stritten um seine Seele. Himmel und Erde hatte die bisherige christliche Kirche für einen unversöhnlichen Gegensatz erklärt: er konnte an diesen Gegensatz nicht glauben. Himmel und Erde zu versöhnen war sein Beruf, und durch diesen Beruf war er der Herold einer neuen Zeit. Aber in weiter Ferne lag noch der Friede des gelobten Landes; er war einer der ersten, welche den Muth hatten, zu behaupten, es gebe einen Weg dahin, er sei aber gerade entgegengesetzt dem Wege, den man bisher gewandelt. So mußte sein der Versöhnung geweihtes Leben innerlich und äußerlich für ihn ein steter Kampf sein, und erst die Jetztlebenden, die

diesen Kampf des mittelalterlichen Glaubens an das Jenseits mit der Verehrung eines gegenwärtigen Gottes immer allgemeiner werden sehen, können sein Streben ganz verstehen. Die Auflösung des Gegensatzes zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Jenseits und Diesseits zu einem unumstößlichen Glaubensartikel machen und diese Versöhnung predigen, noch ehe sie selbst vollzogen ist, dies und nichts Andres ist das Wesen des Humors. Daher ist diese Form der Anschauung und Darstellung seit Hippel's Zeit immer mehr eine Eigenthümlichkeit der ganzen Literatur geworden. In einem Briefe an Scheffner finden wir die Worte: »Ich segne Sie, mein Theurer, mit den Segnungen Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat. Eine Bankobligation auf Berlin war nicht zu haben.« Das muß Jedem, der Hippel's Wesen nicht versteht, frivol erscheinen und doch ist derjenige eigentlich der Frivole, der etwas der Art in diesen Worten findet. Mit seiner Eigenthümlichkeit, die ihn an die Grenzen zweier Weltalter stellte, hängt seine ganze Todesphilosophie zusammen. Wie ein reich variirtes Thema kehren in seinen Schriften immer die Worte wieder: »Eldorado ist unter der Erde!«

Aber wie sehr würden wir irren, wenn wir in diesen Worten die Grabesgedanken eines Anachoreten oder den Ausdruck eines Weltmannes fänden, der auf dem Wege ist, ein Betbruder zu werden. Er sagt vielmehr damit, was alle Weisen sagten: daß wir sterben müssen, ehe wir sterben. Er ist weit entfernt, den Lebendigen bei den Todten zu suchen. »In uns ist Eldorado, so schließt er sein letztes Werk, es sei oben oder unten oder auf Erden, ohne uns selbst ist kein Eldorado.« Den Ausdruck »sterben« hatte er aus den ältesten Urkunden des Christenthums genommen. Aber nicht ihn allein: alle seine Worte und alle seine Gedanken weisen uns auf diese Quelle zurück, und sein ganzes Verdienst war, das Christenthum von einer Seite darzustellen, von der es vor ihm Niemand kannte. Das Christenthum war, wenn nicht in dem Stifter, doch in der Geschichte und der thatsächlichen Entwicklung, ausschließend unter der Form der Religion erschienen.

Wie überall, so verwechselte man auch hier bald die Form mit der Sache. Um es rein wieder zu gewinnen, gab es vielleicht kein anderes Mittel, als von dieser Form zu abstrahiren; wie die Kunst bei den Deutschen im verflossenen Jahrhundert zuerst in der Form des antiken Lebens erschien und, um sie zu reinigen, nichts übrig blieb, als sich von der allein bekannten Form loszusagen und durch die Formlosigkeit oder Romantik hindurchzugehn. Dieser Schritt ist offenbar für die Kunst viel bedenklicher als für den Glauben, und doch mußte man sich auch dort zu ihm entschließen. Hippel war nun berufen, das Christenthum dadurch zu reinigen, daß er es von der Form der Religion trennte und in der Form des sittlichen und bürgerlichen Lebens erscheinen ließ. So entstand die Idee des christlichen Staates in ihm. Der oberflächlichen Betrachtung hat es oft geschienen, als sei er zu abhängig von Andern gewesen, und die Unbefangenheit, mit der er überall Rousseau und Kant seine Lehrer nennt, mag jene Oberflächlichkeit in ihrem Urtheil bestärkt haben. Aber, das Christenthum als den Grund seines geistigen Lebens vorausgesetzt, (und es gab keine ursprünglichere, unabhängigere Überzeugung, als die Weltanschauung Hippels) die Idee des christlichen Staates, die er der Nachwelt hinterließ, ist sein unbestrittenes Eigenthum. Gewiß werden Viele bei dem Nachdruck, der hier auf Hippel's christlichen Glauben gelegt ist, durch die Erinnerung an die Widersprüche seines Privatlebens in Verlegenheit gerathen. Aber, ich will absehn von den Erfindungen kleinstädtischer Neugier; mag sein Character von Sinnlichkeit und Herrschsucht, Geiz und Hochmuth nicht frei gewesen sein, doch sollten wir, dünkt mich, statt zu klagen, daß seine Grundsätze so wenig sein Leben durchdrungen haben, es ehrend anerkennen, wie seine Neigungen und Leidenschaften der Reinheit der Grundsätze, die er lehrt, so wenig Eintrag thaten. Daß das bürgerliche Leben, in dem er stand, seiner Idee eines christlichen Staates unzugänglich war, muß Jedem klar sein. Scheffner hatte ihm in einem Briefe das Glück beneidet, in seiner umfassenden

amtlichen Stellung soviel Gutes thun zu können. Hippel antwortet ihm: »Nicht also. Bei der jetzigen Lage der Welt, der Staaten, wer kann Gutes thun? Alles liegt manntief im Elend, im Verderben. Wenn die Welt nicht noch fortgeschoben wird, wer kann sie retten aus Trübsal, Angst und Nöthen! Wer kann ihr Unglück wenden? Steht's nicht in Autorhänden! steht's nicht hier, so steht's nirgends. Der Mensch kann in dieser Weltlage nicht handeln. Das Einzigste, was ihm noch übrig geblieben, ist das Denken.« An einer andern Stelle sagt er: »es giebt Tage, wo ich verzweifle, und Tage, wo ich fliege.« Die Wirklichkeit war es, die ihn verzweifeln ließ: für seine Idee des christlichen Staates gab es vorläufig nur Raum in seinen Büchern; wenn er schrieb, stieß er von sich, was ihn gerade drückte, und er fühlte sich frei und wohl.

Wir haben uns auf die Hauptpunkte seiner Entwicklung beschränkt, da es uns nur darauf ankam, mit Hilfe derselben seine schriftstellerische Thätigkeit, und zwar den Mittelpunkt derselben, die Idee des christlichen Staates, entstehen zu sehen. Diese mußten wir aber vorausschicken: denn seine Bücher sind er selbst. Das macht sie oft dunkel, aber das giebt ihnen auch das Leben und die Wahrheit, die ihnen eigenthümlich sind. Alle seine Werke von den Lebensläufen in aufsteigender Linie bis zu den Kreuz- und Querzügen sind Gelegenheitsschriften. Er schreibt ein Buch, weil der Irrthum und das Unrecht ihm selbst unangenehm sind, er ist im guten und bösen Sinn des Wortes Schriftsteller aus Neigung. Er erzählt in seiner Selbstbiographie aus der Geschichte seiner Kindheit, daß er, obschon gewöhnt, alle Speisen ohne Unterschied zu essen, doch keinen Geschmack an einem gewissen Kohl finden konnte, den seine Mutter aus dem ersten Ausschlag verschiedener Kräuter zusammenlesen ließ. Er sprach seinen Widerwillen aus: vergebens; er mußte sich mit der Hungerstrafe bedrohen lassen, und der Kohl kam öfter als vorher. »Da setzte ich mich, sagt er, und schrieb flugs ein ordentliches Buch wider den

unzeitigen Kohl. Hier zeigte ich, daß es dem lieben Gott nicht gefallen könne und daß es dem Menschen nicht wohl anstehe, wenn das göttliche Ebenbild sich mit den Thieren so gemein mache; daß etwas, welches Mensch und Vieh mit Füßen treten, unmöglich ein Nahrungsmittel für den König der Erdenschöpfung sein könne; daß nach aller Wahrscheinlichkeit nichts, als was ausgewachsen wäre, dem Menschen dienlich sei; daß der Mensch zur Naturverschönerung berufen sei, zum Feld- und Gartenbau u. s. w. Diese kindische Abhandlung gefiel meinem Vater und meiner Mutter, ich wurde nicht mehr zu dem Kohl gezwungen.« Hippel hat damit mehr als eine Anekdote aus seinen Kinderjahren gegeben; er hat damit das Geheimniß seines Autorlebens uns entdeckt. Alle seine Werke sind nichts als neue Auflagen dieses seines ersten Buchs *wider den unzeitigen Kohl*; nur hatte keine seiner folgenden Arbeiten einen so schnellen und vollkommnen Erfolg als diese erste.

Wir entnehmen seine Lehre vom christlichen Staate, zu der alle seine Werke Beiträge liefern, zunächst seiner durch eine Preisaufgabe der Göttinger Gesellschaft hervorgerufenen Abhandlung über die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und seiner Nachricht die v. Kawatschinoka'sche Untersuchung betreffend, und besonders dem erst nach seinem Tode herausgegebenen Fragment über Gesetzgebung und Staatenwohl, das er in den achtziger Jahren begonnen. Ein Anhänger der Kantischen Schule, dem dieses letzte Werk zur Beurtheilung vorlag, hielt die ganze Arbeit für verfehlt, weil darin fortwährend Geschichte und Wissenschaft verwechselt sei. Hippel hätte also die Geschichte auf Kosten der Wissenschaft bevorzugt? Das wäre unstreitig eine eigenthümliche Genugthuung gewesen, zu der er sich noch spät entschlossen; denn wir wissen, daß er von dem, was man als Geschichtswissenschaft ausgab, schon in frühen Jahren gering dachte und daß zu den Aufgaben, an deren Ausführung er verhindert, Pyrrhonismus historicus gehörte, eine Abhandlung, in der er die Unzuverlässig-

keit aller historischen Überlieferung hatte nachweisen wollen. Der Vorwurf des Kantianers wird aber dadurch noch befremdender, daß es gerade die Wissenschaft gewesen sein soll, deren Ansprüche er im Interesse der Geschichte verkannt hätte, da er von der Wissenschaft, die die Schulen der Philosophen als die ihnen vorbehaltene Entdeckung in der Welt des Geistes betrachteten, nicht günstiger urtheilte, als von der Geschichte. Hippel war so sehr mit ganzer Seele dem Leben zugewendet, daß er in der Wissenschaft des Philosophen, sie mochte als Metaphysik oder Kritik auftreten, nur eine bedenkliche Verirrung von dem Wege zur Wahrheit sah. Ist, sagt er, die beste Theorie, die nicht praktisch werden kann, mehr als ein Leib ohne Seele, ein starker Mensch, der nur den kleinen Fehler hat, daß er die atmosphärische Luft nicht vertragen kann, und mithin sich nur zu leben dünkt, eigentlich aber lebendig todt ist? Jene Verwechselung von Geschichte und Wissenschaft, welche die Kantische Philosophie seinem Werke über Gesetzgebung und Staatenwohl von ihrem Standpunkt aus vorwerfen mußte, war, daß ich es kurz sage, nicht ein Fehler, den Hippel zu vermeiden gesucht, ohne ihm jedoch entgehen zu können, sie war vielmehr ein Vorzug, den er sein Leben hindurch erstrebte, sie war ein Verdienst, das er, so weit die damalige Entwickelung es zuließ, wirklich errungen hat. Er strebte auf seine Weise die Philosophie von dem Himmel auf die Erde herabzuführen, er nennt seine Theorie eine abstrahirte Praxis und bei dem Bedenken, ob seine Ansicht von dem Unterschiede zwischen Mann und Weib auch von der ältesten Urkunde, der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, bestätigt würde, antwortet er: Zu übersiebnen sind dergleichen alte und wohlbetagte Dinge nicht und wozu auch diese gefährliche Beweisart? wozu auch, da wir Vernunft und Erfahrung als Zeugen zum ewigen Gedächtniß anrufen können! Aus dieser zweien Zeugen Munde bestehet alle Wahrheit. Hippel hat sich eine Aufgabe gestellt, zu deren reiner Lösung der beschränkte Horizont des menschlichen Blickes vielleicht nicht ausreicht, die aber sicher für

den freien Geist die würdigste ist und an der der Gedanke des Menschen immer aufs Neue seine Kraft messen muß, wenn nicht freies Denken zu sclavischem Nachdenken und lebendige Geschichte zu abergläubischer Tradition herabsinken soll, eine Aufgabe, deren Bearbeitung die berühmtesten Männer Deutschlands in der ganzen Zeit von Hippel bis auf unsere Tage mit immer neuer Lust und immer höherm Muthe sich unterzogen haben: er hat nicht der Advocat sein wollen, der einseitig die Rechte einer Wissenschaft vertheidigt, um ihre Grenznachbarn zurückzudrängen, er hat der Richter sein wollen, der mit freierm Blick die Rechte der Streitenden abwägt und ein gerechtes Urtheil findet.

Wenn er in der Lehre vom christlichen Staat, in dessen Erkenntniß seine ganze Bildung sich vollendet, gemeinfaßlich zu werden strebt, so werden wir ihm vielleicht oft eine größere Klarheit und Bestimmtheit wünschen, und wenn er für diese Lehre den Rath der Erfahrung sucht, werden wir sicher die Mängel der gelehrten Bildung seiner Zeit auch bei ihm entdecken. Daß er aber diejenigen, welche von der philosophischen Methode, und diejenigen, die von historischen Documenten das Heil der Welt erwarten, zu unversöhnlichen Feinden hat, läßt uns seine Fehler übersehen und in ihm einen Mann finden, von dem es in Wahrheit heißen kann: ein Freund in der Noth.

Die Geschichte berichtet so viel Unchristliches von denjenigen, die sich allerchristlichste Könige nannten, daß die Scheu gerechtfertigt ist, mit der Hippel in seinen Belehrungen über das Wesen des christlichen Staates diese Bezeichnung selbst vermeidet. Aber über den Zusammenhang seines Ideals einer Gesetzgebung mit den historischen Anfängen des Christenthums war er sich durchaus klar. Es ist seine Überzeugung, daß die Vernunft, in welcher Gott und Mensch vereinigt ist, sich in dem Gründer des christlichen Glaubens zum ersten Mal vollkommen ausgesprochen. Diese Überzeugung dient seiner gesammten Darstellung des idealen Staates zur Voraussetzung, aber er erklärt sich darüber auch ganz unum-

wunden. Das Christenthum, sagt er an einer Stelle seiner Biographie, ist über die Erkenntniß der alten Weisen von Gott, Vorsehung und künftiger Welt hinausgegangen. Die reine Lehre Jesu stellt Gott als Vater dar, der alle Geschöpfe und Menschen liebt, und sucht eine allgemeine Bruderliebe unter den Menschen zu bewirken. So wollte Christus ohne Geräusch eine politische Verfassung in der Welt allmälig und durch sich selbst einführen, für die bis jetzt noch kein Sinn vorhanden ist. Nach Montesquieu soll sich die monarchische Regierungsform auf Ehre, die republikanische auf Tugend gründen; die christliche, eine noch bis jetzt unbekannte Regierungsform, gründet sich auf Liebe.

Seiner Ansicht von der Verbindung zwischen Wahrheit und Wirklichkeit, zwischen Vernunft und Erfahrung, wahrer Philosophie und Geschichte entspricht der Glaube an die Verwirklichung seiner christlichen Regierungsform, und der feierliche Ton, der seiner Darstellung überhaupt eigen ist, wird frei von allem Gesuchten, rein und voll, wenn er der Zukunft vorgreift und mit einzelnen, großartigen Umrissen das Bild des Zustandes zeichnet, in welchem sein Ideal eines christlichen Staates herrschen wird. Der Argwohn wird dem Vertrauen weichen, man wird dann nicht, gelehrt und ungelehrt, mit Federn und mit Waffen streiten, was und wie viel das Volk seinem Alleinherrscher übertragen habe. Kirchliche Gebräuche und Glaubensbekenntnisse und die, die über sie wachen, werden die Völker nicht mehr trennen, wenn der Zeitpunkt eintritt, wo Gott nicht im Tempel mit Händen gemacht, sondern durch Tugend und den Gebrauch des Gesetzes der Freiheit geehrt wird, und wo das Bewußtsein moralischer Vollkommenheit der göttliche Beruf zum Priesterthum ist. Diese Zeit ist noch nicht erschienen, weil noch nicht erschienen ist, was der Mensch sein und werden kann; wir wissen aber, daß, wenn sie erscheint, Gott und das Gute regieren wird.

Hippel mußte erwarten, daß sein Jahrhundert in solchen Vorstellungen nichts als Bilder der Phantasie finden werde, welche die

Sehnsucht einer schönen Seele geschaffen. Denn die französische Richtung, die in den obern Schichten der Gesellschaft herrschte, besaß zuviel Selbstzufriedenheit und vornehmes Wesen, und die Orthodoxie, welcher der Bürger und Bauer noch anhing, hatte zu wenig Freiheitsgefühl und Gedankenbewegung, um ihn zu verstehen. Je weniger Hippel mit seinem Glauben von der Masse der Zeitgenossen verstanden zu werden hoffen durfte, um so mehr verlangte es ihn, aus der Geschichte der Vergangenheit ein Wort der Ermuthigung zu vernehmen; und da er durch seine Welt- und Menschenkenntniß seine Hoffnungen geläutert und von allem Schwärmerischen befreit, ließ sich jenes Verlangen auch durch leise Andeutungen und schwache Anfänge befriedigen. So hielt er sich an eine Secte, die in Deutschland kurz vor seiner Zeit Gegenstand der heftigsten Verfolgungen gewesen war, deren Grundsätze in mehr als einer Beziehung ihm selbst für die sittliche Bildung des Einzelnen sehr bedenklich erschienen, an eine Secte, in welcher heute sehr Wenige etwas Anderes als eine kirchengeschichtliche Merkwürdigkeit sehen. Ihm entging die welthistorische Bedeutung — welthistorisch so gewiß, als das Christenthum selbst es ist — nicht, die in der Verbrüderung der Herrnhuter liegt. Er ließ sich durch die Sonderbarkeiten des Stifters und die Fehler der Organisation der Gesellschaft nicht abhalten, jene Verbindung als eine Bürgschaft zu betrachten, daß die bis jetzt unbekannte christliche Regierungsform, die sich auf Liebe gründet, nicht immer unbekannt bleiben soll. Seine Worte sind: Der Herrnhutismus, recht verstanden und geläutert, giebt hievon ein Bild in Miniatur und einen Beweis öffentlich geführt, daß es mit dem Christenthum Ernst werden, daß es moralisch und praktisch sein und geübt werden könne.

Die Idee des christlichen Staates, welcher nach Hippel's Ansicht an die Stelle der bisher bekannten zu treten bestimmt ist, giebt uns ein natürliches Band für die beiden Hauptbetrachtungen, welche in seiner Schrift über Gesetzgebung und Staatenwohl ne-

ben einander gestellt sind, ohne daß der beide durchdringende Gedanke bestimmt ausgesprochen wäre. Jene Hauptbetrachtungen beschäftigen sich aber mit den beiden Behauptungen, daß die positive Gesetzgebung der göttlichen oder natürlichen nachahmen und väterlich sein müsse: und zweitens, daß jeder Gesetzgebung eine weltbürgerliche Absicht zum Grunde liegen müsse. Bevor wir der Entwickelung dieser Sätze näher treten, müssen wir einzelne Ausdrücke und Vorstellungsweisen der damaligen Zeit und Hippel's insbesondere, so weit das Verständniß des Folgenden dadurch bedingt ist, uns zu vergegenwärtigen suchen.

Zuerst hatte das Wort »Natur« damals bekanntlich eine andere Bedeutung als jetzt. Es kann befremdend scheinen, ist aber gewiß sehr heilsam gewesen, daß unter uns der Begriff Natur um so mehr an Würde verloren hat, je mehr das Interesse für die Naturwissenschaften in der neuesten Zeit gestiegen ist und je mehr wir erkannt haben, wie wichtig sich die in der vernunftlosen Schöpfung schlummernden Kräfte für die Förderung des menschlichen Wohlseins erweisen. Wir ordnen die Natur dem Geiste, wir ordnen sie noch entschiedener der sittlichen Bildung unter. Damals war dieser Gegensatz nicht so geläufig; es war über die gebildetern Völker Europas der Geist der Selbsterkenntniß gekommen; man entdeckte mit dem gemischten Gefühl von Scham und Stolz, was Aberglauben und Trägheit, Selbstsucht, Willkür und Geschmacklosigkeit aus dem Menschen gemacht, wie sie die reichen Anlagen seines Wesens entstellt hatten; man suchte nach einem Ausdruck für diesen Widerspruch zwischen der ursprünglichen Kraft und der ärmlichen Erscheinung der menschlichen Gattung und bezeichnete die Freiheit von allen willkürlich gemachten, den Menschen beengenden, verunstaltenden Formen mit dem Namen Natur. Diesen Sinn hat das Wort, wenn Hippel oft so begeistert das neue Naturevangelium predigt. Es ist wahr, dieser Ausdruck theilte alle Schicksale eines Modewortes, es verbarg sich unter ihm oft die niedrigste Denkart; aber wenn Hippel es braucht, trägt er

den unendlichen Reichthum seiner Weltanschauung darauf über, die Natur ist ihm das Wort Gottes, die menschliche Natur bezeichnet ihm die in dem Menschen sich am vollkommensten offenbarende Gottheit. Und so werden wir begreifen, warum er zu dem Satz, daß die Quelle alles Rechts in der menschlichen Natur liegt, die Worte hinzufügt: ich glaube, so werde ich jeden Abschnitt meines Buches anfangen. Es ist wichtig, schon hier zu bemerken, daß er dies Gebiet der Natur nicht verläßt, wenn er den vollkommenen Bürger als das Ideal der Menschheit bezeichnet.

Eine ähnliche Veränderung als der Ausdruck »Natur« hat in der Zeit, die zwischen Hippel und uns liegt, das Wort »positiv« erfahren. Bei civilisirten Völkern wird ein großer Theil der Wörter zu willkürlichen Zeichen, und besonders trifft Fremdwörter dieses Schicksal. Doch herrscht auch hier nicht ein blindes Ungefähr, und wenn es dem Forscher gelingt, den Zusammenhang und die Motive der Veränderungen nachzuweisen, so sind die Ergebnisse reich an Belehrung. So liefert auch die Untersuchung, wie das Wort »positiv« bei Vielen unserer Zeitgenossen zu hohen Ehren gekommen, überraschende Aufschlüsse über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Hier genügt es, zu bemerken, daß Hippel im Sinne seiner Zeit das Positive mit Mißtrauen und Argwohn verfolgte. Kein positives Gesetz, dessen Verbindung mit den Grundsätzen der Vernunft getrübt ist, findet vor ihm Gnade. Sehr bezeichnend für seinen Begriff des Positiven ist folgende Stelle, in welcher der Oberbürgermeister von Königsberg zu den Rednern und Dichtern, vor denen schon Lykurg und Plato warnten, auch noch den Rechtsgelehrten fügt: »Ein jedes Gesetzbuch sollte mit dem Menschenrechte anfangen, zum allgemeinen Staatsrechte übergehen, von diesem zu dem besondern Staats- und sodann zu dem bürgerlichen Privatrecht kommen. Vielleicht ist dies an allen neuern Gesetzbüchern zu tadeln; denn obgleich jedes unverkennbare Spuren des Gefühls der Menschenwürde und der Überzeugung der Menschenrechte an sich trägt — so sehen sie doch

vor dem Walde des positiven Rechts die Bäume des natürlichen nicht. Da die meisten Regierungen zufällig entstanden und nicht durch richtige Folgen aus allgemeinen Grundsätzen der Staatswissenschaft abgeleitet worden sind, — so ist es wohl um so mehr begreiflich, warum das Staatsrecht fast überall ein Geheimniß, oder, wenn's hoch kommt, ein Stückwerk ist, in dem die meisten regierenden Herren sich nicht blos von Dichtern und Rednern, sondern auch von Rechtsgelehrten allerunterthänigst, treugehorsamst versichern lassen, daß alle Verbindlichkeiten bloß einseitig wären, und für den Fürsten kein anderes Gesetz sei, als ein furchtloses Gewissen, welches gemeinhin ein ganz ander Ding ist, als das Gewissen anderer ehrlicher Leute.« Positive Gesetze sollen nach der Ansicht der Zeit, in deren Sprache Hippel schrieb, nichts anderes sein, als das Vernunftgesetz, angewendet auf die bestimmten Verhältnisse eines Volkes. Darum müssen sich positive Gesetze nach der Aufklärung eines Volkes an Verstand und Willen ändern, und positive Gesetze auch nach solcher Veränderung festhalten und dem ewigen Gesetze Gottes in der Vernunft gleichstellen, ist ihm eine Gesetzabgötterei und ein von gewinnsüchtigen Priestern absichtlich unterhaltener Wahn. Diese Kritik der positiven Gesetzgebung, welche die Motive des Eigennutzes immer mehr ausschließt, bezieht sich weil auf alle rechtlichen Verhältnisse, auch auf das Staatsrecht; »denn dieser Staat braucht Vormünder, jener Curatoren, ein dritter rathende Verwandte, und ein vierter nur Gewissen!«

Wie die Natur und das Positive damals anders gefaßt wurden, als jetzt, so der Begriff des Vertrages. Es giebt Zeiten, in denen die Kunst Verträge zu umgehen mit dem Mangel an Kraft sie aufrecht zu erhalten gepaart ist. Es ist begreiflich, daß in solchen Zeitaltern der Begriff der Verträge an Geltung und Ansehen verliert. Als Hippel schrieb, hatte man diese Erfahrungen noch nicht gemacht, es herrschte in dieser Beziehung noch ein Zustand der Unschuld, und Rousseau und Franklin, die nach Hip-

pel in allen Nationalversammlungen als Bild und Überschrift aufgestellt werden sollten, hatten durch das Wort »Vertrag« an so erhabene Vorzüge des Menschen erinnert, daß vielleicht nie für einen nackten Rechtsbegriff solche Begeisterung geherrscht hat, als damals für den des Vertrages, und bei allen Zweifeln, die wir gegen die Zweckmäßigkeit dieses Ausdrucks erheben mögen, werden auch wir der Sache, die man damit bezeichnete, unsre Anerkennung nicht versagen können. Man gründete die Gesellschaft auf den Vertrag, weil man das Recht nicht auf Gewalt gründen wollte. Hippel hält Friedrich II. für den größten unter allen Königen: aber er getraut sich zu behaupten, daß Friedrich unter den Menschen mit einem andern Range sich zu begnügen geruhen werde, obgleich ihm der Ruhm eigne und gebühre, daß das hohe Wort Menschenrecht nicht ein Consonant in seinen Staaten war und daß ihn kein Regentenfieber anwandelte, wenn seine Hausphilosophen über diesen Text vielleicht oft sehr zur Unzeit predigten. Des Königs Abneigung gegen Rousseau kam nicht daher, daß er zu dreist das Prognostikon den Despoten stellte. »Nein, fügt Hippel hinzu, der König liebte Rousseau nicht, weil er ihm, wie Shakespeare dem Voltaire, ein berauschter Wilder schien, und das vergebe Gott dem Könige und seinem damaligen Beichtvater Voltaire!« — Wenn jene Zeit die Verabredung und den Vertrag der Gewalt entgegensetzte, so dachte sie offenbar nicht an irgendwelche in aller Form Rechtens ausgestellte Urkunde, sondern meinte jenen idealen Vertrag, der eine Gesellschaft so ordnet, daß ihre Mitglieder in den Gesetzen derselben nichts haben als die Aussprüche der Vernunft. Wo dieser ideale Vertrag galt, da herrschte göttliches Recht. Wir werden also, um Hippel recht zu verstehen, bei der Natur an das göttliche Gesetz, bei positiven Gesetzen an die einer steten Kritik bedürfenden bestehenden Gesetze und beim Vertrag an die jeder Gesellschaft zum Grunde liegende Gegenseitigkeit der Pflichten und Rechte zu denken haben.

Nach diesen Vorbemerkungen begleiten wir unsern Schriftsteller zu seiner Betrachtung über den ersten Grundsatz der christlichen Regierungsform, welcher verlangt, daß die Gesetzgebung väterlich sei. Gott wird im christlichen Glauben als Vater dargestellt: daraus ergeben sich für Hippel die ersten Grundzüge des christlichen Staates. Es hätte kaum einer besondern Bemerkung bedurft, um zu erinnern, wie weit die heilige Vaterschaft, von der Hippel redet, sich von der väterlichen Regierung des Kirchenstaates oder der Jesuiten in Paraguay entfernte. Wichtiger ist, daß Hippel auffordert, bei dem Nachdenken über diesen Gegenstand von jeder historisch gegebenen Regierungsform abzusehen, auch von derjenigen, die der väterlichen am ähnlichsten zu sein scheint, der monarchischen. 1. Der Vater, dem die Pflicht der Erziehung ein Recht giebt, die freien Handlungen der Kinder zu bestimmen, befiehlt nicht, damit gehorcht werde, sondern weil es das Beste seiner Familie so fordert. 2. Die Strafe des Vaters darf nichts anderes als die Besserung der Kinder bezwecken. 3. Ältern suchen ihre Kinder mehr durch Vorbild und Beispiel, als durch Anordnungen zur Erfüllung des Gesetzes zu leiten, und darum gründet sich die Beobachtung des Gesetzes bei den Kindern nicht auf Furcht und Gewalt, sondern auf Liebe und Achtung. 4. Wo statt des Beispiels die positive Vorschrift eintritt, richtet sich diese nach der göttlichen, d. h. sie ist weiser Rath mit einer in der Natur der Sache liegenden Strafe verbunden. 5. Der Vater überträgt seinen ältern, erfahrenern Kindern das Amt, auf seine Anordnungen zu halten, die Übertretung zu ahnden, Streitigkeiten beizulegen. Dies Geschäft wird aber nicht ihm zu Gefallen, noch weniger wegen Ehre und Gewinn, sondern aus Achtung vor dem Gesetz übernommen. Man darf diese Hauptbestimmungen, welche Hippel in der väterlichen Regierungsform findet, nur mit einem Blicke überschauen, um von der hohen Bedeutung derselben überzeugt zu werden und mit dem Schriftsteller darin übereinzustimmen, daß man sich in den vorgeblich christlichen

Staaten diese Grundsätze einer väterlichen Gesetzgebung so wenig als möglich eigen gemacht hatte.

Versuchen wir es, mit dem Inhalt der einzelnen Bestimmungen uns näher bekannt zu machen. Das Recht des Vaters über die freien Handlungen der Kinder wird aus seiner Pflicht, sie zu erziehen, hergeleitet; er befiehlt also nicht, weil er im Besitze überlegener Macht ist, sondern weil das Beste der Kinder es fordert. Die väterliche Gesetzgebung beginnt zwar zu einer Zeit, wo die Kinder noch nicht ihren Willen äußern können, nichts destoweniger setzt sie eine stillschweigende Verabredung voraus, und stillschweigende Verabredungen sind das Heiligste in der Welt, da sie unmittelbar in der Natur ihren Grund haben. Die Ältern geben während der ersten Jahre den Kindern Vorschriften, ohne den Grund derselben anzuführen; aber sie wenden Alles an, diese Zeit so viel als möglich abzukürzen, weil sie wissen, daß ihre Mühe erst dann von dem rechten Erfolge gekrönt sein wird, wenn die Kinder Grund und Zusammenhang der Vorschriften erkennen. Darum darf in einer väterlichen Regierung bei den Gesetzen nie der eigentliche Grund derselben weggelassen, am wenigsten aber durch hohe Titel und Gewaltsandeutung ersetzt werden. Hippel bezweifelt nicht, daß die Menschen eher den Grund des Gebots, als das Gebot selbst zu prüfen die Gewohnheit haben, und daß sie wähnen, das Gesetz selbst übertreten zu dürfen, wenn sie den Grund desselben zu widerlegen im Stande sind; dies hindert ihn aber nicht zu behaupten, Gesetzgeber dürften sich nur dann von der Pflicht, Gründe anzugeben, entbunden halten, wenn die Gründe sich von selbst verstehen und die Staatsbürger ein erprobtes Zutrauen zu diesen Anordnungen haben.

Zu Strafmitteln, sagt Hippel in seinen Bemerkungen über die Verletzung öffentlicher Anlagen, habe ich das kleinste Zutrauen, besonders bei Deutschen, die vor Strafen so leicht nicht erschrecken, gründlich helfen allein die moralischen Mittel der Erziehung, Aufklärung, Besserung und bürgerlichen Freiheit; aber der väterlichen

Regierung durchaus unwürdig sind Strafen, bei denen es nicht allein auf die Besserung abgesehen ist. Dem Verbrechen soll vorgebeugt, nicht aber der Gerechtigkeit ein Opfer gebracht werden: das ist im Allgemeinen die Absicht, die jeder väterlichen Strafgesetzgebung zum Grunde liegt, und diese Absicht ist nur zu erreichen, wenn man bei Bestimmung der Strafen nicht sowohl auf die Schuld des Verbrechers, als auf das Urtheil der Vernunft über den Character des Vergehens und auf das Urtheil der Klugheit über den Einfluß des Beispiels Rücksicht nimmt. Wenn die Strafe allein die Besserung bezweckt, so werden dadurch diejenigen Strafen ganz ausgeschlossen, welche beweisen, daß der Staat die Erziehung der Bürger aufgiebt, z. B. die Landesverweisung und jene gesteigerte Landesverweisung, die Todesstrafe. Wo erziehende Grundsätze bei der Strafgesetzgebung herrschen, wird ferner das Abkaufen der Strafen mit Geld bedeutende Einschränkungen erfahren; wer wie der Pöbel handelt, sagt Hippel, muß sich auch wie der Pöbel behandeln lassen. Und wenn es nicht zu leugnen ist, daß körperliche Strafen bei nicht ganz verderbten Verbrechern oft Erbitterung und Verzweiflung erzeugen, und daß Belohnungen für die Entdeckung von Verbrechern oft Vertrauen als Dummheit, und Betrug als löbliche Klugheit erscheinen lassen, so wird eine väterliche Gesetzgebung sich auch hier der sittlichen Gefühle annehmen und die Sicherheit der Bürger nicht mit dem Opfer ihrer Sittlichkeit erkaufen wollen.

So sehr es der väterlichen Regierungsform zu widersprechen scheint: Hippel hält das Begnadigungsrecht nicht nur für die gefährlichste Sache von der Welt, sondern behauptet, daß es unvereinbar sei mit den Grundsätzen des christlichen Staates. Gnade üben, heißt sich über das Maß menschlicher Kraft erheben, und mehr als von der Gnade verspricht sich Hippel von der eben so heiligen, als vernachlässigten Wahrheit, daß auch der strafbare Sohn immer Sohn bleibt und seine Hausgenossen seine Brüder. Eine Gesellschaft, die diesen einen Gedanken zu der ihm gebüh-

renden Herrschaft erhöbe, müßte das ganze Straf- und Gefängniß-System der durchgreifendsten Reform unterwerfen. Zumal wenn sie den andern damit verbindet, ohne den christliche Gesinnung gar nicht gedacht werden kann, den Gedanken, daß es neben dem Schuldigen keinen durchaus Schuldlosen gebe, und daß die Schuld aller Vergehen zum großen Theil auf diejenigen zurückfällt, denen die Pflicht der Erziehung oblag. Liegt es nicht, fragt Hippel, an der Erziehung und sonach am Vater, wenn ein Kind des Hauses zu den Verworfenen gehört? Fürsten, so apostrophirt er die Inhaber des Begnadigungsrechts, habt ihr schon in Erwägung gezogen, daß ihr Mitschuldige seid, wenn es an euern Erziehungsanstalten lag, daß eines eurer Staatskinder den rechten Weg verfehlte?

Die väterliche Regierung will durch Vorbild und Beispiel wirken, darum richtet sie die Gesetze so ein, daß sie ein unverkennbarer Ausdruck des Guten und Wahren sind, welches mit dem Gewissen im Bunde so große Gewalt über den Menschen übt. Je weniger unmittelbaren Antheil der Gesetzgeber an seinen Gesetzen nimmt, um so reiner und achtungswürdiger ist seine Gesetzgebung. In einer väterlichen Regierung dürfen sich diejenigen, welche die Gesetze handhaben, nicht mit Handlungen begnügen, die nur mit dem Buchstaben des Gesetzes übereinstimmen, dürfen sie nie den Geist des Gesetzes verleugnen und die Beobachtung desselben auf das Interesse der Neigung gründen. Nur wenn der Richter selbst das lebendige Gesetz ist, kehrt in den Gerichtshöfen jene Milde, Billigkeit und Menschlichkeit ein, die das Böse mit Gutem überwindet, während es eine allgemeine Erfahrung ist, daß die unmoralischen Richter die härtesten sind. Wie hätte Hippel den wohlthätigen Einfluß übersehen können, den ein weiser Fürst unmittelbar durch ein tugendhaftes Leben ausübt! Friedrichs des Großen Muth und Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Pflichttreue haben mehr gewirkt, als seine Gesetzbücher. — Fleiß und Mäßigkeit, sagt er, dies Paar Staats-Cardinaltugenden, können durch-

aus nicht durch Gesetze, sondern müssen durch Beispiel des Regenten in Umlauf gebracht werden. Denn etwas dem gemeinen Manne verbieten, wodurch sich der Regent und seine Gesellschaft, es sei nun in Purpur und köstlicher Leinewand, oder im alltäglichen herrlich und in Freuden Leben, auszeichnet, hieße geflissentlich die Begierden reizen.

Nach der Lehre des Stifters der christlichen Religion waren die Gebote Gottes Rathschläge, seine Verbote väterliche Warnungen und die Pflichten kindliche Liebe. So darf der Ton der Gesetze in den väterlichen Regierungsformen nicht einen bloßen Gebieter verrathen. Wenn Gesetze unter Donnern und Blitzen, wenn sie im Imperativ gegeben werden, so müßten sie, auch wenn sie von den Weisesten kämen und von den Gerechtesten im Volke ausgeübt würden, schon wegen dieses Tones anstößig werden. Ein Rath mit Hinweisung auf eine in der Natur der Sache liegende Strafe für den Übertretungsfall ist die schicklichste Art, Menschen, die frei geboren sind, Gesetze zu geben. — Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich nicht befehlen, sondern nur rathen lassen will und die väterliche Regierung spricht ihm diesen Adel, zu dem ihn Gott erhob, nicht ab. Sie macht dem Menschen gut zu sein zur Gewohnheit, indem sie so wenig als möglich Werth auf einen dem Genuß und der Eitelkeit dienenden Reichthum legt, indem sie das Ziel, das nur Entschlossenheit und unermüdete Treue erreichen, mit Ehre bekränzt und den Menschen einsehen läßt, daß das, was, allgemein gethan und allgemein erlaubt, die Glückseligkeit zerstören würde, auch keinem Einzigen gestattet werden könne.

Von den Beamten würde eine väterliche Regierungsform verlangen, daß sie aufhören, Maschinen und Lohndiener zu sein. Wenn der Vater den ältern und erfahrenern Mitgliedern seiner Familie den Auftrag giebt, ihn in der Regierung des Hauses zu unterstützen, so thut er es, weil er weiß, daß sie den Zweck der Regierung kennen und in ihrem Kreise der Absicht des Ganzen oft besser entsprechen werden, als er selbst es könnte. Wenn dem

Beamten selbst jeder Schritt, den er thun soll, vorgezeichnet werden muß, so erschwert er dem, der das Ganze leitet, die Arbeit statt sie ihm zu erleichtern; und doch suchte der Vater Erleichterung, weil er auch den Kindern gegenüber nie vergißt, wie beschränkt seine eigene Kraft ist. Und ist es nicht natürlich, daß diejenigen, die sich zu Maschinen erniedrigt sehen, nichts Höheres kennen, als den Lohn?! Wenn Hippel irgend etwas, so kannte er den Beamtenstand, und er sagt: »Jetzt sind, leider! alle Staatsoffizianten Lohndiener; ist es ein Wunder, daß nur wenig gute Hirten sich unter ihnen finden?« Endlich ahmt die väterliche Regierung auch darin dem Verfahren des Vaters nach, daß sie es, wie dieser, gerne sieht, wenn das jüngere Kind sich nach eigener Wahl zu dem unter den ältern Geschwistern hält, zu welchem es das meiste Zutrauen hat, mit andern Worten: das Volk täuscht sich bei den Wahlen der Staatsoffizianten seltener als der Fürst, dem die Kreise des Lebens, denen jene Beamte dienen sollen, zu fern liegen.

Nicht ohne Scheu tritt Hippel den Majestäts- und Regentenrechten näher, um zu prüfen, ob sie sich nicht in väterliche verwandeln und erhöhen, heiligen und vermenschlichen lassen. Um seine Antwort zu verstehen, müssen wir voranschicken, was er an einer andern Stelle über Stärke und Schwäche des Menschen sagt: »Als ein Einzelner ist der Mensch ohnmächtig, kleinkräftig, der Mensch vermag wenig und oft gar nichts, ist hinfällig und sterblich in singulari — in plurali dagegen wird er zur Majestät und ein Gott auf Erden, trägt in mehr als einer Rücksicht Gottes Bild an sich, ist unsterblich, ewig dauernd. Man begeht einen großen Fehler, wenn man den Landesherrn, »großmächtig« nennt. Das Volk allein verdient diesen Namen. Volksmächtig sollten regierende Herrn heißen; dieser Vorzug würde sie außerordentlich heben und zugleich erinnern, daß sie Alles vom Volk haben, was sie haben, daß sie eigentlich das Ebenbild des Volkes tragen, und dies das Ebenbild Gottes.« Der Staatskör-

per ist es, wo tausend und abermal tausend Hände sich verbinden, um gemeinschaftlich zu wirken. Dies Menschen-Collegium, in dem man den erhabensten aller Gedanken faßt, daß die Mehrheit der Stimmen heilig sein, als göttliche Offenbarung und Anordnung angesehn und angenommen werden solle, ist das Größte, was man sich denken kann. Und wie frei hält sich unser Schriftsteller von jeder äußerlichen Betrachtung, indem er hinzusetzt: Die Pluralität liegt nicht in dem, was sie sagen, sondern in dem, was sie sagen würden, wenn sie unterrichtet wären. Diese Verstandes- und Willensübereinkunft nennt er die Staatsseele und ihren Vertreter das Gesetz. — Nach diesen Voraussetzungen erinnert das erste Majestätsrecht, das Recht Gesetze zu geben, daran, daß jedes positive Gesetz in der Vernunft gegründet sein muß, lehrt ihre Zahl beschränken, giebt ihnen Dauer, schließt Privilegia und Dispensationen in enge Grenzen und bezeichnet das Begnadigungsrecht, die Untersuchungs-Niederschlagung und die Amnestie als Fehler, die bei einer wahrhaft väterlichen Regierung durchaus unstatthaft sein würden.

Aber den Staaten liegen Verträge zum Grunde: wie kann man denn von einer väterlichen Regierung des Staates sprechen, da die Ältern nicht von unserer Wahl und von Verträgen abhängen, sondern von der Natur uns gegeben werden? Diesen Einwand beseitigt Hippel durch die Erinnerung, daß es Quasicontracte oder erdichtete Verabredungen giebt, an denen zwar nur die Einwilligung des Einen ausdrücklich da ist, die Einwilligung des Andern aber mit Grund angenommen wird, da der Nutzen desjenigen klar ist, dessen Einwilligung man vermuthet. Und giebt es denn nicht wirklich Verträge zwischen Ältern und Kindern, wenn diese zu dem Gebrauch ihrer Seelen- und Leibeskräfte kommen? Die meisten Staaten haben dergleichen Verträge eben so wenig vorzuzeigen als Ältern und Kinder. Es sind in den meisten Fällen Quasiverträge. Sobald aber die regierenden Herren ihre Staatskinder so an Alter und Weisheit herangewachsen

finden, daß sie die Kinderschuhe ausgezogen haben: so ist's Zeit, sie auf einen andern Fuß zu nehmen und dergleichen positive Einrichtung, welche sich nach der Veredlung der Sitten und der Vernunft richtet, oder Staats-Organisationen zu treffen. Weder physische, noch moralische Übermacht, weder Stärke noch Weisheit kann das Recht ersetzen; jeder Mächtige und Weise kann sehr bald einen Mächtigern und Weisern finden, und endlich kann Macht und Weisheit nie in Einem so groß gedacht werden, daß sie von verbundener Macht und zusammengesetzter Weisheit Vieler nicht übertroffen werden sollte.

Das Christenthum will den Zwang des Gesetzes aufheben und in dem Menschen Lust zum Guten erwecken, und hat dies dadurch bewirkt, daß es den Menschen gelehrt hat Gott als Vater zu betrachten. So sieht Hippel den höchsten Vorzug einer väterlichen Regierung mit Recht darin, daß sie die Völker den Gesetzen derselben mit Verstand und Herz beitreten läßt. Giebt es ein richtigeres und schwierigeres Problem der gesammten Staatskunst, als das, die öffentlichen Angelegenheiten so zu ordnen, daß die Gesetze mehr als tödtende Buchstaben, daß sie in den Bürgern lebendig werden, und in der Brust derselben einen Fürsprecher und Vertheidiger finden, ohne den keine Gewalt sie schützt? Wieviel Scharfsinn hat Machiavell darauf verwendet, durch künstliche Mittel wenigstens einen Schein dieser Liebe zu den Gesetzen zu erzeugen! Es ist ihm nicht gelungen. Die Geschichte der Völker, die im 16. und 17. Jahrhundert nach seinen Rathschlägen regiert wurden, zeugt dafür. Es konnte ihm nicht gelingen, weil im despotischen Staat der Ungehorsam und die Gesetzübertretung mit dem moralischen Werth der Person nicht nur bestehen, sondern ihn sogar erheben kann: es giebt nur eine Lösung jenes Problems und das ist der christliche Staat.

Hippel sagt in einem Briefe an Scheffner: »Wenn aus einem Monarchen ein Tyrann wird, wundere ich mich nicht mehr; weit wunderbarer ist's, wenn aus einem Menschen ein Monarch

geworden.« Hat er in diesem Briefe seine väterliche Regierungsform vergessen, oder ist diese wirklich der Monarchie so feindlich? Keines von beiden. Er nimmt es zwar, obschon er kein Buchstabenmann ist, genau mit gewichtigen Worten und hat das Wort nicht vergessen, das der Stifter des christlichen Glaubens zu seinen Jüngern sprach: Ihr sollt euch nicht gnädige Herrn nennen lassen; er hofft darum zwar, daß man unter der väterlichen Regierungsform den Namen »Regent« so anstößig finden wird, als den Namen »Schulregent« an Höfen und den Namen »Herrscher« so verhaßt, als zu einer Zeit den Namen »König« in Rom — »Nur ein Jahr, fügt er sogar hinzu, den Fürsten und seine Gehülfen Vater genannt, und uns wird der Name Durchlauchtigster so unerträglich sein als jetzt den Franzosen der Name Monseigneur«: aber er weiß die Formen vom Mißbrauch derselben zu unterscheiden und seine Ideen über Gesetzgebung und Staatenwohl sind auch darum im Geiste des Christenthums geschrieben, weil sie, wie dieses, frei von dem Gegensatz wechselnder Erscheinungsformen sind und uns einen Gesichtskreis eröffnen, der so weit ist, als die sittliche Welt selbst. Keine Regierungsform ist nach seinen Grundsätzen mit der Idee des christlichen Staates unvereinbar, weder die demokratische, noch aristokratische, noch die gemischten, weder ein Wahlreich, noch ein Folgereich, und wie diese Ab- und Unarten der Reiche alle heißen mögen. Nur da, wo der König über seine Unterthanen und ihr Vermögen eben das Recht hat, welches einem Herrn über seinen Knecht gebührt, nur da findet die väterliche Regierungsart keine Anwendung, indem sie vorzüglich mit dazu dienen soll, diesem herrschaftlichen, diesem despotischen Reich entgegenzuarbeiten. Indem er als strengen Gegensatz nur dieses herrschaftliche oder despotische Reich und den christlichen Staat gelten läßt und behauptet, daß allen genannten Regierungsformen der Geist des christlichen Staates zum Grunde liegen könne, gesteht er freilich zugleich zu, daß keine von ihnen den despotischen Geist nothwendig ausschließe, so daß die Idee des

christlichen Staates nicht fordert, eine Regierungsform in die andere zu verwandeln, sondern jede zur Wahrheit zu erheben oder, wie er am liebsten sagt, zu naturalisiren und zu vermenschlichen. Wenn er daher an einer andern Stelle zu verstehen giebt, die monarchische Regierung unterscheide sich von der demokratischen so, daß jene der väterlichen Regierung am ähnlichsten zu sein scheint und am unähnlichsten ist, während die demokratische ihr am unähnlichsten scheint und am ähnlichsten ist, so hat er hier offenbar die Reinheit der Abstraction durch Erinnerung an den Mißbrauch der einen und die Versprechungen und Declamationen der andern Regierungsform getrübt.

Außer der väterlichen Regierungsform verlangt die Idee des christlichen Staates nach Hippel, daß der Staatsgesetzgebung eine weltbürgerliche Absicht zum Grunde liegen müsse. Diese Forderung erinnert uns an den Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts und erregt vielleicht in uns eine stolze Freude darüber, daß wir diesen Irrthum überwunden und ein starkes Nationalbewußtsein wiedererrungen haben. Die Verachtung, mit der die Gegenwart von den Irrthümern des 18. Jahrhunderts spricht, ist unser größtes Unglück: denn der Sohn, der seine Eltern verachtet, wird der Spott seiner eigenen Kinder. Es ist bekannt, daß Jeder eine Wahrheit, die er nicht begreift, für einen Irrthum hält, und wir kennen die Wahrheiten, die der ewige Ruhm des 18. Jahrhunderts sein werden, nur noch von Hörensagen. Der Kosmopolitismus hätte das Vaterlandsgefühl des Deutschen untergraben?! Er hätte es wenigstens erst erzeugen müssen, um es wieder zu zerstören: denn sicher hat er es nicht vorgefunden. Es gab in Deutschland kein Vaterlandsgefühl seit der Reformation, wo der eine Theil des Volkes es dem Glauben an den Papst, und der andere es der Freiheit des Gewissens aufgeopfert. Der Kosmopolitismus kann die Vaterlandsliebe reinigen, aber nicht zerstören. Das bestätigt uns Hippel selbst. Er kennt sein Vaterland, sein Patriotismus verschweigt die Fehler nicht und erdichtet nicht Tu-

genden; aber selbst durch den tiefsten Fall der Reichsverfassung läßt er sich nicht abhalten, an den hohen politischen Beruf des deutschen Volks zu glauben. Und wer kann dem deutschen Charakter ein schöneres Zeugniß geben, als Hippel mit den Worten: es liegt ein besonderes Feuer im Deutschen; der Geist der Verachtung alles dessen, was drohet, ruht auf ihm?! — Wer so vom deutschen Volke urtheilt, mag auch die bittersten Schmähworte gegen sein Vaterland ausstoßen; er zeigt damit nur, wie sehr es ihn schmerzt, was er liebt, nicht auch achten zu können. Und Hippel weiß, daß die Deutschen das geachtetste unter allen Völkern sein müssen, wenn es ein Friedensstaat sein, wenn seiner Gesetzgebung eine weltbürgerliche Absicht zum Grunde liegen, wenn es einen christlichen Staatenbund bilden wird.

Innerhalb eines einzelnen Staates hielt es Hippel nach ächt germanischen Grundsätzen für sehr gefährlich, vom Wohl des Ganzen die Beschränkung der individuellen Freiheit abhängig zu machen. Diese Gefahr verschwindet gänzlich, wo es sich um mehre Staaten handelt: darum muß die Gesetzgebung beim Staatsbesten das Beste der Welt zu befördern suchen. In der Vernunft ist dem Menschen das Ebenbild Gottes verliehen und die Vernunft zeigt sich nur da dem Instinct überlegen, wo der Mensch über das Alltägliche und Nächstliegende hinausgreift und ins Große, ins Weite, ins Grenzenlose geht. Darum ist die Lehre des Stifters der christlichen Religion das erhabenste Wort, das die Vernunft gesprochen; denn er hat zuerst ernstlich an die Verwirklichung einer Idee gedacht, zu der vor ihm, wenn's hoch kam, Dichter den Schwung mit den Flügeln der Einbildungskraft nahmen. Provinzialgottheiten hatten den Ausdrücken »Fremder« und »Feind« dieselbe Bedeutung gegeben und dadurch die Staaten, die sie gegründet, selbst dem Untergange entgegengeführt. Indem Jesus von Nazareth uns die Gottheit als den Gott der ganzen und den Vater der intellectuellen Welt kennen lehrte, führte er die Idee des Weltstaates in die Geschichte ein, und diese Idee ist es allein,

die auch den einzelnen Staaten Würde und Dauer verleiht. Legt man diese Idee des Weltstaates zu Grunde, so muß die Vaterlandsliebe ein Unterricht zur Menschenliebe sein, und der Bürger dadurch allmälig gewöhnt werden ein Mensch zu sein: oder sie ist nicht, was sie sein könnte und sein sollte. Das tausendjährige Reich und die goldene Zeit sind Schatten, welche jener göttlich menschliche Plan eines Weltstaates warf, und es ist Schade, daß die Gesetzgeber es den Schwärmern und Dichtern überließen, an diesem großen Werk, welches die menschliche Gesellschaft zu ihrer Bestimmung leitet, zu arbeiten, so wie überhaupt zur Herabwürdigung der Gesetzgeber den Dichtern bis jetzt überlassen ist, Lehrmeister der Tugend zu sein, obgleich die Gesetzgeber es werden müßten, wenn nicht Tugend ein Spiel der Empfindung und eine Puppe des Geschmacks werden soll. Diese Urtheile Hippel's haben für die Priester und Dichter viel Anstößiges, für jene, weil Hippel sie als Tugendlehrer selbst neben den Dichtern gar nicht kennen will, und für die Dichter, weil er eine Vormundschaft derselben für nothwendig zu halten scheint; und ich fürchte, die Religiösen und Dichter werden diese Vorwürfe dadurch zu übereilt zurückgeben, daß sie behaupten, Hippel habe weder die rechte Religion noch die rechte Poesie gekannt. Aber Hippel will hier auch nur die Pflicht der Gesetzgebung kennen, und wer wird ihm Unrecht geben können, wenn er den moralischen Einfluß von ihr entschieden fordert und doch in ihrer Geschichte durchaus vermißt!

Der Gründer des christlichen Glaubens hat zuerst Hand an das größte Werk gelegt und den erhabenen Gedanken des Weltstaates auszuführen begonnen. Es konnte dies nur gelingen, weil in dem Menschen stets eine dunkle Ahnung von dieser Bestimmung seines Geschlechtes lebte, weil der Gang der geschichtlichen Entwicklung dieses Ziel nie aus dem Auge verloren und jedes Individuum, ohne es zu wissen, an diesem großen göttlichen Zweck hatte mitarbeiten müssen. Was aber zur Vorbereitung auf den christlichen Glauben genügte, genügt zur Erfüllung der Wahr-

heit nicht; jetzt ist es Pflicht des denkenden und wollenden oder wohlwollenden Menschen, die göttliche Absicht zu befördern, oder, wie der Stifter der christlichen Religion sich ausdrückt, dem Reiche Gottes Gewalt anzuthun und es an sich zu reißen. Und diese Beförderung ist durch kein anderes Mittel sicherer zu erreichen, als durch die Gesetzgebung. Wie sie zu erreichen ist, will Hippel an einem Theile der Gesetzgebung nachweisen, denn er giebt auch hier nur ein Fragment. So beschränkt er sich, darauf hinzudeuten, daß eine Privatgesetzgebung in weltbürgerlicher Absicht vortheilhaft und ausführbar sei. Der Privatgesetzgebung liegt dann eine weltbürgerliche Absicht zu Grunde, wenn alle ihre Bestimmungen die Menschen praktisch lehren, daß sie Alle, wie Einen Gott und Eine Sonne, so auch Ein Interesse haben. Nichts ist der Natur und Bestimmung des Menschen mehr entgegen, als daß Jeder seinen Muth und seine Kräfte allein auf Erweiterungsabsichten verwendet. Gesetze, welche den zu dieser Verirrung ausartenden Trieb nicht zu beschränken suchen, sondern ihn ehe reizen, widerstreiten der weltbürgerlichen Absicht und hindern so die wahre sittliche Bildung des Menschen, die ihr einziges Ziel sein sollte. Je mehr Vortheile eine Gesetzgebung an ein Stück Acker und einen Ehrennamen knüpft, um so mehr muß sie die Aufmerksamkeit und das Streben der Bürger von dem ablenken, was den Menschen zum Menschen macht, um so mehr muß sie selbst die Bürger dazu treiben, einander das Hauptkleinod, die Freiheit, zu bestreiten. Rathschläge für den ewigen Frieden an Reiche und Völker richten, heißt ein Gebäude mit dem Dache beginnen: es giebt nur Ein Mittel, dem Kriegszustande zwischen den Nationen ein Ende zu machen, und dies besteht darin, dem Kriegszustande ein Ziel zu setzen, in welchem die Bürger desselben Staates, die Mitglieder derselben Gemeine unter einander leben. Das ist also der große Vortheil einer aus weltbürgerlichen Principien hervorgegangenen Privatgesetzgebung, daß sie den Weltfrieden vorbereitet und die Gefahren entfernt, mit welchen der Krieg die Wirksamkeit auch

der trefflichsten Anstalten zu unterbrechen droht. Gesetze müssen die Menschen zu der Überzeugung führen, daß sie ihrem wahren Interesse geradezu entgegenhandeln, wenn sie nach dem streben, was der Eine dem Andern nehmen kann; wenn sie sich das zur Aufgabe machen, können sie den Hang der Völker zu Eroberungskriegen gründlich heilen — und sollte der Deutsche es stets verkennen, daß die Verhältnisse seines Landes ihm diese Arbeit mehr als jedem andern Volk erleichtern? Und was ist mehr geeignet, uns von dem wahren Werth einer im weltbürgerlichen Sinne abgefaßten Privatgesetzgebung zu überzeugen, als die Übel, welche ein vom Volke abgesonderter Kriegerstand, wie ihn Hippel noch kannte, und die Kunststücke der Finanzmänner über die Völker bringen! Die durch den Krieg oder den bewaffneten Frieden immer höher getriebene Finanzkunst muß den Geist des ganzen Staates vergiften und besonders alle Staatsoffizianten zu Lohndienern machen. Wie wenig, fragt Hippel endlich, kann aus demselben Grunde auf Schul- und Erziehungsanstalten verwendet werden? Man ist noch nicht an die Erziehung eines Staatsbürgers gekommen, an die Erziehung eines Menschen ist noch gar nicht zu denken. Selbst Ältern, die auch wollten, können nicht. Sie haben alle Hände voll zu thun, um an den Leib der Ihrigen zu denken; und was soll aus dem wohlerzogenen Sohne werden? Ein Mann, der seinen eingesammelten Kenntnissen und gefaßten Gesinnungen geradezu entgegenzuhandeln sich gedrungen sehen wird. Man verlangt von dem Menschen Moralität und giebt sich die erschrecklichste Mühe ihn unmoralisch zu machen. Mit Einem Worte, so lange die Privatgesetzgebung nicht auf weltbürgerliche Grundsätze gegründet ist, fehlt dem Bürger Zeit und Muth, Luft und Liebe — ein Mensch zu werden.

Endlich sind die Reformen, welche die Verwirklichung des christlichen Staates vorbereiten, allein im Stande, die Einförmigkeit der Rechte an die Stelle der so verschiedenen, oft widersprechenden Rechte einander unmittelbar berührender Landstriche zu

setzen. Hippel bemerkt ausdrücklich, daß es Tyrannei sein und zu allgemeiner Volksunzufriedenheit führen würde, wenn man die Rechtsgleichheit dadurch herbeiführen wollte, daß man Rechte der einen Provinz aufhöbe, um die Rechte einer andern einzuführen; jene Rechtsgleichheit ist vielmehr dadurch zu erreichen, daß man aus allen Provinzialrechten das Zufällige, Widersprechende und Veraltete ausscheidet, indem man sie auf das Recht der Vernunft zurückführt. Glaubenseinigkeit hält er für ein Hirngespinst, aber Gesetzeinigkeit ist ihm eine Angelegenheit, die zur sittlichen Bildung der Menschen wesentlich beiträgt. Viele haben den Wortführern des 18. Jahrhunderts den Vorwurf gemacht, sie hätten an das Staatsleben den kleinlichen Maßstab des Verstandes angelegt und ihn als ein Uhrwerk betrachtet, dessen Gang man berechnen und das man mit Leichtigkeit aufhalten und beschleunigen könne. Aber man vergißt, daß dies gerade die Grundsätze der machiavellistisch-jesuitischen Politik des 16. und 17. Jahrhunderts waren, welche Protestantismus und Katholicismus den Völkern geben und nehmen zu können glaubte nach Belieben; im 18. Jahrhundert aber lernte man sich beugen vor den ewigen Gesetzen der Vernunft und sah ein, daß ein Volk unüberwindlich ist, welches im Einverständniß mit diesen Gesetzen handelt. Neigte Hippel wirklich zu einer mechanischen Betrachtung des Staates, so hätte es sich da zeigen müssen, wo er die Frage aufstellt, wie man eine Staatsgesetzgebung auf jenen weltbürgerlichen Charakter gründen solle. Seine Antwort aber ist: Alles Gute kommt ohne unser Gebet und ohne unser Zuthun, und wenn regierende Herrn nur versprechen und halten möchten, dem Guten nichts entgegenzulegen, nur negativ weltbürgerlich zu denken und zu handeln, so würde es heißen: intus est, quod petis. Alles arbeitet sich in die Hand, wenn man über den positiven Gesetzen nicht das Gesetz des Christenthums und über dem Bürger nicht den Menschen vergißt. Es dürfen nur mehre Staaten mit Sicherheit diese Bahn betreten, und die Zeit ist nicht fern, wo eine Weltgesetzgebung

entsteht. Dann darf die Menschenwelt, so schließt er diese Betrachtung, sich nicht mehr von dem vernunftentblößten Naturreiche beschämen lassen, vielmehr wird eine neue Erde entstehen, wo Gerechtigkeit wohnt — und wo das Reich der Zwecke dem Reich der Mittel überlegen sein, und der Geist über den Körper herrschen wird.

Dies sind die Gesetze, die dem christlichen Staate nach Hippel's Auffassung zu Grunde liegen. Ich erbitte mir Ihre Theilnahme nur für einige Augenblicke, um mit wenigen Worten anzudeuten, welche Ausdehnung unser Verfasser diesem neuen Princip des politischen Lebens giebt, und wie es deshalb auch da, wo er es unbeachtet zu lassen scheint, die Seele seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist. Leider würde es zu weit führen, wenn ich auf seine beim Regierungswechsel 1787 geschriebene Vertheidigung der Rechte der Preußischen Ritterschaft näher eingehen und zeigen wollte, daß er auch die Fäden zu dem durch die Gewalt der Umstände zerrissenen, einst so künstlich ausgearbeiteten Gewebe der ständischen Verhältnisse nur wieder aufnimmt, um jene christliche Regierungsform vorzubereiten.

Aber um eine besonders beachtenswerthe Seite seines Verdienstes nicht zu übersehen, müssen wir erkennen, wie er auch jenseits der eigentlichen politischen Fragen, im Gebiet der socialen Theorien, die Ideen eines christlichen Gemeinwesens zur Geltung bringt. Seit der Versammlung der Nationalstände des Jahres 1789 beschäftigte sich die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Länder Europa's in so hohem Grade mit der Entwicklung einer Frage, als es seit der Reformation nicht der Fall gewesen war, und diese eine Frage, welche alle andern verdrängte, war zum ersten Male in der Geschichte eine politische Frage. Die Völker unsers Erdtheils, deren Augen das Schauspiel der französischen Revolution sich darstellte, sahen sich durch diesen Anblick aus einer Empfindung in die andere versetzt, kein Gefühl blieb ihnen fremd, von der lautesten Bewunderung und reinsten Begeisterung bis zum

höchsten Abscheu und der engherzigsten Furcht. Aber so sehr auch Empfindung und Urtheil wechselten, die Theilnahme erhielt sich ungeschwächt. Von der Politik hängt die Zukunft Europa's ab: das war noch die allgemeine Überzeugung, als die Revolution zum letzten Mal im Jahr 1830 erinnerte, daß man sie nicht vergessen dürfe. Aber bald nach dieser Zeit kündete sich immer deutlicher ein Umschwung der öffentlichen Meinung an; man erkannte endlich nach vielen vergeblichen Experimenten, daß von der Politik allein kein Heil zu erwarten sei, und die gemeinsame Aufmerksamkeit begann sich den socialen Fragen zuzuwenden. Die Abhängigkeit der öffentlichen Wohlfahrt von der Entscheidung dieser Fragen hatte Hippel klar eingesehen, und daß er dieselbe zu einer Zeit nicht vergaß, als Alle sich von dem Drange der politischen Ereignisse fortreißen ließen, zeigt, daß es nicht seine höchste Kunst war Andere zu beherrschen, sondern daß er mit hoher Kraft der Selbstbestimmung sein Gedankenleben ordnete. Sein Buch über die bürgerliche Verbesserung der Weiber ist so wenig eine vereinzelte Aufgabe seiner schriftstellerischen Thätigkeit, daß die Bedeutung desselben nur dann recht verstanden werden kann, wenn die in demselben vorgetragene Lehre mit der Idee des christlichen Staates in Verbindung gesetzt wird. Es giebt in seinen Schriften über Gesetzgebung und Staatenwohl folgende merkwürdige Worte: »Mit der ehelichen und Familiengesellschaft fing die Natur an; mit der Familiengesellschaft scheint sie auch aufhören zu sollen und zu wollen.« Welche Perspective eröffnet diese Stelle für die Zukunft des menschlichen Geschlechts! Welche Schwungkraft und zugleich welche Klarheit des Geistes offenbart sich in diesem Worte! Hüten wir uns vor der Trägheit, die uns über diesen Satz als das Paradaxon eines Schwärmers beruhigen möchte; der Mann, der in jenem Satz das Problem der menschlichen Bildung löst, hat als Criminaldirector und Polizeipräsident gezeigt, daß er nicht nur den Menschen studirt hat, sondern auch die Menschen kennt. Es ist wahr, der Mann, der diesen Ausspruch wagt,

muß seltene Vorstellungen haben von dem, was möglich ist: denn er schreibt diese Worte zu einer Zeit, in der die großen Monarchen so sehr eilen alle kleinern Staaten an sich zu reißen, daß sehr bald ein größerer auftreten wird, der sich dem Gedanken einer Universalmonarchie hingiebt. Aber so sehr auch unseres Schriftstellers Vorstellungen von dem, was möglich ist, abweichen mögen von den gewöhnlichen; hüten wir uns vor unserer Trägheit, die ihn einen Schwärmer nennen möchte, wir würden damit auch den, von dem er jenen Gedanken hat, der Schwärmerei anklagen: ich meine Jesus von Nazareth. Wie die Familie nach und nach anschwillt zu Volk und Staat, so mündet der christliche Staat in der Familie. Anfang und Ende haben in den meisten Dingen eine unverkennbare Ähnlichkeit. Diese Entstehung und Vollendung des christlichen Staates hängt aber vor Allem ab von der Veredlung der gegebenen Familienverhältnisse. Das war es, was ihn trieb, sein Buch über die Emancipation der Frauen zu schreiben — wir müssen gestehn, zu einer sehr ungelegenen Zeit. Denn da die mittelalterliche Galanterie in der Sentimentalität eben eine neue Auflage erlebt hatte, war nichts natürlicher, als daß es Viele gab, die behaupteten, es sei Hippel mit seinem Buch nicht Ernst gewesen. Das ist das Mittel, wodurch die Vorsehung die Wahrheit schützt: sie läßt den großen Haufen darin ein Spiel der Phantasie erblicken; die Vorsehung weiß, daß die Zeit nicht fern ist, wo man darin ein Verbrechen sehen wird. Aber wenn Hippel auch als Geschäftsmann Stunde und Minute zu berechnen suchte, als Schriftsteller abstrahirte er von der Zeit. Darum wollte er dem Leser von der Wahrheit nichts vorenthalten und sprach es unumwunden aus, daß Mann und Weib zwar, wie die Racen durch Hautfarbe, Haarwuchs, Schädelformation, so durch den Geschlechtsunterschied getrennt sind, daß Mann und Weib aber, in dem, was den Menschen zum Menschen macht, in der Vernunft, sich gleich stehen und jede Unterordnung des Weibes unter den Mann daher unvernünftig ist. Er denkt an die Worte:

dort werden sie nicht freien und sich freien lassen, und fragt, ob es etwa auch unter den Seelen Geschlechtsunterschiede gebe. Er ruft die Gerechtigkeit auf, jene Löwengesellschaft zu zerstören, in welcher der Mann das Weib für so schwach hält, daß es nicht im Stande sei, ihr eignes Bestes wahrzunehmen, und es sich doch gleichstellt an Kraft, wo es um Verbrechen und Strafen sich handelt. Er durchwandert die Geschichte und sammelt ihre Zeugnisse darüber, daß die Natur dem Weibe nichts versagt, was zur Erfüllung der wahren Bestimmung des Mannes und des Menschen nothwendig ist; und mehr als diese Zeugnisse gilt ihm das Muster, welches das andere Geschlecht täglich aufstellt, indem es nicht blos seine Feinde liebt, sondern auch, was mehr sagt, seinen Freunden vergiebt, so daß jenes große Wort an ihm sichtbar ist, daß es die Schwachheit eines Menschen zugleich und die Zufriedenheit eines Gottes besitzt. Aber vor Allem lenkt er die Aufmerksamkeit darauf, wie durch die unnatürliche Unterordnung des Weibes unter den Mann das Menschengeschlecht im Allgemeinen gehindert wird, seinem Berufe in der Errichtung eines christlichen Gemeinwesens zu genügen. Der Mann selbst wird die Würde seines eigenen Wesens nie erkennen, wenn er sie in einem ganzen Geschlechte, in dem Vernunft und darum Menschheit wohnt, zu verkennen fortfährt. Wie alle alten Republiken schon deshalb untergehen mußten, weil zu den Bedingungen ihrer Existenz ein Sclavenstand gehörte, so kann der Mann nur zur wahren Freiheit gelangen, wenn er sie dem Weibe nicht entzieht. So lange die Weiber blos Privilegia und Rechte haben, so lange der Staat sie wie parasitische Pflanzen behandelt, die ihr bürgerliches Dasein und ihren Werth nur dem Manne verdanken, mit dem das Schicksal sie paarte, so lange wird das Weib den großen Beruf ihrer Natur, das Weib ihres Mannes und die Mutter ihrer Kinder zu sein, immer nur sehr unvollkommen und je länger, desto unvollkommener erfüllen. Mit einem Worte, er fordert die Emancipation des

Weibes, damit endlich die christliche Familie eine Wahrheit werde und aus der christlichen Familie der christliche Staat erwachse.

Wie die Stellung des Weibes, wird die wichtige soziale Frage über die Vertheilung der Ehre, des Besitzes und der Arbeit nach den Grundsätzen des christlichen Staates entschieden. Die Idee des kindlichen Verhältnisses schließt zwar die absolute Gleichheit aus, fordert aber nach Hippel einen höhern Grad derselben, als die Erfahrung bietet. Nächst dem Abschnitt in seinem Testament, in dem er seine Familie abmahnt, nach mehr als bürgerlicher Ehre zu streben, bezeichnen die sittliche Bedeutung des Mittelstandes vielleicht am sichersten folgende Worte Hippel's: »Ich habe von jeher geglaubt, daß Kunst und Handwerk einen goldenen Boden habe, nicht als ob es Gold einbringe, sondern weil es mit jener goldenen Zeit in Verbindung steht, wo man mehr auf sich hält, als man sonst gewöhnlich zu halten pflegt, wo der Mensch, weil er weniger braucht, mehr als sonst versteht — Mensch zu sein und sich bei seiner Würde und Ehre zu halten. Wohl dem, der nur den natürlichen und allgemeinen Staatspflichten treu und hold zu sein schuldig ist! Hiezu kann man aber nur gelangen, wenn man wenige Bedürfnisse hat, nicht Hofrath, nicht Leibarzt, nicht Ritter, nicht von ist. Denn man lebt, die Sache genau genommen, sich nicht mehr, man hat sich wirklich verleugnet, wenn man der Gnade so vieler Titel lebt, und wer kann sich auf sich selbst verlassen, wenn man sich einmal zum vornehmen Manne gemacht hat? Der Mensch ist alsdann bei diesem vornehmen Manne, welcher alle Hände voll zu thun hat, in Dienste getreten. — Wissenschaften bringen den feinen, und ein Paar gesunde Fäuste den gemeinen Mann zu einer Höhe, kraft der man auf allen fremden Einfluß Verzicht thut, und Alles lieber als sich selbst, nämlich sein ächtes Sich, entübrigen will. Wo ist eine Gastfreiheit, eine Freundschaft, die nicht beschwerlich wird, wenn von der einen Seite blos gegeben und von der andern blos empfangen wird? Nur ein Mensch, der jenen goldenen Boden hat, kann offenherzig und

frei sein, darf sagen, was er denkt, und denken, was er sagt, hat keine Gläubiger und keine Schuldner, darf weder schmeicheln, noch auf Ränke sinnen, weder reich noch galant sein, weder zu gefallen noch zu erwerben suchen, darf auf die Erhaltung eines Gönners nicht denken, noch einen Feind zu stürzen bedacht sein, weil er keinen Feind hat und keines Gönners oder Abgottes benöthigt ist.«

Es ist eine interessante Erscheinung, daß Hippel bei der Grundlegung seiner Lehre vom christlichen Staate gegen einige Stände der menschlichen Gesellschaft Bedenken erhebt, welche die Anhänger des Socialismus von ihrem ökonomischen und physiologischen Gesichtspunkte aus theilen. Hippel geht davon aus, daß der Mensch zur harmonischen Entwicklung seiner physischen und geistigen Kräfte berufen sei, und folgert daraus, daß der Staat die für ihn denkende und die für ihn handarbeitende Klasse verbinden und aus beiden Klassen Eins machen solle. Außer den productiven Ständen der Handwerker und Landbebauer will er nur den Regierungsstand und jene Weisen anerkennen, die den Höhen und Tiefen aller Dinge nachspüren, obschon auch diese beiden nach seiner Meinung nicht ganz ohne Handarbeit bleiben dürften, um desto stärker und anhaltender sich ihren angewiesenen Geschäften widmen zu können. Unter jene Gewerbetreibenden und Landbebauer will er alle übrigen Staatsämter vertheilen: so würde sich in höherm Grade Licht und Wahrheit mit Kraft und Stärke verbinden. Es ist zu bedauern, daß er es sich versagt hat, die Nachtheile zu entwickeln, die nach seiner Überzeugung die Absonderung des geistlichen und richterlichen Standes herbeigeführt hat; er berührt nur im Fluge, daß er es für leicht hält, die Arbeit des Geistlichen und des Richters an andere Staatsglieder zu vertheilen. Er lobt ausdrücklich das Gesetz verschiedener nordamerikanischer Staaten, nach welcher kein Amt so vortheilhaft sein dürfe, um ein Verlangen nach seinem Besitze zu erwecken. In Wahrheit, fügt er hinzu, auf Kosten des gemeinen Wesens leben,

ist unanständig, so viel sich auch manche Staatsoffizianten auf diesen Vorzug zu Gute thun, und in der That, es entstand von jeher Eifersucht, Mißgunst, Neid, Gewaltmißbrauch aus Staatsämtern, so daß von zwei Seiten eine Verstandes- und Willensaufklärung gewonnen wird, wenn man die Staatsämter einschränkt. Würde man wohl den größten Theil der Vornehmen vermissen, wenn sie nicht in der Welt wären, oder würden wohl Staatsoffizianten so sehr nach Titeln greifen, wenn in ihren Ämtern selbstgefühlte Würde läge? Nur saurer Wein braucht einen Kranz! —

Der Gedanke des christlichen Staates hatte in Hippel nichts von der beschränkten Stellung eines Begriffs, der sich gegen seine Nachbarn im Systeme abschließt: er war vielmehr in der ganzen Herrlichkeit der Idee aufgetreten. Das zeigt sich deutlich, wo Hippel's Vorstellungen vom christlichen Staat mit der »Aufklärung« seines Jahrhunderts zusammenstoßen. Von Berlin war die Predigt dieser Aufklärung ausgegangen, die geistreichste Opposition gegen dieselbe hatte Hamann von Königsberg aus gleich anfangs begonnen. Eigensinn und Fanatismus und ebendadurch entschiedene Abneigung gegen Verständigung und Frieden war lange der Charakter des Kampfes auf beiden Seiten. Hippel hatte ursprünglich zur Partei der Aufklärung keine innere Verwandtschaft, diese war nicht denkbar bei seiner Verehrung für das Christenthum, bei seiner eigenthümlichen Auffassung der unsichtbaren Welt, bei seiner Vorliebe für das Geheimniß, endlich bei seinem deutschen Stolz, der ihn bei den Franzosen nicht in die Lehre gehen ließ. Denn in Rousseau, den er mit Begeisterung studirte, fand er das deutsche Wesen mit Recht überwiegend. So nimmt er in seinen frühern Schriften auf seine Weise an der Opposition Ostpreußens gegen die Berliner Aufklärung Theil — auf seine Weise: nämlich mit einer gewissen Anerkennung der Tendenz und ohne sich das Einlenken unmöglich gemacht zu haben für den Fall, daß die ehrenwerthe Tendenz eine entsprechende Form erhielte. So geschah es, daß Hippel seit dem Jahre **1786** im Interesse der Religion und

Sittlichkeit, dieselbe Aufklärung kräftig in Schutz nahm, welche er früher in diesem selben Interesse angegriffen. Nicht Hippel hatte sich verändert: sondern die Namen Religion und Christenthum waren genöthigt worden, bei einer Partei in Dienste zu treten, deren finsterm Treiben seine freie Seele widerstrebte, und Hippel eilte der durch sittliche Elemente veredelten Aufklärungsidee zu Hülfe. Hippel hat ein Gespräch aus dem Jahre von Friedrich's II. Tode aufbehalten, in dem ein angesehener Mann den Verfasser der Lebensläufe einladet, an dem bevorstehenden Siege der Reaction Theil zu nehmen. In diesem Gespräch äußert der angesehene Mann: »Wir haben gute Aussichten, daß unser künftiger Landesherr religiös denken und Alles, was nicht glaubt, es empfinden lassen wird.« Und an einer andern Stelle hatte derselbe angesehene Mann sich also ausgesprochen: »Luther hat das Kind mit dem Bade ausgegossen und ist viel, viel zu weit gegangen. Alles hätte bleiben müssen, Licht, Priesteranzug u. s. w. Alles dieses hat seine Bedeutung und ist Hieroglyphe.« Seitdem Hippel von dieser Aussicht in Verbindung mit diesem Urtheil über die Reformation gehört, war es für ihn gewiß, daß die aufgehobenen Jesuiten bald nicht nur in geheimen Gesellschaften eine wichtige Rolle spielen würden. So schrieb er seine »Kreuz- und Querzüge des Ritters von A—Z« und seinen »Zimmermann I. und Friedrich II.« Im ersten Buch sagte er sich von dem Geheimniß und jeder Religion, die Geheimniß sein will, los; in der zweiten Schrift nahm er die verfolgte Aufklärung in Schutz. Die Satire auf den Leibarzt Zimmermann ist gegen Alle gerichtet, die im Jahre 1786 orthodox geworden waren; mit den stärksten Farben, welche die Wahrheit gestattet, wird ihre Apostasie gezeichnet, ohne Schonung die Tiefe ihrer Unsittlichkeit aufgedeckt. Er zeigt, daß gegen die Aufklärung schreiben den Menschen auf dem Wege der Vernunft aufhalten heiße, und daß die Erziehung des Menschen zu Sittlichkeit und Bürgerpflicht, worin er die wahre Aufklärung setzt, ohne Preßfreiheit nicht möglich sei. Er hat die Erziehung zur Heuchelei durch

vorgeschriebene Glaubensformen kennen gelernt und verfolgt Alles, was dieser Richtung Vorschub leisten kann. Darum scheint auch Semmler's Privatreligion, in der er selbst einst einen schicklichen Ausweg gesehen, ihm jetzt gefährlich. Zimmermann hatte die in Berlin immer mehr und mehr um sich greifende Immoralität aus dem Deismus hergeleitet und Hippel antwortet: »So wird es glaublich, Cain selbst sei der erste Deist gewesen und habe den orthodoxen Abel aus bloßem kaltem Deismus todtgeschlagen! Alle Königs-, Väter- und Brüdermörder wären Deisten, wenngleich die dummdreiste Bigotterie lichterloh aus ihrem Frevel hervorstrahlt, alle vergiftete Hostien, mittelst deren Könige und andere brave Leute auf Extrapost zum Himmel reiseten, waren kurz und gut — deistische Hostien.«

Besonders gelungen ist jene Schilderung von der Freundschaft des Leibarztes, der, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, behauptet, daß »die Jesuitenreicherei oder der Argwohn einer unter der Herrschaft und Leitung unbekannter Obern allenthalben unsichtbar, wie die Pest, im Finstern schleichenden Allmacht, der Argwohn eines jetzt mehr als je großen Kitzels zur Verbreitung des Katholicismus, der Argwohn einer vorzüglich jetzt unwiderstehlichen Begierde zum Anlocken protestantischer Fürsten unter die reizende Schürze der Römischen Kirche nichts sei als eine Erfindung seines frühern Freundes Leuchsenring.« Vor Allem muß man aber an dieser Schrift Hippel's die Kraft der Selbstbeherrschung bewundern, die auch im regellosesten Spiel des Humors, auch in der muthwilligsten Laune, wo der Witz nur des Witzes halber gesucht scheint, nie dem Zwecke etwas vergiebt, sondern alles der Herrschaft Eines Gedankens unterordnet. Und diesen einen Gedanken knüpft Hippel an das unsterbliche, allgemein bekannte Wort des großen Friedrich: »Bei mir kann jeder glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist.« Dies Wort nennt Hippel deshalb unsterblich, weil er erkannt hat, daß es ein christlicher Ausspruch ist. Christlich aber ist Hippel dieses Wort seines gro-

ßen Königs, und unchristlich ist es ihm, den Werth des Menschen nach seiner Orthodoxie zu beurtheilen, weil er weiß, daß der Stifter der christlichen Religion desgleichen sagt: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; nicht, die Herr! Herr! sagen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel!«

Hippel liebte Inschriften; ich glaube, wenn er eine über das Thor eines Herrscherpalastes zu setzen gehabt hätte, er hätte dies Wort Friedrichs II. gewählt. Welcher Staatsmann könnte den Segen dieses Wortes verkennen — ich will mehr sagen, welcher könnte von diesem Worte Unheil fürchten? Und doch geht es den meisten mit diesem Worte, wie es mit dem Tode dem Knappen des Ritters A—Z geht, welcher sagt: »Ich fürchte den Tod nicht; ich fürchte ihn nur, ehe ich funfzig Jahre glücklich durchlebt habe.«

Dies sind die Gedanken Hippel's, die ich der verehrten Versammlung als einen Beitrag zur Geschichte der Idee des christlichen Staates mitzutheilen gehabt habe. Sie bilden einen von den vielen Punkten, welche dem heutigen Leser der Hippelschen Schriften neu erscheinen werden. Aber neu ist nur, was man vergessen hat — und wenn ein Jahrhundert der Weltgeschichte, nächst dem ersten unserer Zeitrechnung, gegen die Vergessenheit geschützt zu werden verdient, so ist es das Jahrhundert, in welchem Hippel lebte.

Ungarns
literarische und nationale Bestrebungen.

Von

Dr. J. P. Jordan.

Zwei Hauptbestrebungen sind es, welche gegenwärtig Europa von einem Ende zum andern bewegen, und deren Erreichung der Geist unserer Zeit als das einzige, unumgänglich nothwendige Mittel zur Realisirung der großen Zwecke der Gesellschaft, des Staates, der Menschheit überhaupt ansieht: das Streben nach nationaler Entwicklung und nach staatsbürgerlicher, konstitutioneller Freiheit. Nicht die französische Revolution und deren Resultate, nicht die revolutionairen Propaganden und ihre angebliche Wirksamkeit haben diese Bedürfnisse wach gerufen: nein, die Stufe der geistigen Kultur, zu der wir uns erhoben, die Höhe der praktischen Kraftentfaltung, die wir erstiegen, haben jene Bestrebungen geweckt, sie haben die begriffliche Wahrheit, die dingliche Nothwendigkeit derselben zur unmittelbarsten Kenntniß unsers Geistes, zur innersten Anschauung unserer Seele erhoben und dadurch über unsern gesammten Erdtheil einen warmen, einen befruchtenden Aether ausgegossen, den wir in vollen Zügen einsaugen: die konstitutionellen und nationellen Bestrebungen sind ein Gemeingut der europäischen Welt geworden.

Auch die Slawen haben Antheil an diesen Bestrebungen der Gegenwart, und keineswegs den geringsten. Denn mit einem unermeßlichen Opfer haben sie ihre Begeisterung für dieselben erkauft: einer der edelsten, der fähigsten ihrer Volksstämme sank dahin, zurückgeschellt von dem aufbrausenden Sturm des Gegners, er sank unter den erstaunten Augen der Völker Europas, und un-

übersehbar, endlos waren die Wirkungen dieses gräßlichen, die Welt erschütternden Sturzes. Wer wollte den unauslöschlichen Eindruck leugnen, welchen die polnischen Freiheitsmänner überall hinterließen, wie sie als die letzten Trümmer einer ehemals selbständigen, konstitutionell freien, nun zerschmetterten Nation, ihren Leichenzug durch Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien, Portugal, England und Nordamerika hielten? Wohl nirgend indeß waren die Wirkungen dieses Nationalsturzes erschütternder und nachhaltiger als in Ungarn. Eigenthümliche, in vieler Hinsicht gleiche Umstände gaben die Ursache her. Ungarn befindet sich so ziemlich in demselben Verhältnisse zu dem österreichischen Kaiserthum, in welchem das Königreich Polen nach dem Wiener Kongreß zu Rußland stand. Unzertrennlich mit demselben verbunden, hat es eben wie dieses eine eigene staatsrechtlich anerkannte Nationalität, hat einen Reichstag, der die gesetzgebende Gewalt mit dem König gemeinschaftlich ausübt und stand in demselben Augenblicke, wo die Polen sich erhoben, der österreichischen Regierung ziemlich schroff gegenüber. Die ersten Nachrichten von dem Erfolge der polnischen Revolution flogen wie ein elektrischer Funke durch Europa, das feurige Gemüth der Ungarn glühte von Begeisterung für die Tapfern, und bald thaten sie sich zusammen und sandten eine Deputation an die Regierung, es möchte ihnen erlaubt sein, die Polen mit Geld und Mannschaft zu unterstützen. Allein die Deputation — ward abgewiesen. Noch geschah zwar so manches einzeln und im Geheimen; allein die allgemeine Theilnahme fehlte eben so in Ungarn, wie in Deutschland und Frankreich. Polen sank tiefer, als es vor der Revolution gewesen war; die Ungarn knirschten vor Zorn, wie gefesselte Helden, die dem Unterdrückten helfen möchten, aber nicht können, und ihre Seelen erfaßte ein unauslöschlicher Haß gegen die Sieger, der, bis diesen Augenblick, noch in eben der Gluth lodert, mit welcher er damals entflammte. Im wilden Muthe schworen sie, die große Bestimmung Polens, Westeuropa zu schützen vor der Überschwemmung der russischen Macht, von nun

auf ihre Schultern zu nehmen und Alles aufzubieten, was ihre Kraft vermöchte, diese ihre Sendung zu erfüllen. Unter diesen Umständen ward der Reichstag von 1832 eröffnet, auf welchem nun alle die im Geheimen schlummernden Leidenschaften auf ein Mal losbrachen und nach den härtesten Kämpfen und unter den furchtbarsten Stürmen die konstitutionelle und die nationale Frage faktisch gelöst wurde.

Um die Ursachen zu würdigen, warum sich die ungarische Frage so und nicht anders löste, ist es nothwendig, einen Blick zu werfen auf Ungarns Vergangenheit und staatliche Entwicklung, so wie auf die verschiedenen Nationen dieses Landes, ihren Charakter und Bildungsgrad, ihre Lebensweise und ihre politischen Beziehungen zu den Nachbarvölkern.

Seit Jahrtausenden bewohnten bereits einzelne slawische Volksstämme die Gegenden des jetzigen Ungarlandes, dessen nördlicher Landstrich an der eigentlichen Urheimath dieser Nation anliegt. Durch ackerbauende Kolonien waren sie im grauesten Alterthum, vor undenklichen Zeiten, durch die Engpässe der Karpathen gedrungen, hatten sich über den ganzen Nordstrich derselben ausgebreitet, und bereits im siebenten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, unter Samo, mit Böhmen und Mähren einen Staat gegründet, der im achten und neunten Jahrhundert schon groß und herrlich dastand. Nachdem die großmährischen Fürsten, denen der obere Theil des jetzigen Ungarns gehörte, so wie die Fürsten von Pannonien, die in dem südlichern Landstriche herrschten, die christliche Religion angenommen und sie durch Übernahme der slawischen Priester aus Bulgarien auf der Grundlage der nationalen Sprache befestigt hatten, begann es in diesen Gegenden zu tagen. Ein helles Frühroth wahrhaft menschlicher Bildung und Veredlung zeigte sich auf dem Himmel dieses Volkes; die Höfe der Rastice und Swatopluke bildeten den eigentlichen Brennpunkt desselben. Durch die Slawenapostel Cyrill und Method war die slawische Sprache in der Kirche und allmälig auch in der Staatsverwaltung eingeführt und damit zugleich

der Grund zu einer wahrhaft nationalen Entwicklung gelegt worden. Das Schicksal fügte es indeß, daß gerade um diese Zeit zwischen dem griechischen Patriarchen und dem römischen Papste der bekannte Kirchenstreit losbrach. Auch Mähren und seine slawische Geistlichkeit ward in denselben mit hineingerissen. Die dem römischen Hofe anhangenden Bischöfe von Salzburg und Passau, welche die ersten Missionaire nach den ungarischen Ländern gesandt hatten, wollten den slawischen Priestern diese neuen Erwerbungen nicht lassen und riefen darum jenen Kampf hervor, der aus dem kirchlichen bald in das staatliche Gebiet überging und schnell ein Kampf des deutschen Reiches gegen die mährischen Fürsten wurde. Mit wahrhaftem Heldenmuth vertheidigten die mährischen Könige Rastislaw und Swatopluk ihre Rechte und hätten sie gewiß behauptet, wenn der deutsche König Arnulf nicht zu einem Mittel gegriffen hätte, das nicht nur das mährische und pannonische Reich und die ganze Blüthe der Kultur und des Christenthums daselbst mit einem Schlage vernichtete, sondern auch das deutsche Reich selber an den Rand des Abgrunds führte. Er rief im Jahre 892 die wilden Reiterschaaren der Magyaren in das Land. Ihr erster Angriff ward von König Swatopluk zurückgewiesen; allein sie wiederholten ihn, und als nach Swatopluk's Tode das Reich, durch innere Zerwürfnisse geschwächt, sich selbst nicht mehr halten konnte und nach Deutschland um Hülfe rief, da ward das deutsche Heer Ludwigs IV. sammt dem mährischen in der entscheidenden Schlacht bei Preßburg aufs Haupt geschlagen und das große mährische Reich eine Beute der Sieger. Wie weit sie dasselbe mit ihren Völkerschaften besetzt haben, läßt sich nicht bestimmen; allein das geht aus der ganzen Geschichte der angrenzenden Länder Mährens, Österreichs und Serbiens hervor, daß sie nur die mittlere Ebene an der oberen Donau und Theis so ziemlich in demselben Umfange eingenommen haben, in welchem sie sich jetzt daselbst als Stammbevölkerung ausbreiten. Die übrigen Trümmer des großmährischen Reiches bis an den

Wagfluß wurden zu Böhmen und dem jetzigen Mähren, welches damals mit jenen unter besondern Theilfürsten verbunden war, geschlagen; die Reste Pannoniens fielen im Süden den croatischen Königen, im Westen der östlichen Mark zu. Daß die Magyaren die übrigen Gebiete nicht eigentlich besetzt, sondern sie nur durchzogen und ausgeplündert haben, beweiset auch schon der Umstand, daß sie sonst die in jenem Grenzgebiete seßhafte slawische Bevölkerung völlig ausgerottet haben würden. Denn es war, nach dem Zeugnisse Leo des Weisen, eine charakteristische Sitte der Magyaren, daß sie die Bevölkerung eines eroberten Landes, wenn sie es zu ihrem Besitzthum machen wollten, nicht unterjochten, noch zu Knechten machten, sondern sie bis auf den letzten Mann vernichteten. Auch läßt es sich nur hieraus erklären, warum diese Asiaten nicht ebenso, wie alle andern Eroberer slawischer Gebiete, im Verlauf der Jahrhunderte in dem alles mit Leichtigkeit sich assimilirenden slawischen Volkselemente untergegangen sind: ihre Nation blieb rein und unvermischt, weil sie rings um sich nichts duldete, als eine breite, todte Wüste.

Nach einem Jahrhundert abwechselnder Geschicke, in welchem sie oft die glänzendsten Siege davon trugen, zuletzt aber doch in Deutschland eine vernichtende Niederlage erlitten, bildeten die Magyaren sich endlich zu einem Staate aus, nahmen unter Geisa und Stephan dem Heiligen die christliche Religion an und thaten so den ersten Schritt zur Annäherung an die Kulturstufe der sie umwohnenden Völkerschaften. Daß die Annahme des Christenthums und die Bildung des Staats in Einen Zeitraum zusammenfielen, war für die Richtung des neuen Reiches entscheidend: es machte dasselbe zu einem ungarischen, da es ohne diese ein magyarisches geworden wäre. Dadurch, daß König Stephan die christliche Religion zur Staatsreligon machte, daß er die lateinische Geistlichkeit zum ersten Stande der neuen Verfassung erhob, drückte er dem Reiche einen unauslöschlichen Stempel auf. Hatte sich früher der magyarische Krieger für den einzigen Herrn des eroberten Bo-

dens angesehen, und mußte er nun dem aus einem fremden, bisweilen sogar aus einem ihm unterworfenen Volksstamme entsprossenen Geistlichen seine Achtung und Ehrfurcht erweisen, so brach dies allmälig den ungemessenen Stolz auf seine eigene Volksthümlichkeit und machte ihn fähig, auch einzelnen Gliedern der ihm fremden Nationen gleiche Rechte einzuräumen. Dies erlangten zuerst die hohen Würdenträger der Kirche, welche nicht bloß durch ihre verfassungsmäßige Stellung im Staate, sondern auch durch die Pracht eines eben angenommenen Religionskultus, vorzüglich aber auch durch ihre größere Bildung hoch über dem gewöhnlichen magyarischen Krieger standen. Bald, bei der weitern Ausbreitung der Grenzen des Reiches, gebot es wohl auch die Klugheit, den Großen der unterworfenen Völkerschaften gleiche Stellung mit den einheimischen Edelleuten zu geben. Daher kam es, daß eine Menge slawischer Bojaren und Häuptlinge mit in die magyarische Kriegerkaste aufgenommen wurden und entsprechende Landestheile als Eigenthum erhielten. Auch kam das magyarische Nationalelement immer mehr zu dem Gefühle, wie nothwendig es sei, den umgebenden, in der Kultur höherstehenden Völkerschaften sich anzuschmiegen; mit wahrhafter Heißgier sog es fremde Sitte und Kultur, fremde Wissenschaft und Bildung durch alle Poren ein. Von dieser Zeit an datiren sich auch die zahllosen slawischen Wörter in der magyarischen Sprache über Ackerbau, Handwerke und die städtische Betriebsamkeit jener Zeit überhaupt. Allein einerseits war auch die slawische Sprache damals noch nicht mächtig genug für die Bedürfnisse auszureichen, besonders hinsichts der von der einfachen Gemeindeverfassung so abweichenden, neuen monarchischen Staatseinrichtung; andererseits lag es in der Absicht der zur Herrschaft berufenen lateinischen Geistlichkeit, die bisher erlangte Macht der slawischen Sprache zu brechen. Und so wiederholte sich, was früher schon bei den europäischen Völkern geschehen war, auch hier: die lateinische Sprache ward sofort die Sprache der Schrift, der Verwaltung und Gesetzgebung, des Un-

terrichts und der Erziehung. Und jemehr das Reich durch die folgenden Schicksale in den Kreis der westlichen, in lateinischer Bildung lebenden Staaten trat, desto größer wurde das Übergewicht der lateinischen Sprache, die endlich sogar zur gewöhnlichen Umgangssprache der höhern Stände wurde. Als sich nun aber später die Grenzen des Reiches immer weiter ausdehnten, als immer mehr nichtmagyarische Völkerschaften in den Umfang des Staates und Volkes (populus) aufgenommen wurden, so ward es endlich sogar nothwendig, die sprachlich nationalen Unterscheidungen derselben durch allgemeine Einführung einer indifferenten, fremden Sprache vergessen zu machen, so daß zuletzt die weite Hungaria (polyglotta) das »Vaterland« Aller wurde, daß Jeder, war er der Sprache nach Magyare oder Slawe, Wallache oder Deutscher, sich stolz fühlte, einen Hungarus sich zu nennen, daß sich Jeder unter diesem Namen als Bürger eines Staates wußte, für dessen Wohl er Gut und Blut zu opfern nicht blos verpflichtet, sondern auch jeden Augenblick bereit war daß Jeder in der Konstitution, die ihm seine »hungarischen« Väter erkämpft, in den Rechten und Pflichten, welche dieser Name ihm gab und auferlegte, seine *Nationalität* fand.

Eine solche Nationalität konnte Jahrhunderte lang dauern, und sie hat es in Ungarn wirklich gethan; aber für ewig konnte sie nicht ausreichen. Denn es fehlte ihr dasjenige Moment, welches allein im Stande ist, der Nationalität das wahre Leben zu geben, sie fruchtbar zu machen in den weitesten Kreisen, sie auszubreiten unter die *ganze Masse* der Bevölkerung: *die Nationalität hatte keine lebendige in dem Geiste der Bewohner des Reiches wurzelnde, mit ihm geborene Sprache.* Das Latein, welches ihr gesetzliches und gewohnheitliches Organ war, blieb eine exotische Pflanze, ein Eindringling, der bei dem ersten Hauche des Nationalgeistes (nach dem Begriffe unserer Zeit) in Nichts zerstob.

Der Keim zu dem Vernichtungsprozesse der lateinischen Na-

tionalität lag schon in der geistigen Entwicklung der frühern Jahrhunderte. Die angeborene Liebe zu den Sprachen, welche die verschiedenen Völkerschaften Ungarns fortwährend sprachen und als ihr heiligstes unantastbarstes Eigenthum ansahen und bis zur Stunde noch ansehen, die Unmöglichkeit, das Latein der ganzen Bevölkerung des Reiches als allgemeines und einziges Organ zur Vermittelung aller und jeder geistigen und staatlichen Interessen aufzudringen, vor Allem aber die Nothwendigkeit für die geistigen Bedürfnisse der dem Latein unerreichbaren Volksklassen durch das Organ ihrer angeborenen Sprachdialekte zu sorgen: dies Alles rief nicht nur in kurzer Zeit Schriften in diesen Sprachen selbst hervor, sondern es vermehrte auch, durch äußere Umstände, wie die Vermittelung verwandter Nationen in der Nachbarschaft, besonders aber durch die Reformation und deren Geist unterstützt, die Anzahl derselben so sehr, daß sich bald besondere Literaturen in den einzelnen Sprachzweigen entfalteten, welche die schlummernden Kräfte der natürlichen Nationalitäten weckten, sie mit Feuereifer stärkten und erhoben, und sie von der illusorischen, durch die Staatsverfassung gemachten, lateinischen Nationalität losrissen.

Den Anfang darin machten die slawischen Völkerschaften. War es die unaustilgbare Liebe dieser Nation zu ihrer volksthümlichen Sprache, war es die begeisterte Überzeugung, daß die große Masse des Volkes nie zu einer reinen menschlichen Kultur sich erheben könne, außer durch das Organ eben dieser von den Vätern ererbten Sprache, oder endlich war es ein Abglanz jener früheren Kulturhöhe selbst, zu welcher sich die slawischen Bewohner des heutigen Ungarlandes schon vor dem Einbruche der Magyaren emporgeschwungen hatten: dies gilt jetzt gleich, das Eine ist so ruhmvoll, als das Andere: genug daß das Faktum fest steht, daß unter allen Bewohnern dieses Reiches sie das Feld einer volksthümlichen Literatur zuerst bebauten.

Einzelne slawische Völkerschaften, die jetzt in den Ländern der ungarischen Krone sitzen, bildeten in den ersten Jahrhunderten nach

der Gründung des Reiches des heiligen Stephan noch besondere von diesem unabhängige Staaten, in welchen sich die alte, durch die Kirchensprache gegründete und zu diesen westslawischen Völkerschaften durch die Slawenapostel Kyrill und Method selbst hinübergepflanzte geistige Kultur lange Zeit noch erhielt. Dahin gehören vor allen die Väter der jetzigen Serben (des slawisch-orientalischen Ritus). Sie saßen damals ziemlich in denselben Grenzen, in denen wir sie jetzt vorfinden, nur reichten sie nördlich nicht so weit in das ungarische Reich hinein. Die Sprache dieses Volkes wich in jenen Zeiten nur in sehr geringen Dingen von der Sprache in den kyrillislawischen Kirchenbüchern ab, welche schon seit dem neunten und zehnten Jahrhundert nicht nur in Serbien sondern auch in Chrowatien (Slawonien), Bosnien, Dalmatien, Bulgarien und in Südrußland als Schriftsprache allgemeine Geltung gewonnen und eine ehrwürdige Kulturstufe erreicht hatte. Unter den zahlreichen Denkmälern derselben gehört ein großer Theil der in Abschriften verbliebenen dem serbischen Volksstamme an; ihm gebührt vorzüglich der Ruhm neben der prawda ruska (dem russischen Recht) das älteste slawische Recht ausgebildet zu haben. Es ist dies das Gesetzbuch des Caren Duschan von **1349**, welches, nach den Worten des gelehrten Schafarik, »um so wichtiger ist, da es über den innern Zustand des Reiches und über die damals erstiegene Stufe der inneren Kultur Aufschlüsse giebt, während die übrigen hinterbliebenen historischen Schriften nur von Kriegen und rauschenden Begebenheiten handeln.« Ungarn und andere Länder haben kein so frühes Gesetzbuch aufzuweisen. In dem ganzen Gesetze weht ein edler und milder Geist der Menschlichkeit. Zuerst wird für das Christenthum und die Kirche gesorgt und vom geistlichen Gericht, von Bischöfen und Presbytern gehandelt. Gefangene oder Sklaven, aus der Gefangenschaft entwischt, die sich in den Hof des Cars oder zu einen Diener des Cars, zu einem Geistlichen oder Edelmann geflüchtet hätten, sollten frei sein. Fremde übergaben bei der Ankunft in

einer Stadt oder einem Dorfe ihre Sachen dem Wirth, der für sie haften mußte. Wenn ein Grundbesitzer einen Reisenden nicht beherbergen wollte, so hatte dieser das Recht, sich in seinem Dorfe einzuquartieren; verlor er etwas, so mußte es der ersetzen, der sich geweigert hatte ihn aufzunehmen. Kaufleute und ihre Waaren wurden vorzüglich durch das Gesetz geschirmt und Gewaltthätigkeiten und Räuber durch die Strenge der Strafe abgehalten u. s. w. Der serbische Staat erhielt sich selbstständig bis zu der Schlacht auf dem Kosowopole (Amselfeld) im Jahre 1389, wenn auch bald unter griechischer, bald unter ungarischer Oberherrlichkeit durch seine eigenen Care beherrscht. Als aber in jener unglücklichen Schlacht die Macht dieser Fürsten gebrochen und ihr Land dem Halbmond unterworfen wurde, flüchteten sich große Schaaren des serbischen Volkes nach Ungarn, wo sie sich ansiedelten und bald durch die Erwerbungen der ungarischen Krone, auch durch die Bewohner einzelner Länderstriche von dem alten serbischen Carthum vermehrt wurden. Der ersten Einwanderung nach der Niederlage auf dem Kosowopole folgten bald andere. Schon der serbische Knjez Juri Brankowicz hatte in den von den Türken verwüsteten Ebenen Süd-Ungarns ausgedehnte Besitzungen, die er durch herübergenommene Serben bevölkerte; ihre Zahl wuchs ansehnlich, als nach seinem Tode die Türken Serbien unmittelbar unterwarfen und, durch den Widerstand der Bewohner aufgereizt, Alles niedermetzelten, was sich nicht durch die Flucht rettete. Später brachte einer seiner Nachkommen, Kinis Brankowicz, Kommandant von Temesvar, von einem Streifzuge nach Serbien (1481) 50,000 serbische Kolonisten mit sich. Zwei Jahrhunderte darauf, als unter Kaiser Leopold I. die christliche Herrschaft unter Anführung des polnischen Königs Jan Sobieski den Angriff der Türken gegen Ungarn und Österreich zurückwies, traten unter Anführung. des Despoten Juri Brankowicz mehrere Tausend serbischer Krieger zu dem Christenheere über. Mit Hilfe desselben Juri übersiedelte im folgenden Jahre (1690) der Patriarch Czernowicz 36,000 ser-

bische Familien nach Syrmien, dem jetzigen Slawonien, und tiefer nach Ungarn hinein. Der Friede von Passarowicz 1718 endlich brachte so ziemlich das ganze alte Serbien an das Haus Österreich, und obgleich dasselbe später wieder an die Türken abgetreten wurde, so hinterließ diese Verbindung dennoch eine bleibende Nachwirkung auf die Verlorenen: denn sie erhielt das Gefühl der gemeinsamen Nationalität unter ihnen aufrecht.

Auf diese Weise erhielten nun die Serben bereits seit dem 14. Jahrhundert unter dem Schutze der ungarischen Krone eine Heimath. Sie brachten aus ihrem alten Vaterlande nicht nur ihre slawische Religion, sondern auch ihren Sprachdialect, eine Masse der tüchtigsten Schriften theils kirchlichen, theils allgemeinen Inhalts, so wie ihre ganze geistige Cultur überhaupt mit, die nach den geringen Beweisen zu urtheilen, welche die barbarische Zerstörungswuth der Türken hinterlassen, für jene Zeit außerordentlich war. Nach den durch diese Flüchtlinge geretteten Manuscripten wurden alsbald nach Erfindung der Buchdruckerkunst die zahlreichen Bücher gedruckt, welche vom Jahre 1493 an in Zenta (Hercegowina), in Cetin, in Venedig, in Belgrad (Stuhlweissenburg?), Mirkschina cerkwa, im Kloster Mileschewo und an andern Orten erschienen. Wie groß das Bedürfniß danach (das beste Zeichen für die Culturstufe des Volkes) war, zeigt die überraschend große Anzahl derselben. Nur die unglücklichsten politischen Verhältnisse trugen die Schuld, daß nicht längst schon ein vielbewegtes geistiges Leben unter einem Volke erwachte, in welches so reicher Same von Cultur und christlicher Veredlung gestreut worden war. Ja es gingen endlich sogar auch diese Spuren der Cultur in der wahrhaft asiatischen Vernichtungswuth der Türken unter. Desto muntrer dagegen erwachte das geistige Leben bei demjenigen Theile des Serbenvolkes, das unter dem Schutze des ungarischen Reiches lebte. Der Friede von Passarowicz bezeichnet den Moment, von welchem für das serbische Volksthum auf ungarischem Boden eine neue Phase der serbischen Literatur eintrat. Die-

selbe wird auch dadurch charakterisirt, daß von nun an die Bücher-sprache sich von den Fesseln des Kirchendialects lossagte und den Volksdialect zum herrschenden erhob. Den Anfang in dieser Rich-tung machte das umfängliche Waffenwerk von Zefarowicz, das 1742 in Wien erschien, und bald zahlreiche Nachfolger hatte. 1769 ward auf Beschluß des »illirischen Nationalcongresses« in Karlowicz eine ser-bische Hofbuchdruckerei in Wien errichtet und ihr das Privilegium zum Druck aller Schul- und Religionsbücher für die österreichi-schen Staaten verliehen. Durch die unsterblichen Verdienste des Karlowiczer Erzbischofes und Metropoliten St. Stratimirowicz er-hielt auch das Schulwesen, besonders in den geistlichen Seminarien, eine rein nationale Gestaltung, die sie, trotz aller Angriffe, bis auf diesen Augenblick bewahrt hat. Als im zweiten Zehent dieses Jahrhunderts das Fürstenthum Serbien seine Freiheit und Selbst-ständigkeit erkämpfte, erhielt es eine Menge tüchtig gebildeter Na-tionalen aus Ungarn. Alles dies trug zur Belebung der serbi-schen Nationalität nicht wenig bei. Bücher aus allen Fächern des Wissens, Zeitschriften politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Inhaltes erschienen und erscheinen fortwährend in großer Anzahl; ein eigener Stammfond (matica serbska) zur Herausgabe guter ser-bischer Bücher beginnt seine Thätigkeit zu entfalten; das erwachte politische Leben, die Kämpfe gegen den Magyarismus, die Fort-schritte in geistiger und materieller Cultur heben den National-sinn und befördern die allgemeinere Bildung.

Ziemlich gleiche Schicksale betrafen das National- und Schrift-wesen des andern Zweiges dieser Slawen, die mit den Serben der orientalischen Kirche gemeinschaftliche Sprache haben, aber dem römisch-katholischen Glauben zugethan sind und unter dem Namen der Chrowaten, Slawonier und Dalmatiner eine eigene Nation, ein selbständiges in der Verwaltung einheitliches, mit Ungarn unzertrennlich verbundenes Reich, die Königreiche Chro-watien, Slawonien und Dalmatien bilden. Bereits im siebenten Jahrhundert nahmen die alten Chrowaten, von den Carpathen kom-

mend, den größten Theil des eben genannten Gebietes mit gewaffneter Hand den Awaren ab; sie erhielten sich unter den mannigfaltigsten Stürmen, bald in selbstständige Staaten, bald in unterworfene und wieder frei gewordene Provinzen zerrissen, niemals aber ein organisches Ganze bildend, obgleich von einem einzigen Volksstamme bewohnt, Trotz bietend allem Wirken und Wüthen der Magyaren, Türken, Venetianer und endlich der Franzosen, als unvertilgbare Eigenthümer des Landes. Kurz nach der Besitznahme des Landes wurden diese Slawen von lateinischen Geistlichen der nahe gelegenen Kirchsprengel zum Christenthum bekehrt. Es war das zu einer Zeit geschehen, wo man die Lehre der Liebe noch wirklich mit Liebe und freundlichen Worten denen verkündete, welche ihrer bedurften: und darum trugen die Bemühungen dieser Bekehrer viel gesegnetere Früchte, als die wüthenden Kriege an der Elbe und Ostsee. Die Priester, welche zu den Chrowaten kamen, sahen frühzeitig ein, daß sie nur durch die Sprache des Volkes selbst auf dasselbe dauernd zu wirken im Stande wären und bemühten sich darum, lange schon vor Erfindung kirchenslawischer Lettern durch Kyrill, die Laute der chrowatischen Sprache mit den lateinischen Schriftzeichen auszudrücken, um auf diese Art die wichtigsten Gebetformeln aus dem Latein übersetzen und sie den Bekehrten desto tiefer einprägen zu können. Ein glücklicher Zufall hat uns Proben solcher übersetzter Gebete in der sogenannten Freisinger Handschrift (jetzt in München) in einer Abschrift aus dem zehnten Jahrhunderte aufbewahrt, welche nicht allein bei den westlicher wohnenden Slawen, sondern auch bei den chrowatischen Eingang gefunden haben mögen. Diese geringen Anfänge müssen später jedenfalls verbessert worden sein, als sich der Gegensatz zwischen der östlichen und der westlichen Kirche immer schroffer herausstellte, und die Frage über den Bestand jener durch den Hinzutritt des größten Theiles der Slawen entschieden wurde. Denn nun mußte die römische Geistlichkeit alles aufbieten, um wenigstens einen Theil dieses Volksstammes für sich zu retten. Daß dies bei der bekannten

Anhänglichkeit der Slawen an ihre Sprache und der außerordentlichen Wirkung der Übersetzung von Kirchenschriften ins Slawische nur dadurch möglich war, daß man durch gleiche Mittel, durch Bearbeitung der Kirchenschriften in der Sprache des Volkes mit jenen zu wetteifern suchte, liegt klar am Tage. Auch steht es fest, daß gerade zu diesem Zwecke für die Chrowaten und Dalmatiner, bei denen das kyrillische Schriftthum schon große Fortschritte gemacht hatte, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die sogenannte glagolitische Schrift nicht nur erfunden, sondern auch ihre Erfindung, zur Gewinnung eines größern Ansehens, dem heiligen Hieronymus zugeschrieben und dann die Übersetzung Kyrills in diese neuen Buchstaben umgeschrieben worden ist, wobei die Übersetzung selbst nur an den nothwendigsten Stellen nach der Vulgata »verbessert« wurde. Diese Anerkennung der Volksmundart von Seiten der römischen Curie beweist, zusammengehalten mit der bekannten Abneigung derselben, die biblischen Schriften durch Übersetzungen in die Volkssprache zu profaniren, am Unwiderleglichsten, daß die nationale Bildung der Südslawen damals schon eine bedeutende Höhe mußte erstiegen haben. Kein Wunder also, daß sich gerade in diesen Gegenden ein slawisches Nationalleben mit einem Glanze und in einer Herrlichkeit entfaltete, wie wir es zu jener Zeit nirgends wiederfinden. Der Freistaat Ragusa, der sich damals unter dem Schutze der Krone Ungarns auf den höchsten Gipfel der Bevölkerung, des Handels und der Reichthümer emporgeschwungen hatte, bildete das Centrum dieser Herrlichkeit. Bereits im 14. Jahrhunderte war in demselben die slawische Schrift durchaus in den allgemeinen Gebrauch übergegangen; mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts trat die Literatur selbst schon in vollem Glanze auf. Blasij Darzich, Menze, Vetranich, Gozze genossen als verdiente Dichter das größte Ansehen. Noch glänzender trat das sechzehnte Jahrhundert auf. Die Wissenschaften fanden warme Verehrer und kräftige Bearbeiter: Ragnina ward der Vater der neuern ragusanischen Geschichte, Giubranwicz, Martin Darzich, Zlatarich und die Dich-

terin Fl. Zuzzeri-Pescioni prangten als glänzende Gestirne am Himmel der Poesie. Selbst die Geistlichen zogen die Volkssprache der Kirchensprache vor. Die größte Höhe erreichte die ragusanische Dichterschule im 17. Jahrhunderte. Ragusa hatte damals bereits ein slawisches Theater, für welches viele tüchtige Kräfte thätig waren. Unter ihnen ragt J. Gondola (Gundulicz) über alle hervor. Er schrieb eine ganze Reihe von Dramen, übersetzte Tasso's Gerusalemme liberata und Anderes. Den größten Ruhm aber brachte ihm sein episches Gedicht die Osmanniade, in welcher er die Belagerung und Entsetzung Wiens schilderte, und welche so eben, mit einem Lexikon versehen und glänzend ausgestattet, als erster Band der Ragusanischen Classiker von der Agramer Matica (d. i. ein Fond zur Herausgabe guter illirischer Schriften) im Druck veröffentlicht wurde. Ein furchtbares Naturereigniß indessen, das Erdbeben von 1667, vernichtete Ragusa, und mit dem Fall der Stadt sank auch das Nationalstreben, um sich nie wieder völlig aus dem Schutte zu erheben. Bald darauf traf dasselbe ein noch härterer Schlag, als die Jesuiten, nach vielfachen Bemühungen, sich endlich des ganzen Unterrichtes bemächtigten und durch ihre trockenen Vorträge der lateinischen Poesie und Phrasendrechslerei allen nationalen Geist vernichteten. Dennoch erhielt sich einiges Leben bis in das 18. Jahrhundert hinein. Ehrenwerthe Männer, wie Andreas Kacich Miossich, dessen Sammlung von Heldenliedern aus der südslawischen Geschichte auf den Geist des Volkes den erhebendsten Einfluß übte, der Priester St. Rosa, dessen edle Bemühungen, die Volkssprache auch in die Kirchenbücher einzuführen, leider den verdienten allgemeinen Erfolg nicht hatten, weil die römische Curie sie unterdrückte, treten noch einzeln hervor. Allein schon sind sie nicht mehr im Stande den Nationalgeist aufrecht zu erhalten, dessen Wurzeln von den Jesuiten absichtlich untergraben wurden. Erst seit der Aufhebung dieses Ordens zeigten sich wieder einige Spuren neuen Lebens: die Senatoren Peter Sorgo und Luc. Bona und in der neuesten Zeit die Priester Appendini, Voltiggi und Stulli er-

warben sich vielfaches Verdienst; des Letzteren großes Wörterbuch der dortigen Sprache ist das wichtigste Werk der ganzen neuen südslawischen Literatur. Seit Anfang dieses Jahres endlich erscheint in Zara eine Wochenschrift unter dem Titel »Dalmatinischer Morgenstern«, welcher die dortigen literarischen Kräfte nach einem Ziele zu leiten verspricht, leider aber durch die unzweckmäßigen orthographischen Neuerungen manches Gute wieder verdirbt.

Während in Ragusa solche geistige Bewegung herrschte, hatten sich auch in den übrigen Landstrichen, in welchen der, mit den Dalmatinern und Ragusanern gemeinschaftliche südslawische Dialect gesprochen wird, im Laufe der Zeit einzelne, für sich bestehende Literaturen herangebildet, deren Bedeutung für die der ungarischen Krone zugehörigen Slawen erst dann sich zeigte, als die Reformation und die weitverzweigte Thätigkeit einiger Verbreiter derselben neues Leben in sie goß.

Den Anfang dazu machte die außerordentliche Erscheinung des Domherrn Primus Truber, der, von seinem Bischofe in Triest vertrieben, vom Jahre **1550** an in Tübingen, wohin er sich geflüchtet, eine Reihe von Büchern in krainerisch-windischer Sprache drucken ließ. Er stellte für dieselbe ein neues Alphabet zusammen, das er deshalb auf den deutschen Gebrauch der lateinischen Buchstaben basirte, weil die Geistlichen, welche diese Schriften in den Landstrichen Kärnthens, Krains und Steyermarks ausbreiten sollten, größtentheils deutsche Bildung besaßen. Auch wandte er überdies die Krainerische Volksmundart mit allen ihren Mängeln und Abweichungen von dem allgemeinen Sprachdialect der Südslawen an. Bald erhielt er an dem der Reformation wegen entflohenen Bischof von Capo d'Istria, Vergerius, einen thätigen Mitarbeiter, nach dessen Rücktritt aber an dem ehemaligen Steyrischen Landeshauptmann Hans Ungnad in Urach einen mächtigen Unterstützer. Mit solchen Mitteln dehnte er seine Thätigkeit auch noch auf den Druck von dalmatinisch-chrowatischen Schriften aus; ja selbst mit Kyrillischen und Glagolitischen Typen fing er an Reformations-

schriften zu drucken. Sein Einfluß auf den ganzen südslawischen Volksstamm wuchs mit jedem Tage. In Urach war eine vollständige Übersetzungs-, Druck- und Verbreitungsanstalt organisirt, zu welcher die besten Kräfte aus der Heimath herbeigezogen wurden. Leider starb der großmüthige Mäcen zu frühe und löste dadurch jene Anstalt auf. Die Sprachmängel Trubers, seine Mundart und seine Schreibweise riefen zunächst den Widerspruch Dalmatin's hervor: aber eben dieser Streit brachte die ausgezeichnete Grammatik Bohoricz's zu Stande, die den Charakter des krainischen Sprachdialectes für immer festsetzte. Die Gegenreformation und der Einfluß der Jesuiten vernichtete auch dieses Aufblühen einer Volksliteratur. Nach mehr als hundertjährigem Tode brachte es erst am Ende des vorigen Jahrhunderts das schreiende Bedürfniß des Volkes dahin, daß man anfing, einige Kleinigkeiten zu drucken. Kirchen- und Schulbücher bildeten fast den einzigen Literaturzweig, der bei den westlichsten Südslawen bebaut wurde; vielfache Zerrissenheit in der Orthographie drückte wie ein Alp alle Bestrebungen nieder. Erst in der Neuzeit ist einiges Leben erwacht, und die in Laibach erscheinende vortrefflich redigirte »Landwirthschaftliche Zeitung« zeigt, daß man auch hier erkannt habe, wie nothwendig es sei, die lokalen Interessen den allgemeinen unterzuordnen, die Provinzialmundart dem Dialecte aufzuopfern, und die Einigung aller Kräfte zur Grundlage des Wirkens zu machen. Seitdem ist auch die Theilnahme an der chrowatischen Literatur bei diesen Slawen im Zunehmen.

Die Provinzialchrowaten, die eine, theils mit den dalmatinisch-ragusanischen, theils mit dem windisch-krainerischen Dialecte verwandte Mundart sprechen, hatten Jahrhunderte lang an der ragusanischen Literatur und der von ihr hervorgerufenen und gepflegten Bildung Antheil, führten aber überdies auch noch daheim ihren eigenen Dialect schon Jahrhunderte vor der Reformation in die Schrift ein, ohne indeß denselben zu einer besondern Bedeutung erheben zu können, weil sie keine feste Orthographie

aufstellten, sondern jeder nach Gutdünken schrieb, wie es ihm einfiel, und in der Sprache selbst sich die mannigfaltigsten Variationen und Eigenmächtigkeiten erlaubte. Zur Zeit der Reformation wurde unter dem Einflusse der Grafen Zrinyi, die sehr eifrige Protestanten waren, in Nedelischcze eine eigene Buchdruckerei für chrowatische Drucke angelegt, welche außer einer Menge religiöser Schriften 1547 auch noch das Verbőczysche Tripartitum (Ungarische Gesetzsammlung) in einer guten chrowatischen Übersetzung veröffentlichte. Allein weder die Schriften Trubers, noch die Druckwerke dieser Offizin vermochten den Protestantismus in Chrowatien zu erhalten; der Reichstag von 1687 verwies alle Protestanten aus den Königreichen Chrowatien, Slawonien und Dalmatien. Demgemäß sank auch die Literatur: denn die Schulen kamen fortan in die Hände von Geistlichen und wurden lateinisch, so daß jetzt Alle, die gebildet waren oder es sein wollten, anfingen lateinisch zu schreiben. Chrowatisch druckte man nur noch Religions- und Erbauungsbücher und auch diese nur in der dürftigsten Anzahl.

In dieser Gestalt erhielten sich die Nationalbestrebungen der ungarischen Südslawen bis in das zweite Viertel unsres Jahrhunderts. Zwar hatten die Abgeordneten der Königreiche Chrowatien, Slawonien und Dalmatien auf dem Reichstage von 1790 die Zumuthung der magyarischen Partei, es solle in den gedachten Königreichen die magyarische Sprache als Geschäfts- und Unterrichtssprache eingeführt werden, mit fester Entschiedenheit zurückgewiesen und dadurch den Nationalgeist einigermaßen wach gerufen; allein die leichte Regung ging in den Stürmen des nun folgenden europäischen Krieges unter. Wieder vergingen Decennien, und nur eine allmälige, eine friedlich geistige Entwicklung brachte die Südslawen zur Erkenntniß ihres wahren Bedürfnisses, indem sie sie zur Auffindung der Mittel erhob, welche allein im Stande sind, sie ihrem nationalen Ziele zuzuführen.

Von vielen Seiten schon war den westlichen Südslawen (zu denen wir nicht nur die Slawonier, Chrowaten und Dalmatiner,

sondern auch die Slawencen in Steiermark und die Kärnthner und Krainer Slawen rechnen) der gerechte Vorwurf gemacht worden, daß sie, ein Volksstamm von einerlei Sprache, Sitte, Cultur, ja selbst von einerlei Religion, doch durch Festhaltung ihrer vielen abweichenden Mundarten und der noch vielmehr divergirenden Schreibweisen in ihren Schriften sich zwecklos zersplitterten. Sie hatten es sich selbst gegenseitig eingestanden, daß sie außer Stande, in dieser Zersplitterung irgend einen großen Schritt zur Bildung und Veredlung ihres Volkes zu thun, ja sie hatten dieses ihr Eingeständniß öffentlich abgelegt: und dennoch war es nicht möglich, eine Einheit unter ihnen zu bewerkstelligen. Jede Partei glaubte im Rechte zu sein und der andern keinen Schritt weichen zu dürfen, während doch jede auf einem eigenthümlichen Abwege war und große Ursache hatte, ihre Schritte eiligst nach dem gemeinsamen Nationaltempel zu lenken. Durch die immer heftiger werdenden Reibungen gegen die Magyaren hatte sich endlich in den zur ungarischen Krone gehörigen Südslawen das Nationalbewußtsein zu regen angefangen. Mannichfaltige Wünsche, Meinungen und Vorschläge durchkreuzten die Gemüther und belebten die öffentlichen Versammlungen; Alles sehnte sich ein Organ zu finden, um seine Ansichten und Pläne geltend zu machen und die erkannten Wahrheiten auszubreiten. Man hatte längst eingesehen, daß hiezu kein besseres Mittel, als die Gründung einer Zeitschrift: eines öffentlichen Organs, das gleichsam der Sammelpunkt alles Wissens und alles Wollens der Nation bilde. In Folge dessen gründete Doctor Gaj in Agram seine »chrowatisch-slawonisch-dalmatinische Nationalzeitung.« Er schrieb sie in dem chrowatischen Provinzialdialecte, der wegen seiner vielen Abweichungen von dem Geiste des südslawischen Gesammtdialects und wegen der geringen Ausbreitung, deren er sich erfreute, wobei überdies noch die ganz besondere Rechtschreibung beschwerlich fiel, fast nur von seinen nächsten Landsleuten verstanden wurde. Gaj hatte das wohl vorausgesehen: allein er wollte sich erst ein bestimmtes Publikum erwerben, er

wollte dasselbe an das regelmäßige Lesen einer Zeitschrift überhaupt gewöhnen, und darum eben wandte er sich an seine nächsten Landsleute. Nach zwei Jahren glaubte er dies erlangt zu haben: mitten in einem Monate des dritten Jahrganges erschien das Blatt nicht nur unter ganz verändertem Titel, als »Illyrische Nationalzeitung« sondern auch in anderer Sprach- und Schreibweise. Man lachte, freute, ärgerte sich, jubelte, wüthete, schimpfte, schrie und schrieb darüber und darunter. Jeder hatte eine andere Meinung und nur die Überraschung und das Erstaunen waren allgemein. Nach einer kurzen Probezeit erwies es sich, daß die Orthographie herrlich gewählt war: denn sie vereinte nicht blos die Vorzüge aller bestehenden, sondern näherte auch das Äußerliche des Drucks so sehr der übrigen slawischen Schreibweise, vorzüglich der böhmischen und polnischen, daß ihr kein Kenner seine Achtung versagen konnte. Eben so glücklich war der Sprachdialect gewählt. Denn er umfaßte alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Sprache der westlichen Südslawen, in soweit sie nur irgend fähig waren, zu einem einzigen Sprachdialect sich zu vereinigen; dabei hielt er den Charakter der Slawicität aufrecht, und trug, mit einem Worte, das volle Gepräge einer Schriftsprache, wie sie sich für jene Gegenden nur herausstellen konnte. Ein entscheidender Vorzug derselben war überdies, daß sie der Sprache in den unsterblichen Schöpfungen der alten klassischen ragusanischen Dichter so nahe stand, daß sie nur in geringen Dingen von derselben abwich. Dies haben denn auch die Besten und Einsichtsvollsten der südslawischen Nation anerkannt und der Wunsch aller geht dahin, daß diese Sprache der Gunduliche und Kaciche zur Gesammtschriftsprache aller Nationalen erhoben und die in Chrowatien durchdringende Schreibweise, als die allgemeine, nicht blos in diesem, sondern auch in den Königreichen Dalmatien, Slawonien und bei den Slaven Steyermarks, Kärnthens und Krains allgemein angenommen werde. Am einfachsten und jedenfalls am schnellsten würde dieser Wunsch, dieses wahrhafte Bedürfniß

jener Völkerschaft durch eine Verordnung der Regierung, welche sie in die Schule und in die öffentlichen Lehranstalten einführte, geschehen. Denn so würde einer Menge von Reibungen und Eifersüchteleien vorgebeugt, welche nothwendig erfolgen müssen, wenn die Angelegenheit dem langsamen Kampfe der entgegengesetzten Parteien und ihren persönlichen und andern Interessen zur Entscheidung überlassen wird. Am wenigsten glücklich war der dritte Punkt der von Gaj so plötzlich getroffenen Änderung: wir meinen die Aufstellung des Namen »Ilir.« Illirien ist eine in der Geschichte so schwankende, den mannigfaltigsten Veränderungen unterworfene Bezeichnung des von den Südslawen zum großen Theil bewohnten Landstriches, daß man jetzt kaum beurtheilen kann, welche Länder zu demselben gehören. Auch ist der Name Ilir dem südslawischen Nationalbewußtsein so durchaus fremd, daß wohl vorauszusehen war, es werde schwer halten, demselben allgemeine Annahme zu bereiten. Noch mehr verdorben wurde aber durch die starre Heftigkeit, mit welcher man diesen Namen allen südslawischen Völkern aufdringen wollte, und welche besonders den Zorn eines sehr achtbaren und gewichtigen Theiles der unter dem Namen »Illyrier« begriffenen Slawen, den Zorn der eigentlichen Serben (der orientalischen Kirche) erregte. Der Kampf gegen diesen Namen, der sich im vorigen Decennium entspann, schadete der südslawischen Sache mehr, als er nützte: denn er leitete die Aufmerksamkeit des Volkes von der Sache ab und dem Namen, der Wortwählerei zu. Erst in diesem Augenblick scheint es, als habe dieser Kampf sich gelegt, besonders seitdem durch einen speciellen Regierungsbefehl der Gebrauch des Wortes »Ilir« aus allen Druckschriften verbannt wurde. Auf diese Weise haben auch die westlichen Südslawen eine freundliche nationale Zukunft zu erwarten.

Wir gehen zu den Slawen im Norden Ungarns über. Von diesen sind die Russinen nur in geringer Anzahl, etwa 625,000 Köpfe, der ungarischen Krone unterthan. Dieselben stehen

überdies durch die Schuld der Zeit und der ungarischen Reichsstände, welche weder die geistigen noch die materiellen Bedürfnisse dieser Bedrückten nur der geringsten Aufmerksamkeit würdigten, im Allgemeinen auf so niederer Stufe der Cultur, daß sie für längere Zeit noch in der Wagschale des ungarischen Reiches kein Gewicht werden bilden können: und darum werden wir sie hier weiter nicht in Betracht ziehen. Anders ist es mit dem zweiten Theile der ungarischen Nordslawen, mit den Slowaken, welche nicht blos durch ihre Anzahl ($2\frac{3}{4}$ Millionen K.) sondern auch durch ihre geistige Bildung und durch das politische Gewicht, welches sie besitzen, bestimmt sind, einen großen Einfluß auf die Entwickelung des Staates zu üben.

Schon oben deuteten wir an, bis zu welcher hohen Culturstufe sich die Vorfahren der heutigen Slowaken, die Bewohner des Großmährischen Reiches, in den vormagyarischen Zeiten, im 9. Jahrhundert emporgeschwungen hatten. Spuren jener Cultur erhielten sich lange Zeit trotz allen Gräueln der asiatischen Verwüstung, wozu die Nähe des böhmisch-mährischen Staates und dessen wiederholte Unterwerfung des strittigen Gebietes, von den Karpathen und der March bis an den Waagfluß und fast nach Gran zur Donau hinab, nicht wenig beitrug. Und als später dieser Nordstrich des Landes dauernd bei Ungarn blieb, so erlosch darum der Einfluß des böhmisch-mährischen Nationallebens auf die stammverwandten Slowaken keineswegs. Je mehr im Gegentheil die nationale Bildung durch die Concentration des böhmisch-mährischen Staates bei dessen Bewohnern befördert wurde, desto mehr wuchs auch ihre Macht in den Nordstrichen Ungarns, welche in nie unterbrochener Verbindung mit Böhmen und Mähren blieben. Wenn wir nicht andere Zeugnisse zur Genüge hätten, so würde schon die schnellste Verbreitung der hussitischen Lehre unter den Slowaken uns eine hinlängliche Gewährleistung dessen geben. Bei dem ersten Erwachen der religiösen Stürme, welche Böhmen zur Zeit der Hussiten erschütterten, ließen sich auch bei den Slo-

waken derartige Zuckungen verspüren. Zahlreiche hussitische Lehrer durchzogen das Land, ganze Massen hussitischer Bücher wurden unter dem Volke verbreitet und erregten die allgemeine Theilnahme für Böhmen in diesem nationalsten seiner Momente. Ja selbst böhmische Feldherren übersiedelten ganze Reihen von böhmischen Familien nach Ungarn. So nahmen die Krieger des Ziska von Brandeis, welche im Interesse der Königin Elisabeth die Slowakei von 1440—1453 besetzt hielten, ihre Weiber und Kinder mit dahin, bauten sich hier an und wurden dann von den Eingeborenen in sich aufgenommen. Die Niederlage der Hussiten trieb eine Menge flüchtiger Auswanderer nach den Gespannschaften Gömör, Hont, Neograd, Sohl Liptau, Trentozin und Mitra, welche mit ihrer Habe auch ihre Cultur und zahlreiche Schriftwerke aus Böhmen mitbrachten. Auf den durch diese Vorgänge vorbereiteten Boden fiel dann, als die hussitischen Grundsätze in Luther einen glücklichern Verbreiter fanden, der Same der Reformation desto fruchtbringender und verbreitete sich darum dort, wie in Böhmen, mit reißender Schnelligkeit. In kurzer Zeit war der größte Theil des Volkes protestantisch, die Geistlichen feierten den Gottesdienst und die heiligen Gebräuche nach den aus Böhmen erhaltenen Büchern, die sie auch noch längere Zeit beibehalten mußten, weil sie daheim eine Druckerei noch nicht besaßen. Da nun in diesen Schriften natürlich ausschließlich die böhmische Sprache (die sich nur fast unmerklich von der Volkssprache der Slowaken unterschied) herrschte, so geschah es, daß auch die protestantischen Slowaken das Böhmische zu ihrer Kirchen- und selbst zur bürgerlichen Schriftsprache machten: »Denn Böhmen, Mähren und die Slowakei waren bis 1620 im Geiste Eins,« sagt der gelehrte Schafarik. Die traurigen Schicksale, welche Böhmens Staats-, National- und Culturwesen von diesem Zeitpunkte an betrafen, zeigten auch bald in der Slowakei ihre zerstörende Wirkung. Zwar strömten die böhmischen Protestanten von Neuem schaarenweise auf diesen Boden der Freiheit und fanden

bei dem verbrüderten Volke eine wahrhaft brüderliche Aufnahme, wohl blühte noch längere Zeit das böhmische Schriftwesen in der Slowakei fort: allein da es hier vor Allem an die Protestanten geknüpft war, und diese später auch hier in manche beengende Schranken eingepreßt wurden, so sank es trotzdem immer tiefer. Ein Hauptgrund davon lag wohl darin, daß durch die Annahme der böhmischen Sprache sich die protestantischen Slowaken von der andern Hälfte ihres Volkes, welche noch katholisch geblieben oder es wieder geworden war, losgerissen und dadurch jene Trennung zu Wege gebracht hatten, die selbst bis zur Stunde noch nicht gänzlich aufgehoben ist und dem Aufblühen der Nationalsprache durch Zersplitterung der Kraft ungemein viel geschadet hat. Die Katholischen sahen es ungern, daß die Macht der Protestanten sich durch die böhmischen Auswanderer so außerordentlich vermehrte, und ohne zu bedenken, daß gerade durch diesen Zuwachs ihr Volksthum neue Kraft und ihre nationale Cultur neue Stärke erhielt, widersetzten sie sich dieser Aufnahme, wo und wie sie konnten. Die Protestanten ihrerseits ließen es ebenfalls an Fanatismus und störrischer Ausschließlichkeit nicht fehlen. Die nächste Folge dieser Feindseligkeiten war zuvörderst jener vernichtende Bürgerkrieg unter Rakoczy, der in kurzer Zeit in einen Religionskrieg umschlug und dessen Andenken sich in das Gedächtniß des Volkes so tief eingrub, daß der alte Haß erst in diesem Augenblicke, wo das ganze Nationalwesen der Slowaken auf dem Spiele steht und sie dem sicheren Untergange entgegengehn, wenn sie sich nicht einigen, allmälig zu schwinden anfängt. Die Verwüstungen jenes fanatischen Krieges vernichteten die ganze literarische Errungenschaft des 17. und der vorangegangenen Jahrhunderte. Und als nach einem fast hundertjährigen Schlaf der alte Nationalgeist im 18. Jahrhunderte wieder erwachte, da kehrte die alte Liebe nicht wieder zurück, sondern die frühere Zwietracht herrschte in Glauben, Sprache und Schreibweise. Während nämlich die Protestanten bei den böhmischen Büchern treu verblieben, wie sie dieselben von ihren

Vätern erhalten, während sie nicht blos alle kirchlichen Gebräuche in böhmischer Sprache verrichteten, sondern auch die Predigten in derselben hielten, und sie in den Schulen einführten, fingen die Katholischen, welche in Kirche und Schule, so weit hier nicht das Latein herrschte, seit jeher die gewöhnliche Volksmundart im Gebrauche hatten, nun auch an, Schriften für das Volk in derselben herauszugeben. Schon die 1718 erschienenen Predigten Maczay's waren in dieser Mundart. Ihnen folgten bald mehre: und als der Fortschritt in dieser Literatur nur gering blieb, und die Slowaken sich dieser Richtung nicht anschlossen, vereinigte sich eine große Anzahl gebildeter Katholiken in Tyrnau, Nitra und Trenczin um die beiden Vorkämpfer für die Volksmundart, Bernolak und Fandli, und verpflichteten sich gegenseitig, alle in der Volksmundart herausgegebenen Schriften anzukaufen. Diese ernstlichen Bestrebungen hätten den protestantischen Slowaken zeigen sollen, um was es sich eigentlich handle: allein sie blieben hartnäckig bei ihrer alten Weise und gingen sogar so weit, daß, weil sie das Schicksal ihres Glaubens mit der Aufrechthaltung der böhmischen Sprache für unzertrennlich verknüpft hielten, sie sogar mit Anstrengung aller ihrer Kräfte im Jahre 1803 eine Art Gegengesellschaft an dem evangelischen Lyzeum zu Preßburg gründeten, an welchem der ebenso gelehrte, als hochgeachte Palkowicz als Professor der böhmischen Sprache und Literatur angestellt wurde. Aber diese Gesellschaft ging nach kurzem Bestande wieder auseinander. Zwar wurde sie 1812 durch die unermüdlichen Anstrengungen zweier Volksfreunde von Neuem errichtet; allein die frühere Energie blieb aus. Noch fahren seit dieser Zeit tüchtige Männer unter den Slowaken fort, die böhmische Sprache zu cultiviren; dahin gehört nicht bloß der nun ergreiste Palkowicz selbst, sondern auch der größte böhmische Dichter der Neuzeit, Kollar, und eine Reihe jüngerer Talente, Stur, Hurban und Andere. Neben dieser erhob sich dagegen die Schriftstellerei in der Volksmundart immer mehr. Außer vielfachen Volksschriften erschienen auch Gedichte und wissen-

schaftliche Werke in derselben, bis endlich das urkräftige Dichtergenie Holy's ihr den Stempel der Herrlichkeit aufdrückte. Nun ließen sich auch unter den Protestanten einzelne Stimmen zu Gunsten der Volkssprache hören: protestantische und katholische Jünglinge lernten die Heldengedichte Holy's auswendig und recitirten sie bei öffentlichen Gelegenheiten, selbst in die böhmischen Schriften schlichen sich immer mehr slowakische Eigenthümlichkeiten ein. Kollar selbst war weit entfernt, den böhmischen Dialect rein schreiben zu wollen, sondern that in seiner Slawy Dcera so entschiedene Schritte zu dem slowakischen Volksidiom, daß die Czechen ihn deshalb nicht nur hart angriffen, sondern auch seinem Dichtergenie nicht einmal volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. — Auf diese Weise waren die hervorragendsten Männer beider Parteien auf dem Wege der gegenseitigen Annäherung vorgeschritten, als die Maßregeln des ungarischen Reichstages die Absicht der Magyaren immer klarer herausstellten, die Slowaken ihrer Nationalität und Sprache gänzlich zu berauben. Von allen Seiten erkannte man, daß nur eine Vereinigung aller Kräfte, daß nur ein Concentriren aller geistigen Potenzen zu einer Nationalliteratur noch im Stande sei, den furchtbaren Schlag, der ihnen drohte, abzuwenden: der Nationalgeist feierte ein großes Versöhnungsfest, Katholiken und Protestanten vereinigten sich, das Gesuch des Professors Stur, um Erlaubniß zur Herausgabe einer Zeitung für die Slowaken bei der Regierung nach Kräften zu unterstützen, und da nun nach mehrjährigen, immer und immer wiederholten Petitionen, Deputationen u. s. w. jene Erlaubniß endlich erlangt worden ist, so steht nun auch hier nicht minder, als bei den Südslawen, die Kräftigung und Entfaltung eines heilsamen Nationallebens in Aussicht.

Neben den Slawen bilden die Deutschen eine bedeutende Nationalität des ungarischen Staates. Sie sind nicht blos in Siebenbürgen als eine besondere staatsrechtlich selbstständige Nation anerkannt, sondern machen auch in den übrigen ungarischen Landen

eine sowohl durch ihre beträchtliche Anzahl, als durch ihre geistige Entwicklung sehr beachtungswerthe Menschenmasse aus. Außer den freien königlichen Städten Preßburg, Sanct Georg, Modern, Kremnitz, Schemnitz und Neusohl, in welchen sie bei weitem das Übergewicht haben, findet man fast in allen königlichen Freistädten mehr oder weniger Deutsche. Ferner haben sie im Norden einen ganzen Landstrich, die sogenannte Zips, inne, und sind endlich über ganz Ungarn in unzähligen Colonien unter Magyaren, Serben und Wallachen zerstreut. Ihre Anzahl beläuft sich in Ungarn wenigstens auf 600,000 und in Siebenbürgen auf 430,000; also über eine Million Köpfe. Ihre nationalen und literarischen Verhältnisse betreffend verweisen wir auf die Schriften von Roth (Über die Deutschen in Siebenbürgen) und Csaplowics (die Deutschen in Ungarn, in seinem Buche: Ungarns Industrie und Cultur), welche des Interessanten nnd Erbaulichen gar viel enthalten.

Viel später, als die slawischen Völkerschaften, trat der magyarische Volksstamm in das Gebiet einer nationalliterarischen Entwicklung über. Es liegt nicht in dem Charakter des Magyaren, sich der Betrachtung seiner Gefühle und des eignen Innern hinzugeben. Was bei andern Nationen, vorzüglich bei Deutschen und Slawen, Gefühl, das besonnene Zurückgehen in sich selbst, das Sichversenken in seinen eigenen Geist ist, das zeigt sich bei dem Magyaren nur als das plötzliche Aufzucken einer Empfindung, als momentaner Ausbruch der Willenskraft, welcher sogleich in That übergeht. Daher die übermäßige Neigung zum Handeln, zu Kämpfen und Parteiungen in den frühern Jahrhunderten der ungarischen Geschichte; daher jetzt, da die alte unbändige Kraft von der europäischen Luft gebrochen ist, jener Hang zu endloser Wortmacherei und Schreierei, welcher die Stelle der frühern That vertritt. Vor allen heimathlichen Fehden, allen den auswärtigen Kriegszügen kam der magyarische Edelmann (und auf den geknechteten Bauer war ja nicht zu rechnen) kaum zur Besinnung, viel weniger zum reiflichen Nachdenken, und am Aller-

wenigsten gar zur Abfassung von Büchern. Denn diese verachtete er von ganzer Seele, als Dinge, die eines Edelmanns unwürdig. Erst die Reformation mit ihren geistigen Interessen mußte ihn erschüttern, bevor der Anfang zu einer Nationalliteratur gemacht werden konnte. Und auch dann überließ der Kernmagyare die Bearbeitung der Wissenschaften vielmehr denjenigen, welche aus andern Völkerstämmen in seine Nationalität übergetreten waren. Er selbst beschränkte sich zunächst auf das, was dem oben angedeuteten Charakter am besten entsprach: auf Poesie und vorzüglich auf Lyrik. Dieser auf leichte Conception und augenblickliche Unterhaltung berechnete Literaturzweig fand Unterstützung und Gedeihen in der Vorliebe der größern Edelleute. Daher finden wir im XVI. Jahrhunderte, in welchem die magyarische Literatur zuerst auftritt, fast nur lyrische Dichter; der einzige Bornemisza bearbeitete die Electra des Sophokles und Conradi dichtete nach diesem Muster sein Originaldrama Balassa-Menyhart. Erst im XVII. Jahrhunderte gestaltete sich ein weiter verzweigtes literarisches Leben. Den entschiedensten Einfluß auf dasselbe übte der Graf Nicolaus Zrinyi, ein Dichter erster Größe, ein Slawe von Geburt, obgleich Magyare seiner spätern Wahl nach. Besonders häufig wurden nun didaktische Gedichte, darunter auch Verböczy's Tripartitum von Szentpali in Versen. Allein dies war Alles nur noch eine Folge der innern Erschütterungen nach der Reformation, der Nationalgeist selbst hatte sich noch nicht emporgerafft. So konnte es geschehen, daß mit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts auch die magyarische Literatur wieder zur Kraftlosigkeit herabsank. Die Ursachen waren hier dieselben, wie bei den Slawen; denn auch hier wurden die Schulen lateinisch, und wer irgend gelehrt sein wollte, schrieb und sprach Latein. Von diesem Augenblicke an erschienen daher ganze Reihen lateinischer Werke voll gelehrten Krams und unendlichen encyclopädischen Wissens. Aber auf den Geist der Nation hatten sie keine Wirkung. Trotz dem war der aristokratische Stolz nicht nur nicht erloschen, sondern sogar

in vollem Glanze blühte er auf. Der großen Herren, welche früher die nationale Literatur so freigebig unterstützt und nicht selten durch eigene Leistungen befruchtet hatten, verließen diese diese Bahn; den größten Theil ihres Lebens an dem kaiserlichen Hofe zubringend, wurden sie halb französisch halb deutsch. Die Denkmäler der frühern Literaturentwicklung, in zahlreichen Schriften, gingen theils zu Grunde, theils wurden sie in den unbesuchten Schlössern des hohen Adels unter Staub und Moder aufgestapelt. Kein Mensch las sie: und über dem ganzen Volke lastete Todtenstille. Mittlerweile brach die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein; in Frankreich entwickelten sich geistige Bestrebungen und eine Literatur, die durch den leichten Genius der französischen Sprache getragen, auch auf den magyarischen Adel nicht ohne Rückwirkung bleiben konnte. So bildete sich bald die sogenannte französische Schule der magyarischen Literatur, die Episteln, Lehrgedichte und Tragödien in Alexandrinern schrieb und selbst einige Romane jener Zeit nachahmte. Die Zahl der neuen literarischen Produkte wuchs, je mehr persönliche Eitelkeit die gute Gelegenheit benutzte zu Ruhm und Ansehn zu gelangen. Reiche Edelleute, Dilettanten u. dgl. ließen die Bücher auf ihre Kosten drucken; aber der Kreis, in welchem sie gelesen wurden, war gering. Auch kümmerte sie das nicht: denn noch ahnte man kaum, welche Macht in dem durch die Schrift gefesselten Gedanken lag. Da kam auf einmal der Nationalgeist in Berührung mit politischen Zwecken, und aus ihrer Vereinigung zuckte, wie aus Stahl und Stein, ein Funke, der im Nu den Brennstoff der Nationalität zu hellen Flammen anfachte.

Wir haben oben gesehen, welch träges Leben gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den volksthümlichen Literaturen der verschiedenen Volksstämme Ungarns herrschte; wir haben gesehen, wie die Slawen in ihrer Zerrissenheit nach den verschiedensten Seiten hin arbeiteten, ohne einen Einigungspunkt finden zu können; wie die magyarische Literatur besonders gegen den Schluß dieses

Jahrhunderts sich noch am ehesten rühmen konnte, nicht blos eine vollständige Einigkeit zu besitzen, sondern auch mannigfaltige Kräfte zu entfalten. Setzen wir noch dazu, daß unter dem Einflusse des Adels die magyarische Sprache sich allmälig das ausschließliche Recht auf den Namen der »ungarischen« angemaßt und sich dadurch in eine stille, tiefe, mehr gefühlte als geahnte Verbindung mit den Ideen des ungarischen Reiches, der ungarischen Constitution, der Würde eines ungarischen Edelmanns gebracht hatte! und wir werden zugestehen müssen, daß unter solchen Umständen Bewegung, welche in Folge der die ungarischen Privilegien verletzenden Gesetze Kaiser Josephs in Ungarn entstand, kein anderes Resultat haben konnte, als das, welches der Gegenwart vorliegt. Kaiser Joseph, unbestritten einer der größten Geister, die je auf kaiserlichen Thronen saßen, hatte eingesehen, daß die östreichischen Länder weder in geistiger noch in materieller Hinsicht einen bedeutenden Fortschritt zu machen im Stande waren, so lange das Latein, das dem Leben nun einmal abgestorben war, nicht aus der Verwaltung und den Lehranstalten verbannt und an dessen Stelle Sprachen gesetzt würden, die, in dem Geiste der Völker selbst fußend, ein wahrhaft erwärmendes Feuer in die Adern derselben gießen könnten. Wohl wissend, wie außerordentlich die Macht seines Staates sich steigern würde, wenn er durch eine vollständige Spracheinheit zu einem in allen Theilen geistig gleichartigen Ganzen verbunden würde, und seine Stellung als deutscher König erwägend, beschloß er, die deutsche Sprache zu dem Sammelpunkte aller Geistesstrahlen seiner Völker zu erheben. Sofort ward daher, als der erste Schritt zur Erreichung dieses Zieles, ein Gesetz erlassen, nach welchem die deutsche Sprache in dem ganzen Reiche eingeführt wurde. In dem sogenannten Erblande hatte die Ausführung dieses Gesetzes keine besondern Schwierigkeiten, indem hier, unter dem Einflusse der lateinischen Schulen und in Folge der frühern historischen Ereignisse, der Nationalgeist so sehr erstorben war, daß Niemand daran

dachte, die Voreiligkeit eines derartigen Gesetzes in Erwägung zu ziehen, und die einzelne Stimme des böhmischen Fürsten Kinski wie ein Ruf in der Wüste ohne Echo verscholl. Anders war dies in Ungarn: denn hier kam zu der Beleidigung des Nationalgeistes noch ein Lebensinteresse des ungarischen Staates, die Constitution, in Berührung. Um den constitutionellen Krönungseid nicht leisten zu müssen, hatte Kaiser Joseph gegen alle Gewohnheit seiner Vorgänger und die ausdrücklichen Bestimmungen des ungarischen Staatsgesetzes sich gar nicht krönen lassen und schon dadurch die Abneigung der Ungarn sich zugezogen. Der Widerstand gegen die von ihm erlassenen Verordnungen war daher ein gesetzmäßiger, und so wuchs der Widerwille von Tag zu Tag. Die Ungarn sahen, wohin diese Handlungsweise zielte; die Sache Ungarns stand auf dem Spiele, die ungarische Freiheit, die ungarische Constitution, die ungarische Nation waren gefährdet und alles erhob sich, dieselben zu vertheidigen. Schon stand Ungarn im Begriff, die Fahne der Revolution zu erheben, als Joseph noch auf dem Sterbebette seine Uebereilung erkennend, alle Verordnungen, die er für Ungarn erlassen, mit einem Machtwort wieder aufhob. Sein schneller Tod und die beruhigende Bemühung seines Nachfolgers, alles in das alte Gleis zurückzuführen, beschwichtigte den Sturm der aufgeregten Leidenschaften. Allein trotz dem beschlossen die Stände, einem solchen Beginnen der Regierung für die Zukunft ein für alle Mal vorzubeugen. Am tiefsten hatte sie der Angriff gegen die rechtskräftig bestehende Nationalität verletzt; um also einen erneuerten Versuch, das Land deutsch zu machen, für immer zurückzuweisen, ging man in das andere Extrem über, und machte den Vorschlag, das indifferente Latein allerdings zu verbannen, aber an dessen Stelle nicht die deutsche, sondern eine andere lebende Sprache in der Verwaltung einzuführen. Schon war der Reichstag, bei welchem natürlich die Zahl der magyarischen Mitglieder die überwiegende war, im Begriffe, die Annahme der magyarischen Sprache durchzusetzen. Denn man hatte nicht unterlassen, alle

Leidenschaften aufzubieten, um die Nothwendigkeit der Maßregel darzustellen, so daß selbst die slawischen Deputirten die Sache der magyarischen Sprache vertheidigten. Allein durch diesen Erfolg übermüthig gemacht, gingen die Stände noch weiter und forderten auch von den verbündeten Königreichen Kroatien, Slawonien und Dalmatien, daß sie die magyarische Sprache bei sich einführten. Dies Ansinnen jedoch wurde von den Abgesandten dieser Königreiche mit solcher Entschiedenheit zurückgewiesen, daß nun die magyarische Partei auch mit dem ersten Antrage nicht durchdrang und das Latein bei seinem alten Rechte belassen wurde. Eintretende Ereignisse verhinderten damals noch den eben ausbrechenden Kampf der Parteien: Leopold II. starb und Franz II. bestieg den deutschen Kaiserthron. Der Ausbruch der französischen Revolution lenkte die Gemüther nach auswärts, und da durch den Eid des Königs die Constitution des ungarischen Reiches sicher gestellt war, so schwiegen die Parteien, und Ungarn war im Begriff in seine frühere Lethargie zurückzusinken, als der bald ausbrechende französische Revolutionskrieg auch die Ungarn auf den allgemeinen Schauplatz der Weltgeschichte führte. Hier sahen sie mit erstaunender Bewunderung, welche Begeisterung die Herzen der Krieger der grande nation belebte: und die Brust des stolzen Magyaren schwoll hoch in dem Entschlusse, auch seine Nation zu solcher Größe zu erheben. Und als endlich durch die Siege Napoleons die Fürsten sich genöthigt sahen, gegen die französischen Helden die »Nationen« als solche zum Kampfe aufzurufen; als nun alle Völkerschaften*) in ihrer Muttersprache angesprochen und bei ihrer fühlendsten Seite, bei der nationalen Eitelkeit, ergriffen wurden: da zuckte auch im ungarischen Adel der schon erglimmende Funke der Nationalität von Neuem auf. Günstige Umstände beförderten die Bewegung, besonders unter den Magyaren, und hielten sie aufrecht, während die Slawen, nach kurzem Aufflackern, wieder in ihre alte Stagnation zurücksanken.

*) Selbst die Wenden in den Lausitzen wurden damals von ihrem Fürsten in ihrer Muttersprache zum Kampf gegen Napoleon aufgerufen

Die Gährungen, welche damals in dem durch russische Übergriffe empörten Polen sich zu regen begannen, die allgemeine Unzufriedenheit, welche die westlichen Staaten wenige Jahre nach Abschluß des Wiener Friedens bewegten, vor allem aber das überall erwachende Nationalbewußtsein hielt in Ungarn die magyarische Bewegung auch fernerhin aufrecht. Das größere Leben, welches, durch die Leistungen einzelner geistig hervorragender Männer hervorgerufen, unter dem gebildeten Theil des magyarischen Adels sich zu verbreiten anfing, trug immer mehr Früchte auf dem Boden der Nationalliteratur. Seit dem Jahre **1825**, seit der Gründung der magyarischen Gelehrten Gesellschaft, werden die Spuren dieses Geistes immer deutlicher. Endlich auf dem Reichstage **1830**, als bereits die Julirevolution ausgebrochen war und die Geister in die größte Spannung versetzt hatte, wagten die Magyaren den Maßnahmen der Regierung einigen Widerstand zu leisten. Die Anwesenheit aller Glieder des kaiserlichen Hauses sollte den revolutionairen Geist, den man den »Oppositionsmännern« zutraute, ein schüchtern und zugleich durch eine reiche Entfaltung fürstlichen Pompes auf die Gemüther des Volkes wirken. Allein gerade das Ungewöhnliche dieser Erscheinung bewies den Magyaren, in welcher Besorgniß die Regierung schwebte, und machte sie sicher. Die Regierung verlangte, um die Ruhe der Staaten aufrecht zu erhalten und den revolutionairen Geist zurückzudrängen, **48,000** Rekruten; die Antwort der Stände war, es möge an die Stelle der lateinischen Sprache beim Reichstage und in der Verwaltung die magyarische eingeführt werden. Als die Regierung dabei beharrte, es müsse vor allem ihre Forderung besprochen und genehmigt werden, boten die Stände **28,000** Mann an. Nun wurden die Verhandlungen immer lebendiger, die entschiedene Gesinnung nicht bloß der Deputirten, sondern auch der Comitate, welche ihren Ablegaten immer schärfere Instructionen zusandten, trat immer klarer hervor. Plötzlich fuhr der Hof nach Wien zurück. Nun forderten die Stände, es sollten in den ungarischen und Grenzregimentern nur geborene Ungarn als Offi-

ziere angestellt werden; geschähe dies nicht, so verweigerte man jede Rekrutenausstellung. Der Kaiser Franz war außer sich vor Zorn; allein die Stände beharrten auf ihrer Forderung. Da ging der Erzherzog Karl als Commissar nach Preßburg, um die Ruhe wiederherzustellen: die Regierung bewilligte die Gestattung der magyarischen Sprache nach Bestimmungen der Reichstage von 1792 und 1806; die übrigen Forderungen versprach der Erzherzog ebenfalls zu erfüllen und so bewilligte der Reichstag 28,000 Rekruten. Sofort ward nun am 28. December eine gemischte Sitzung (wobei die Stände in dem Saale der Magnaten sich zugleich mit jenen versammeln) abgehalten, darin von den beantragten acht Gesetzentwürfen sechs angenommen, und damit der Landtag geschlossen. Der Ausbruch der polnischen Revolution durchzuckte Ungarn wie ein electrischer Schlag; die Comitate waren in ungeheurer Bewegung, eine Deputation ging nach Wien und bat um die Erlaubniß, dem »heldenmüthigen Volke« Subsidien und Leute zu Hilfe schicken zu dürfen. Die Bitte ward entschieden zurückgewiesen und die strengsten Maßregeln angeordnet, der Ausführung dieser Pläne entgegenzutreten. Das Einbrechen der Cholera lenkte zwar die Gemüther augenblicklich nach einer andern Seite hin; allein sofort wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit wieder der Politik zu, als ein in Folge der Verwirrung entstandener Bauernaufruhr durch Militairgewalt gedämpft werden mußte und zugleich die Zeit eintrat, wo ein neuer Reichstag einberufen werden sollte. Im December 1832 ward derselbe eröffnet und die Regierung trat mit einem neuen Urbarialgesetze vor. Sie hatte den Zustand des Landes tief erkannt, und wollte durch Stärkung und Hebung der niedern Stände, besonders der überaus zahlreichen Bauernschaft, sich in dieser einen mächtigen Mitkämpfer gegen die überwiegende Macht des revolutionair gesinnten Comitatsadels vorbereiten. Der Landtag indeß behauptete, die eben vorgefallenen Bauernunruhen bewiesen zur Genüge, daß das Volk keineswegs befähigt sei, die Freiheiten zu »würdigen« und die Rechte zu genießen, die ihnen

der neue Gesetzesvorschlag geben wolle. Darum wurde jede Discussion über dasselbe mit einem kurzen Machtwort abgewiesen und dagegen gefordert, die Regierung solle die Censur gänzlich aufgeben und vollkommene Preßfreiheit einführen, sie solle ferner nicht bloß beim Reichstage, sondern auch in allen amtlichen Verordnungen, in allen öffentlichen und Privatdocumenten den ausschließlichen Gebrauch der magyarischen Sprache anbefehlen, ja man faßte sogar den Beschluß, den König aufzufordern, er solle fortan seinen bleibenden Aufenthalt innerhalb der Grenzen Ungarns nehmen. Die Magnatentafel, welche das Übereilte und Ungerechte dieser Forderungen wohl einsah, wies alle diese Anträge zurück und erklärte sich ganz für die Annahme der Regierungspropositionen. Da wuchs die Gährung von Neuem; in allen Comitaten wurden die Versammlungen von Tag zu Tag stürmischer, die Instructionen an die Gesandten heftiger und gegen die Regierung feindlicher: das ganze Land stand im Begriff, sich zu erheben. Währenddeß rüttelte in Siebenbürgen der Baron Wesselenyi die Magyaren und Szekler gegen die deutschen Sachsen auf; der Erzherzog Ferdinand von Este ward nach Hermannstadt als bevollmächtigter Commissar gesandt, Wesselenyi in Anklagestand versetzt. Dadurch kam auch dieses Land in Gährung. In diesem Augenblicke starb Kaiser Franz I. Ehe noch sein Nachfolger Ferdinand zur Krönung kam, forderte der ungarische Reichstag, er solle als Ferdinand V. in Ungarn König sein, während die Regierung ihn auch in Ungarn als Ferdinand I. gelten lassen wollte. Am 25. September 1835 war endlich die Revision der Urbarialgesetze beendet, und so ward nun dasselbe in neuer Gestalt an den König eingesandt, zugleich aber die energische Erklärung beigelegt, die Stände seien fest entschlossen und durch ihre Instructionen darauf angewiesen, keine Postulate des Königs anzunehmen und keine Steuern weiter zu bewilligen, wenn die Wünsche der Nation nicht erfüllt würden. Nach vergeblichen Versuchen sah sich die Regierung endlich gezwungen, wenn sie das Reich nicht der Anarchie preisgeben wolle, einzuwilligen, daß der

Kaiser als Ferdinand V. ungarischer König und die magyarische Sprache auf dem Reichstage und in den Acten zugelassen werde. Dies waren die Resultate eines Reichstages der vom 20. Dezember 1832 bis zum 2. Mai 1836, also beinahe vier ganze Jahre hindurch gedauert hatte.

Bis dahin hatten die Magyaren folgende Gesetze für ihre Sprache erwirkt. Auf dem Landtage 1830 war im ersten Artikel das Gesetz gegeben:

1) der königliche Statthaltereirath soll an die Jurisdictionen, welche in magyarischer Sprache bei demselben einkommen, Antworten in derselben Sprache erlassen; ebenso seine Intimate an dieselben mit Ausnahme der Currentalen.

2) die Obergerichte haben bei den Prozessen, deren Acten ihnen in magyarischer Sprache vorgelegt werden, ihre Entscheidung ebenfalls so zu erlassen.

3) bei den übrigen Behörden »innerhalb der Grenzen Ungarns« als: bei den Districtualtafeln, dann in allen Verhandlungen vor den Comitats- oder Stadtgerichten und Consistorialstühlen dürfe die magyarische Sprache neben der lateinischen angewendet werden.

4) müsse jeder, der »innerhalb der Landesgrenzen« ein öffentliches Amt erlangen wolle, der magyarischen Sprache mächtig sein.

5) nach vier Jahren darf Niemandem die juridische Censur ertheilt werden, wenn er nicht ganz gut magyarisch versteht.

6) die ungarischen und Grenzregimenter sollen amtliche Schreiben in magyarischer Sprache annehmen.

Durch dies Gesetz war bereits Manches gewonnen. Die königlichen Ämter, bisher bei dem Latein verharrend, wurden gezwungen, das Magyarische aufzunehmen, sobald es den einzelnen Comitatsbehörden genehm war. Da, wo das Latein noch belassen wurde, sollte das Magyarische wenigstens erlaubt werden, um ihm durch den Gebrauch Eingang zu verschaffen. Absichtlich wurde übrigens der zweifelhafte Ausdruck »innerhalb der Grenzen Un-

garns« gebraucht, da man dadurch zwar dem Widerspruch der krowatisch-slawonisch-dalmatischen Ablegaten auswich, sich aber dennoch die Möglichkeit ließ, das Gesetz auch auf diese Länder, als zu Ungarn im weitern Sinne des Worts gehörig, auszudehnen. Etwas weiter schon ging das Sprachgesetz **1832—36**, in welchem der magyarische Text der Gesetze als Original, der lateinische dagegen als Übersetzung und zum Gebrauche vorzüglich der drei Königreiche bezeichnet wurde. Außerdem wurde bestimmt, es dürfen auch bei den Untergerichten sowohl als bei den Obergerichten alle Prozesse in magyarischer Sprache geführt werden; endlich (und das brachte den größten Ärger hervor) daß da, wo magyarische Predigten gehalten würden, die Kirchenmatrikeln in eben derselben Sprache abzufassen seien. So unschuldig diese Gesetze an sich zu sein scheinen, so hart wurden sie doch durch übermäßige Ausdehnung, welche sie erfuhren, besonders in den gemischten Komitaten, wo es in den slawischen und deutschen Gemeinden eine große Anzahl von Geistlichen gab, welche des Magyarischen ganz unkundig waren und nun, sobald sie es gestattet hatten, daß dem gnädigen Herrn Patron ein auswärtiger Geistlicher eine magyarische Predigt hielt, sich gezwungen sahen, ihre Kirchenbücher in dieser Sprache zu führen oder vielmehr zu diesem Endzwecke sich Hilfsgeistliche zu halten, die dessen kundig waren. Die unsäglichen Reibungen, welche dies zur Folge hatte und die in dem Buche: »die Beschwerden und Klagen der Slawen in Ungarn« näher dargestellt sind, sind wahrhaft empörend. Aber noch entschiedener war der sechste Artikel des Reichstages von **1839—40**, in welchem die magyarische Sprache, als die einzig rechtmäßig herrschende, als die Sprache des ungarischen Staats nnd der ungarischen Nation behandelt und überall eingeführt wurde, wo weder bisher sie noch die lateinische im Gebrauche war. Das Gesetz lautet:

1) Der Reichstag verfaßt alle Repräsentationen an den König in magyarischer Sprache (wobei natürlich erwartet wurde, daß die Antwort ebenfalls in dieser Sprache erfolge).

2) Ebenso sind alle Repräsentationen der »öffentlichen Behörden innerhalb der Grenzen Ungarns« magyarisch abzufassen.

3) Die Currentalen des königlichen Statthalterei-Rathes sind an alle Behörden magyarisch zu richten.

4) Alle Correspondenzen der geistlichen und weltlichen Behörden »innerhalb der Landesgrenzen« sind magyarisch zu führen; nur die der geistlichen Behörden unter einander dürfen lateinisch bleiben.

5) Die königlich ungarische Hofkammer antwortet den Behörden in magyarischer Sprache, wenn sie magyarisch einkommen.

6) Alle Capitularexpedite und Urthel des Tavernikalstuhls müssen Einleitung und Schluß in magyarischer Sprache haben.

7) Auch in den Kirchen, »in denen noch nicht magyarisch gepredigt wird«, müssen von 1843 an die Matrikeln in magyarischer Sprache geführt werden.

8) Darum werden alle neu anzustellenden Geistlichen, welchen Ranges sie seien, verpflichtet der magyarischen Sprache mächtig zu sein.

9) Die Militair-Commandos in den ungarischen Regimentern dürfen nur magyarische Zuschriften an die ungarischen Behörden erlassen.

10) Die Liquidationen der Landes-Casse werden in magyarischer Sprache abgemacht.

11) Von jedem in Ungarn und den damit verbundenen Theilen erscheinenden Buche muß ein Exemplar an die magyarische gelehrte Gesellschaft abgegeben werden.

Durch dieses Gesetz ward also die magyarische Sprache als nothwendig für Jeden, der irgend ein, sei es auch das geringste Amt bekleiden will, hingestellt. Daß sich unter diesen Umständen die Beschwerden von Woche zu Woche mehrten, ist nicht zu verwundern. Denn das Gesetz kam so schnell, daß dadurch eine Menge von bereits angestellten Beamten, Geistlichen u. s. w. unfähig wurden, ihre Pflichten fernerhin gesetzgemäß zu erfüllen.

Mit dem Landtage 1843 trat die Sprachfrage in ein neues

Stadium. Es galt ihr nicht nur rechtliche Hilfe zu verschaffen, sondern auch die Kraft des Gesetzes in Anspruch zu nehmen, um das Magyarische in der kürzesten Zeit zur Sprache aller Bewohner Ungarn's zu machen. Dahin zielte der Gesetzentwurf, welcher am 20. Juni 1843 bei der Ständetafel durchgesetzt wurde. Er ist folgender:

§. 1. Nach Wiederholung, daß die Thronerben verpflichtet seien, magyarisch zu lernen, soll das königliche Versprechen, daß alle Erzherzoge und Erzherzoginnen des regierenden Hauses ebenfalls magyarisch lernen sollen, in das Gesetzbuch eingetragen werden.

§. 2. In Ungarn und den dazu gehörigen Theilen wird alleinige und ausschließliche, sowohl Regierungs- als Amtssprache die magyarische sein. Alle in einer andern Sprache verfaßten amtlichen Schriften und Documente sind ungiltig, und es soll nur in jenen Fällen erlaubt sein sich einer andern zu bedienen, in Betreff welcher die §§. 5. 6. 7. eine Ausnahme machen oder besondere Verfügungen treffen.

§. 3. Die Sprache des öffentlichen Unterrichts ist auch die magyarische. Über ihren Gebrauch in den Elementarschulen soll ein besonderes Gesetz bestimmen.

§. 4. Alle ungarischen Münzen sollen mit magyarischen Zeichen und Umschriften geprägt werden; bei allen Civil-, Militair- und Cameralinstituten, in den ungarischen Häfen, auf den ungarischen Handels- und andern Schiffen sollen nur die Farben und Wappen des Landes gebraucht werden; alle Amtssiegel sollen magyarische Umschriften haben.

§. 5. Alle Behörden, Gerichte und Beamte Chrowatiens sollen mit den ungarischen Regierungs-, Gerichts- und Municipalbehörden und deren Beamten in magyarischer Sprache correspondiren.

§. 6. In allen öffentlichen Schulen Chrowatiens soll die magyarische Sprache gelehrt werden.

§. 7. Nach zehn Jahren von der Publikation dieses Gesetzes an soll in Chrowatien niemand ein von königlicher Ernennung ab-

hängiges, noch auch ein kirchliches Amt erhalten, der nicht der magyarischen Sprache kundig ist.

Nach wiederholten Discussionen und Erörterungen bei und zwischen den Magnaten und den Ständen beharrten Letztere auf diesem Gesetze. Als Antwort darauf erschien am 25. Jan. d. J. eine königliche Resolution, welche den §. 1. gänzlich mit Stillschweigen überging; zu §. 2. entschied: »alle gnädigen Rescripte, Dekrete, königliche Propositionen und Resolutionen« an den Reichstag sollen magyarisch, ebenso die Gesetze allein in dieser Sprache abgefaßt und sanktionirt werden. Von letzteren wird überdies die königliche Statthalterei zu gleicher Zeit »amtlich authentische Übersetzungen in lateinischer und in den andern im Lande üblichen Sprachen« allen Jurisdictionen zusenden. Dazu wird den Ablegaten der verbundenen Theile ein Zeitraum von sechs Jahren gestellt, während dessen sie beim Reichstage noch lateinisch sprechen dürfen, nach Verlauf desselben aber sind sie gezwungen magyarisch zu reden. Weiter sollen alle Expedite der königlich ungarischen Hofcanzlei, so wie alle Verhandlungen der königlichen Statthalterei magyarisch geführt werden; nur der briefliche Verkehr der Statthalterei mit den höhern Militairbehörden, den Gubernien in den übrigen Erbländern und mit dem Auslande bleiben ausgenommen. Endlich soll die Geschäftssprache der königlichen Curie, der Kirchenbehörden und aller innerhalb der Reichsgrenzen bestehenden Tribunale magyarisch sein. Auf §. 3 und 4 wird nicht geantwortet, in Hinsicht des §. 5 verfügt das Rescript, daß die ungarischen Jurisdictionen, welche sich bisher nicht selten weigerten lateinische Zuschriften anzunehmen, diese in Folge »ohne Weiteres annehmen, verhandeln und gehörig beantworten müssen.« Dies gilt nicht bloß von Chrowatien, sondern auch von Slawonien und Dalmatien. Zu §. 6 wird erwähnt, daß die magyarische Sprache an der Akademie und an allen Gymnasien der verbundenen Theile als Lehrgegenstand bereits früher durch das Gesetz verfügt sei. Von den übrigen öffentlichen Schulen sagt die Resolution nichts, eben so wenig als von §. 7, welcher jedenfalls

in Chrowatien Widerstand finden würde. Zum Schluß werden alle übrigen Gesetzvorschläge abgewiesen.

Auf diese Weise hat sich nun allerdings die magyarische Sprache vermittelst des Gesetzes zur herrschenden und mächtigen, allein keineswegs noch nur einzigen Sprache des ungarischen Reiches emporgeschwungen.

Die neuern Bestimmungen sind mehr oder weniger durchaus Folgen der frühern Verordnungen, deren erster Text dahin lautete, die magyarische Sprache an die Stelle der lateinischen einzuführen. Wieweit dies nun zweckmäßig oder auch über die Gebühr hinaus ausgedehnt worden sei, können wir hier nicht näher auseinandersetzen. Nur so viel läßt sich im Allgemeinen sagen, daß von nun an die magyarische Sprache wenn die Gesetze alle in der Weise nicht bloß publicirt, sondern auch ins Leben eingeführt werden, (womit es in Ungarn stets seine Schwierigkeit hat) so ziemlich in dasselbe Verhältniß zu den übrigen im Lande gesprochenen Sprachen treten wird, in welchem die deutsche in den slawisch-österreichischen Erbländern gegenwärtig zu den slawischen steht. Daß dies dem Magyarismus ungeheure Vortheile bringen müsse, liegt klar am Tage; daß aber trotzdem binnen einigen Decennien, ja selbst binnen einem Jahrhundert alle Bewohner Ungarns in Magyaren sollten umgewandelt sein, wie viele magyarische Schwindelköpfe phantasiren, ist durchaus unwahrscheinlich, ja wir sagen geradezu unmöglich. Denn abgesehen davon, daß politische Ereignisse eintreten können, deren Wirkung die Wünsche der Magyaren vollständig durchkreuzen und das Ziel ihrer nicht selten mit Gewalt durchgesetzten Bestrebungen ganz verrücken können; so fehlt es der magyarischen Sprache an sich schon an jener geistigen Ausbildung, der magyarischen Literatur an jenem innern Gehalt, wie der außerordentlichen und allgemeinen Anerkennung, welche die deutsche Sprache, welche deutsche Literatur und Wissenschaft mit Recht besitzt. Und doch ist es gerade dieser außerordentliche Vortheil, welcher der deutschen Sprache in den österreichischen Ländern einen so schnellen

und beinahe ungezwungenen Eingang verschafft hat. Nichts desto weniger wenn wir die Länder genauer betrachten, in denen die deutsche über die slawische Sprache herrscht, wenn wir unparteiisch einen Blick thun in das eigentliche Leben des Volkes in jenen Ländern, so werden werden wir zu der Einsicht gelangen, daß die wirklichen Eroberungen, welche die deutsche Sprache daselbst gemacht hat, dennoch keineswegs so gar groß sind. Denn wenn auch, um nur ein Beispiel anzuführen, der österreichische Beamte jahrelang in seinem Büreau kein anderes Wort schreibt als deutsch oder höchstens lateinisch, so ist er doch den Augenblick wieder der treue Sohn seiner Nation, sobald er in den Kreis seiner Familie, in die Gesellschaft seiner Freunde und nicht selten sogar seiner Amtsgenossen tritt. Wenn das hier der Fall ist, um wie viel mehr wird sich dasselbe Verhältniß in Ungarn wiederholen, wo überdies die magyarische Sprache dem Andersprechenden mit halber Gewalt, mit übermäßiger Hast und vor allem zu einer Zeit aufgedrungen wird, in welcher das Nationalbewußtsein bereits in jedem erwacht ist, welcher über den gewöhnlichsten Kreis der Dorfschulbildung sich erhoben hat.

Trotzdem ist und bleibt die entschiedene, nicht blos durch wiederholte Andeutungen bezeichnete, sondern aus der ganzen Weise, wie die magyarische Partei bei jeder Gelegenheit auftritt und jeden Moment benutzt, sich ergebende, ja sogar durch Schriften und Reden von den Anführern derselben öffentlich ausgesprochene Tendenz aller Bestrebungen und Machinationen der Magyaren, sie mögen zu welcher Partei immer gehören, dahin gerichtet: die ganze Bevölkerung Ungarns, von welcher sie selbst nur einen geringen Theil ausmachen, zu magyarisiren. Die einzelnen Fragmente der Parteien unterscheiden sich nur durch das wie und das binnen welcher Zeit. Die von den Slawen sogenannte ultramagyarische Partei will nicht bloß alle durch das Gesetz zu erringenden Mittel dazu verwenden: sondern sie scheut sich auch nicht, jedes Mittel überhaupt, wenn es nur irgendwie als zum Ziele führend angesehen werden kann, dazu anzuwenden.

Ob angeborene Menschenrechte, die Bestimmung der Nationen als solcher, der Geist der Humanität und wahrer Cultur darunter leiden, ob Völker, welche eben so gut Ansprüche haben auf Erziehung und Veredlung, auf Befriedigung ihrer geistigen und materiellen Bedürfnisse vom Staate und der Gesetzgebung aus, in jedem geistigen Fortschritte gehemmt und durch Vernachlässigung aller wirklichen Cultur sogar in tiefere Barbarei und Rohheit zurückgestoßen werden, als in welcher sie jetzt stehen: das gilt ihnen gleich. Wenn sie nur die magyarische Sprache annehmen, dann gehören sie an sich schon zu der großen Nation und alles Ziel und alle ihre Bestimmung auf Erden ist erfüllt. Solchen Männern, unter denen die blindesten Parteiführer, selbst der Inspektor aller evangelischen Kirchen und Schulen, Graf Zay, vorzüglich aber eine unzählbare Masse jugendlicher Hitzköpfe stehen, ist jede Bemühung der Nichtmagyaren Ungarns, ihrem Volke durch das Organ ihrer angebornen Sprache eine geistige Entwicklung vorzubereiten, ein Gräuel, ein Vaterlandsverrath, ein Mord der »Nation«, eine Verruchtheit, über die es keine andre giebt u. s. w. Das Forum, in welchem sich dieser Troß wahrhaft barbarischer Geistesdespoten herumtummelt, ist der Pesti hirlap, dessen Redacteur Kossuth von seinen Mitarbeitern an grenzenloser Unbändigkeit bisweilen sogar noch übertroffen wird.

Eine zweite Fraction der Magyaren charakterisirt sich durch eine gemessenere Ruhe. Sie deutet bei jeder Gelegenheit an, verschiedene Nationalitäten in Einem Staate seien das größte Unglück, welches denselben treffen könne. Nur darum stehe Ungarn den anderen Staaten Europa's so sehr nach, weil es immer noch so viele Fremde habe, welche an dem Nationalinteresse keinen Antheil nehmen, ja demselben sogar widerstreben. Auch sei an eine wahrhaft großartige Entwicklung geistiger und materieller Cultur gar nicht zu denken, so lange nicht ganz Ungarn magyarisch sei. Darum müsse man sich bestreben, das Magyarische unter allen Klassen der Bewohner so schnell als möglich zu verbreiten. Über die Mittel, wie

dies zu geschehen habe, ist man nicht ganz einig. Daß die Sprache bei allen öffentlichen und Privatbehörden, in allen irgend einer Behörde zu unterbreitenden Schriften und Documenten, also nicht bloß öffentlichen Urkunden, Verwaltungsbefehlen ꝛc., sondern auch in den städtischen Hausbüchern, in Kirchenmatrikeln, so wie in allen zwischen Privatleuten abgeschlossenen Contrakten, Testamenten u. s. w. die magyarische sein müsse, hat nicht nur die Ständetafel wiederholt zum Gesetzesvorschlag gemacht, sondern auch einzelne Behörden haben es bereits durch die That als gesetzlich anerkannt. Daß weiter bei allen öffentlichen Lehranstalten, so wie in den Stadt- und Landschulen das Magyarische nicht bloß als Unterrichtsgegenstand, sondern auch als ausschließliches Unterrichtsorgan eingeführt werde, darauf haben viele dieser Farbe bereits angetragen. Ein Hauptmittel, Alles zu magyarisiren, hat man auch darin gesehen, daß man überall, nicht bloß in den größern und kleinern Städten, sondern vorzüglich auch in den slawischen Gemeinden, Kleinkinderschulen einführen möge, in denen die Kinder gleich von dem ersten Lebensjahre an in der magyarischen Sprache unterrichtet, ja vielmehr in ihr, wie in der Muttersprache erzogen würden. Der besonnenere Theil dieser Partei hat es allerdings eingesehen, wenigstens gefühlt, daß alle diese Machinationen nicht ganz rechtlich, geschweige denn billig seien, und sich darum nach Gründen umgesehen, dieselben zu rechtfertigen. Da hat man denn hervorgehoben, wie durch Einführung des Magyarischen als allgemeine Geschäftssprache eine übersichtliche Einheit und Gleichförmigkeit in die ganze Verwaltung gebracht würde, welche, einmal durchgesetzt, vom entschiedensten Nutzen sein würde. Weil aber das Nützliche dieser Maßregel, wenigstens für die nächsten Generationen, durch Schwierigkeiten beeinträchtigt wird, die schier ans Unmögliche grenzen, und sich nicht absehen ließe, warum denn auch das Volk überhaupt, der Bürger und Bauer, zum Magyarismus gepreßt werden müssen: so hat man einen wichtigern Grund aufgestellt, der bei jedem wahrhaften Vaterlandssohne durchgreifen muß, wohl oder übel.

Dieser Grund ist kein anderer, als daß dem Vaterlande sonst der unabweisliche Untergang drohe. Um dies zu beweisen, hat sich neulich erst »die Stimme eines Todten«, wie sie sich nennt, obwohl wir sie lieber eine Unkenstimme aus der Lache eines ungemessenen Nationalstolzes nennen möchten, hören lassen: es ist die des Barons Nicolaus Wesselenyi »über die ungarische und slawische Nationalität« (Leipzig 1844. Vogel). Die Macht Rußlands ist nämlich dem Verfasser so ungeheuer emporgewachsen, daß sie im Begriffe steht, bei der nächsten Gelegenheit über Westeuropa herzustürzen. Sie hat vorzüglich unter den slawischen Bewohnern Österreichs (insbesondere Ungarns) und Preußens einen unermeßlichen Einfluß errungen, weil dieselbe eine verwandte(!) Sprache mit den Russen sprechen. Um diesen Einfluß nun aufzuheben, müssen alle Slawen dieser Länder so schnell als möglich entslawisirt werden. Unbedingt nothwendig ist dies in Ungarn: denn die magyarische Nation ist nach dem Untergange Polens die einzige, welche den Russen den Einbruch in Westeuropa unmöglich zu machen im Stande(?) oder wenigstens berufen ist.

Daß eine solche Entslawisirung und beziehungsweise in Ungarn Magyarisirung der Slawen, wenn sie die vom Verfasser als drohend geschilderte Gefahr abwenden soll, so schnell als möglich vollendet werden müsse, steht keinesfalls zu bezweifeln. Denn wenn die westlichen Slawen binnen fünfzig Jahren noch bei ihrer Nationalität verbleiben, so werden sie nicht nur eine solche Höhe der Cultur erlangt haben, daß an eine Entnationalisirung nicht mehr zu denken sein wird: sondern auch in Rußland wird sich ein anderer Geist herausgebildet haben, welcher den der jetzigen russischen Regierung zugemutheten Eroberungsplänen für ewig einen Damm entgegen setzen wird. Dies, scheint uns, liegt jedem unbefangenen Beobachter der Verhältnisse klar vor Augen und kann nur denen entgehen, die es nicht sehen wollen oder es absichtlich leugnen, wie die magyarischen Stimmführer. Um nun die westlichen Slawen binnen fünfzig Jahren in Magyaren und Deutsche umzugießen,

müssen jedenfalls die entschiedensten, durchgreifendsten und härtesten Maßregeln ergriffen werden. Geschieht dies, so fragen wir jeden Vernünftigen, der nur die leiseste Ahnung von dem unter den Slawen erwachten Nationalinteresse hat, ob nicht gerade durch solche unnatürliche, das heiligste Gefühl verletzende Gewaltthätigkeit alle westslawischen Völkerschaften unmittelbar in die Hände Rußlands geliefert werden müßten, in welchem, als in dem einzigen slawisch-nationalen Reiche, sie nicht anders, als ihren letzten Rettungsanker sehen könnten. Wir können hier diese Idee, von deren unparteiischer Auffassung das Wohl nicht nur der Westslawen, sondern auch der mit diesen gemischen Staaten, also Österreichs und Preußens, einzig und allein abhängt, nicht weiter ausführen und verweisen nur auf eine von einem westslawischen politischen Schriftsteller verfaßte Broschüre: »Slaven, Russen und Germanen« (Leipzig 1843. Engelmann), in welcher die Westslawen und die Deutschen zu einer innigen Vereinigung gegen den Osten aufgefordert werden. — Unter diesen Umständen sieht Baron Wesselenyi auch die Bemühungen der Deutschen in Ungarn sowohl, als in Siebenbürgen, ihre Nationalität aufrecht zu erhalten, für eine sehr am unrechten Orte angebrachte, nicht bloß überflüssige, sondern auch schädliche und Verderben bringende Begeisterung an, die gänzlich auf falschen Füßen stehe und von einer völlig verkehrten Auffassung der Verhältnisse zeuge.

Eine dritte Partei endlich zählt jene Wenigen zu ihren Mitgliedern, welche mit unendlicher Begeisterung an ihrer Nationalität hängen und für das Wohl ihres Volkes mit vollem Herzen besorgt sind, die den Ruhm ihrer Nation so gern auf den höchsten Glanzpunkt erhoben wissen möchten, die aber trotzdem überzeugt sind, daß nur rein geistige Mittel denselben nicht bloß zu erringen, sondern auch dauernd zu befestigen im Stande sind. Auch sie gehen von der Ansicht aus, daß alle Bewohner Ungarns allmälig im Magyarenthum aufgehen müssen. Doch müsse man dies der langsamen Einwirkung geistiger Potenzen, der (freilich noch zu schaf-

fenden) Übermacht magyarischer Bildung und Literatur, dem Einflusse des politischen Gewichtes, in welchem die magyarische Sprache durch die neuesten Reichsgesetze bestätigt sei, überlassen. Denn dieses seien die einzigen zwei Mittel, durch welche der Magyarismus in Ungarn herrschend gemacht werden könne, jedes andere müsse durch die Verletzung nationaler Interessen bei den fremden Völkerschaften vielmehr Reactionen hervorrufen und darum die Erreichung des obersten Zweckes sogar vereiteln. Diese Grundsätze sind für die Deutschen und Slawen Ungarns die gefährlichsten von allen. Zum Glück ist die Zahl dieser Partei sehr gering, obschon man sich nicht verhehlen darf, daß ihre Grundsätze immer weiter um sich greifen. Ein entscheidendes Gewicht haben dieselben seit der berühmten Rede des Grafen Stephan von Szechenyi »über die ungarische Akademie« (1842 gehalten und 1843 bei Köhler in einer deutschen Übersetzung erschienen) in Anspruch. Szechenyi dringt nämlich in dieser Rede darauf, die Nichtmagyaren zur Annahme der magyarischen Nationalität dadurch zu bewegen, daß man in wissenschaftlicher und socialer Cultur allen andern Volksstämmen den Vorrang ablaufe und so durch das moralische Gewicht ihnen imponire. Und dies ist der einzige fruchtbare Gedanke, welcher durch das Aufbieten aller der verschiedenartigsten materiellen und geistigen Kräfte seit mehren Decennien von den Magyaren zu Tage gefördert worden ist: der Entschluß, durch geistige Mittel auf die übrigen Nationen zu wirken. Wie weit derselbe bisher in Ausführung gesetzt worden ist, wird uns ein kurzer Überblick über den gegenwärtigen Zustand dieser ungarischen Akademie selbst am Besten darstellen.

In den »Croquis aus Ungarn« (Leipzig, O. Wigand 1843) wird eine Schilderung dieser Akademie gegeben, welcher wir Folgendes entnehmen. Die Idee einer »ungarischen gelehrten Gesellschaft« (mit diesem brillanten Namen wird das Institut getauft, dem man aber im gemeinen Leben häufiger den bescheidenern und passendern Namen der »ungarischen Akademie der Wissenschaften« giebt) hatte der Philolog Revay bereits zu Ende des vorigen

Jahrhunderts angeregt. Ins Leben gerufen aber wurde er erst dadurch, daß Graf Szechenyi auf dem Landtage von 1825 seine sämmtlichen Revenüen eines Jahres, 60,000 Gulden Conv. M. zur Gründung derselben hergab. Außerdem steuerten bei: Karoly 40,000 Fl., sechs andere Grafen je 10,000 Fl., Fürst Batthyanyi 40,000 Fl., ein anderer Karoly 20,000 Fl., der König und der Palatin 20,000 Fl. u. s. w. Bis 1830 waren 250,000 Fl. Conv. M. freiwillig zusammengekommen. Nun wurden von einem Comité von Schriftstellern und Gelehrten die Statuten entworfen und vom Reichstage bestätigt. Der gesetzlich ausgesprochene Zweck der Gesellschaft ist, die ungarische (d. i. hier die magyarische) Sprache in allen Fächern der Belletristik und Wissenschaft auszubilden. Man unterscheidet einheimische und auswärtige Mitglieder. Unter den Einheimischen stehen oben an die 25 Directoren; das sind diejenigen, welche die größten Summen zur Gründung der Gesellschaft hergegeben. Sie wählen aus sich selbst jährlich den Präsidenten und Vicepräsidenten, besorgen die finanziellen Angelegenheiten und wählen nach dem Tode eines Directors selbständig einen neuen, natürlich stets einen reichen Geldaristokraten, ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Kenntnisse und Verdienste. Neben diesen sind einheimische die Ehren-, die ordentlichen und correspondirenden Mitglieder. Ehrenmitglieder können 24 sein, darunter: Deák, Graf Joseph Desewffy, Vater der drei geistreichen Söhne, Baron Joseph Eötvös u. A.; sie haben Sitz und Stimme, aber keinen Gehalt. Die ordentlichen Mitglieder bilden das Gremium der Wissenschaft. Sie zerfallen in die philologische, philosophische, historische, mathematische, juridische und naturwissenschaftliche Section. Jede Section soll 7 Mitglieder haben, von denen die größere Hälfte außerhalb Pesth wohnen muß. Diese 42 ordentlichen Mitglieder sollen Besoldung erhalten; da aber das Geld einstweilen nicht zureicht, so bekommen nur die beiden ältesten einer jeden Section Gehalt. Unbestimmt dagegen ist die Anzahl der correspondirenden Mitglieder, die weder bezahlt, noch in die Sectionen eingereiht wer-

den; nur die leeren Stellen der Ehren- und ordentlichen Mitglieder werden aus ihnen ausgefüllt. Unter den ordentlichen Mitgliedern zählt die philologische Section vier, die philosophische zwei Mitglieder; unter jenen befindet sich als Philolog ein homöopathischer Arzt. Von den zwei Philosophen ist der Eine, Gabor, wegen seiner Theilnahme an dem Werke der Miß Pardoe bekannt. In der geschichtlichen Section stehen fünf Namen, unter denen Vaiza, ein guter Lyriker, unbekannt warum, als erster Historiker figurirt. Von den drei andern ist fast nichts bekannt; nur der fünfte, Horvath, ist durch seine lächerlichen Deductionen und extravaganten historischen Ansichten berüchtigt. In der mathematischen Section stehen vier Namen, zu denen unser Autor bemerkt, »man wolle behaupten, daß alle vier ausgezeichnete Mathematiker sein sollen.« Die juridische Section zählt drei Namen, die in Ungarn allerdings ein großes Ansehen genießen; von den drei Naturhistorikern hat der eine sich um die magyarische Terminologie verdient gemacht, der zweite »hat einen Maikäfer entdeckt« und der dritte »kennt die neuesten philosophischen Systeme der Deutschen..« Warum gerade so wenig tüchtige Leute unter den ordentlichen Mitgliedern, dagegen eine ansehnliche Anzahl höchst tüchtiger Gelehrter nur unter den Correspondirenden sich befindet, wie der Philogog Bloch (ein Israelit), der Statistiker Fenyes, die Novellisten Gaal, Josika, Nagy, Graf Ladislaus Teleky, Toth, der gewandte und geistreiche, wenn auch in magyarischer Ausschließlichkeit sich bewegende Lukacs, Henszlmann und Andere, erklärt unser Verfasser dadurch, daß man bei Gründung der Akademie die Stellen sogleich hat mit Gelehrten besetzen wollen, ohne daß fähige Leute dazu vorhanden waren: und also war man gezwungen, jeden zu nehmen, der nur irgend ein wissenschaftliches Werk in ungarischer Sprache geschrieben hatte. Unter Andern soll ein ordentliches Mitglied, das bereits seit zwölf Jahren einen Gehalt von 500 Fl. C. M. bezieht, dadurch in seine akademische Stellung gekommen sein, daß es von einem jungen Manne sich für die

Summe von 300 Fl. C. M. ein tüchtiges wissenschaftliches Werk hat übersetzen lassen.

Eine der Hauptaufgaben dieser Akademie nun ist die Bearbeitung einer gründlichen magyarischen Sprachlehre und eines Lexikons: zweier Werke, die allerdings, bei der Masse von neuen Wörtern, welche in dem geringen Zeitraume von 1825 an in die magyarische Sprache aufgenommen wurden, vom entscheidendsten Gewichte sein müßten. Leider ist aber die Akademie noch weit entfernt, die eine oder andere dieser Arbeiten zu Ende zu führen; denn sie geht von dem Grundsatze aus, unter dem von den Schriftstellern Vorgeschlagenen und in den Gebrauch Eingeführten dasjenige auszuwählen und der Nation zum Gebrauche anzuempfehlen, was nach ihrer Ansicht dem Genius der Sprache zu entsprechen scheint. Darum dürfte wohl noch manches Jahr vergehen, ehe diese beiden großen Werke zu Stande kommen.

Von außerordentlicher Wirkung ist auch das Aussetzen von Preisen, deren die Akademie jährlich vier vertheilt; nämlich 200 Dukaten für das beste im letztverflossenen Jahre geschriebene Werk, dann 100 Dukaten für das beste Drama, und je 100 Dukaten für die Lösung einer Preisaufgabe aus den oben angeführten sechs Wissenschaften. Die gekrönten Schriften giebt die Akademie in Druck und veröffentlicht auch andere, für welche sie ein anständiges Honorar bezahlt. Auch giebt sie eine wissenschaftliche Monatsschrift heraus und hat eine Sammlung von Übersetzungen der griechischen und römischen Classiker begonnen. Ein eigenes Comité versieht die magyarische Nationalbühne mit den nöthigen Dramen, die zum großen Theil Übersetzungen sind. Daß alle diese Schriften und Bemühungen ausschließlich der magyarischen Sprache gelten, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Ein andere Gesellschaft für Beförderung der magyarischen Literatur ist der sogenannte Kisfaludy-Verein: eine Nachahmung der Académie des belles lettres, die sich nur mit der Belletristik befaßt. Dieser Verein genießt eine bei Weitem größere Popularität,

als die Akademie, was aber nur beweist, auf welcher Stufe wissenschaftlicher Entwicklung die Stimmführer der magyarischen Partei, fast durchgängig Journalisten, politische Claqueurs und Advokaten, stehen.

Fassen wir alles Gesagte in einen kurzen Ueberblick zusammen, so zeigt es sich klar, daß gegenwärtig in Ungarn eine allseitige Bewegung und Aufregung herrscht, wie fast in keinem andern Lande, daß diese Bewegung ein reiner Nationalkampf ist, in welchem die Magyaren außer allen geistigen Mitteln auch noch alle physischen, insoweit dieselben nicht geradezu ein Raub materiellen Eigenthums wären, in Bewegung setzen, um den Sieg davon zu tragen, und allmälig alle Deutschen und Slawen des Reiches, besonders aber des eigentlichen Ungarns, wo sie den meisten Einfluß haben, zu magyarisiren; daß die Nichtmagyaren dagegen, Deutsche wie Slawen und Wallachen, bis zur Stunde einen beinahe nur passiven Widerstand leisten, dessen Erfolge bis zu diesem Augenblicke fast auf Nichts zusammen schwinden. Und dennoch sind wir fest überzeugt, daß das Streben der Magyaren in dem Umfange, in welchen sie es ausdehnen, keineswegs gelingen werde; ja wir können nicht umhin, hier den Glauben auszusprechen, daß einst wohl die Magyaren im umgekehrten Verhältnisse zu den Slawen so stehen werden, wie diese jetzt zu jenen. Die Bürgschaft dessen liegt uns in den oben angedeuteten literarischen Verhältnissen der Slawen Ungarns. Wodurch hat sich der Magyarismus in unsern Tagen zum herrschenden Element in Ungarn aufgeworfen? Durch politische Verhältnisse einer-, durch die Nachlässigkeit, Uneinigkeit und Apostasie der Slawen und Deutschen andrerseits. Sobald die Slawen erst einsahen, was sie durch das Aufkommen des Ultramagyarismus verloren haben, so erwachte sofort ein kräftiges Nationalleben, das, durch äußere Hindernisse und die magyarischen Übergriffe genährt, jetzt schon mit entschiedener Kraft dasteht und durch die neuesten Erfolge, die Erlaubniß einer slowakischen Zeitung, das

Auftreten gegen die griechische Kirche u. s. w., vorzüglich aber durch die eben im Werden begriffene geistige Vereinigung aller Slawenstämme des ganzen ungarischen Reiches gestärkt, immer mächtiger sich entfaltet. Nicht minder entschieden stehen die Deutschen des Reiches da; nicht bloß die siebenbürger Sachsen, auch die Zipser und andere Städte haben sich schon energisch gegen den Magyarismus erklärt und stehen im Begriff an den Slawen treue Bundesgenossen zu erwerben. Wer waren die Männer, welche die Fahne des Magyarismus am höchsten erhoben? Sind es nicht fast durchaus Apostaten aus deutschem und slawischem Geschlechte? Wie so ganz magyarisches Vollblut liegt doch schon in den Namen Henszlemann, Lukacs (der sich in der Augsburger Allg. Zeitung für einen gebornen Deutschen, aber für einen »Ungar« von Gesinnung erklärte), Kossuth (ein geborner Slowake), Pulszky (dessen Vater oder Großvater aus Polen einwanderte), Pusztay (ein Ruthene)! Und dann gar der Graf Zay, dieser Urmagyare! Und ist selbst der Name Szechenyis, dem doch der Magyarismus anerkannter Weise beinahe Alles dankt, nicht rein slawisch? Und ist's mit dem lebenslustigen Wesselenyi ein Anderes? Wahrhaftig, wir kommen beinahe auf den Gedanken, die vielen in Leipzig erscheinenden Broschüren von Magyaren seien bloß deshalb anonym, weil die Verfasser sich schämten, ihre slawischen und deutschen Namen auf den Titel zu setzen. Diese vielen Apostasien sind ein Beweis unnatürlicher Zustände, die gewiß nicht lange dauern werden. Was dann geschieht, wer kann es wissen? — Welche Mittel wandte man an, den Magyarismus zur Geltung zu bringen? Man suchte die öffentliche Meinung für denselben zu gewinnen. Dies gelang einige Zeit hindurch: allein die scharfe Opposition deutscher und slawischer Zeitschriften und Broschüren, vor Allem aber der gesunde Sinn der nichtmagyarischen Völkerschaften vereitelte diese Bemühung und zeigte die Sache bald im wahren Lichte. Nun suchte man sich wenigstens des Reichstages, als des einen Theils des gesetzgebenden

Körpers, zu versichern: magyarisches Geld, Gastereien und Trinkgelage, und jede Art des ausgebildetsten Bestechungssystems (wo aber wäre es ausgebildeter als in Ungarn?) wurde angewendet, um den ungebildeten Bauernadel, der durch seine furchtbare Anzahl überall das Übergewicht hat, ausschließlich zur Wahl solcher Deputirte zu bestimmen, welche dem Magyarismus aufs Äußerste ergeben. Und das ist lange genug völlig gelungen, dürfte aber doch am Ende bei den gegen das Bestechungswesen zu erlassenden Gesetzen und dem Mangel an Mitteln, so wie bei der allmäligen Heranbildung auch dieses Theils des Adels, für die Zukunft nicht mehr ausreichen. Man beförderte und befördert bis zur Stunde die aus dem Slawenthum und Deutschthum Übertretenden in allen Ämtern und Würden mit dreifacher Schnelligkeit, gab und giebt ihnen die einträglichsten Stellen, sichert ihnen Gnadengehalte und Leibrenten zu u. s. w. wobei auch die Akademie nicht übel mitwirkt. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Mittel wohl gewählt ist; auch mögen wir nicht bestimmen, wie lange noch, bei der angebornen Neigung des Menschen zum Haben und Kriegen, der Geist der Nationalliebe und des nationalen Pflichtgefühls von dem Materialismus wird überwogen werden. — Endlich (und dies gilt besonders von der neuesten Zeit) schneidet man den nichtmagyarischen Völkerschaften alle Kanäle geistigen Lebens, alle Wege zu geistiger Entwicklung in nationalem Sinne ab. Dies Mittel hat man besonders gegen die Slowaken angewendet. Dahin gehören vor Allem die Schwierigkeiten, durch welche man den Druck slawischer Schriften im Lande zu verhindern sich bemüht; weiter, daß man den Slowaken trotz einem mehrjährigen Kampfe, trotz dem Aufbieten aller Kräfte und wiederholten Bittschriften, Deputationen u. s. w. keine politische Zeitschrift in ihrer Sprache herauszugeben erlaubte, bis dieselben sich an den König selbst wendeten, und da endlich, nach unsäglichen Mühen und schweren Opfern, die Erlaubniß erhielten. Weiter gehört hierher das Ver-

bot aller slawischen Vereine unter den Slowaken, die den Zweck hatten, sich in der Muttersprache auszubilden, denen man politische Zwecke zwar vorwarf, aber nirgend bewies; dahin gehören endlich auch die unwürdigen Machinationen, durch welche man dem einzig übrig gebliebenen dieser Vereine an dem Lyceum in Preßburg seinen fähigen, moralisch wie wissenschaftlich zu diesem Berufe wie gebornen Lehrer, Herrn Stur, entriß (in den slaw. Jahrbüchern, Heft V. d. J. dargestellt). In demselben Geiste wird jedenfalls auch das neue Gesetz über den Elementarunterricht, das eben durch eine Deputation ausgearbeitet wird, verfaßt werden. Ob und wie lange sich die Slawen und die Deutschen, welche von den meisten dieser Maßregeln eben so hart getroffen werden, wie jene, dieses werden gefallen lassen, steht dahin. Das Eine aber ist unabänderlich: eine Reaction, eine furchtbare, erschütternde Reaction wird Ungarn in der kürzesten Zeit erleben. Welches werden ihre Folgen sein? —

Über

einige englische Trauerspieldichter

nach Shakespeare.

Von

A. Wellmann.

Wie ich in einem frühern Aufsatze dieses Taschenbuchs (über die vier ältesten spanischen Dramatiker) die geringen Anfänge einer üppig sich entwickelnden dramatischen Literatur zu skizziren versuchte: so habe ich mir diesmal die Aufgabe gestellt, den Blick des Lesers auf die Periode des Verfalls einer andern dramatischen Literatur zu lenken, deren Verirrungen um so greller ins Auge fallen, je leuchtender der Glanz war, der von ihrem Mittelpunkt aus sich leitend, erwärmend, belebend über alle Literaturen Europas verbreitete. War der Stoff für die Schilderung jener unreifen Erstlingsversuche ein beschränkter und leicht übersehbarer, so liegt er dagegen für diese Periode eines vollkommen entwickelten Theaters in fast nicht zu bewältigender Masse vor. Ist aber andrerseits ein jedes, auch das geringfügigste Bruchstück aus jener Zeit von Interesse für uns, wie wir ja auch die Knospe anmuthig finden, weil wir wissen, daß sich die Schönheit der Blüthe aus ihr entfalten wird, so muß dagegen die große Masse dieser auf die vorübergehende Unterhaltung einer müßigen und schaulustigen Menge berechneten Theaterstücke dem größern Publikum einer andern Zeit und Nation völlig reizlos und selbst dem Literarhistoriker von Profession für seine Zwecke ohne bedeutenden Werth erscheinen, da die Tausende der abgefallenen Blüthenblätter alle auf dieselbe Weise verwelken: und kann es daher hier nur darauf ankommen, im Allgemeinen den Gang, den die Zerstörung nimmt, zu bezeichnen und auf einzelne Spätblüthen hinzuweisen.

Wie verschieden aber auch jener seine Kräfte in sich verschließende Vorfrühling von dieser Alles überwuchernden, aber innerlich kraft- und saftlosen Herbstvegetation sein mag, so finden wir doch, daß, wie das spanische Drama in Lope de Rueda, dem Schöpfer der spanischen Bühne, von der einfachen Naturnachahmung in prosaischer Form ausgeht, so das englische zur Natürlichkeit als seinem letzten Ziele zurückstrebt, wobei es sich gleichfalls des Verses als eines unnatürlichen Ausdrucks der Empfindung entledigt. Aber welch ein Unterschied bei diesem gemeinsamen Streben nach Naturwahrheit! Dort die unbefangene, wie von einem Naturtriebe hervorgerufene Neigung, die bunten Erscheinungen des Alltagslebens festzuhalten, hier durch kritische Grundsätze geleitete Reflexion; dort die naive Lust des Volkes an seinem Doppelgänger auf der Bühne, hier die bestimmte Tendenz zu lehren und zu bessern; mit Einem Worte, dort die derbe, unverkünstelte Natur des ursprünglichen Menschen, hier die raffinirte Natürlichkeit, welche die überreizten Nerven anregen oder mit der der reflektirende Verstand experimentiren will.

England hatte in seinem Shakespeare eine Höhe der dramatischen Kunst erstiegen, die allen Völkern und Zeiten ein Gegenstand ungetheilter Bewunderung bleiben wird. Das Zeitalter Elisabeths war eine jener glücklichen Zeiten, in denen die Nationen sich auf sich selbst besinnen und plötzlich über ihre eigene Natur und Bestimmung zum Bewußtsein kommen. Das Mittelalter mit seinen eisernen Formen und seinen blutigen Bürgerkriegen war überwunden, in Kirche und Staat war ein neuer Tag angebrochen. Die noch jüngst von Spanien her drohende Gefahr, das mit seiner unüberwindlichen Flotte prahlte, hatte der Nation Einigkeit und Selbstbewußtsein gegeben, sie fühlte sich allmälig als ein Inselvolk, dem das Meer zur Heimath angewiesen sei, und alle Kräfte, die sich in einem langen glücklichen Frieden fröhlich entwickeln konnten, nahmen nun ihre Richtung nach der Seite hin, wo Englands künftige Größe und Herrschaft lagen, die Richtung

auf den Handel und die Schifffahrt. Wurde dadurch der Engländer ein vorzugsweise praktischer Mensch, der in Haus und Staat sich wohl einzurichten weiß, so ist dagegen diese Ausbildung seines Charakters, später wenigstens, seiner künstlerischen Entwicklung keineswegs günstig gewesen. Damals aber, in der Zeit eines jugendlichen Aufschwungs, gewann die englische Nation durch dies in sie eintretende praktische Element, auch für die Kunst, zwei große Impulse: sie vertauschte in ihrer Poesie das romantisch-mittelalterliche Dämmerlicht einer fingirten Welt mit dem hellen Tagesscheine einer höhern Naturwahrheit und sie fühlte sich besonders von der Gattung der Poesie angezogen, die vom Handeln den Namen hat. Der Geschmack an der dramatischen Dichtkunst verbreitete sich mit überraschender Schnelligkeit, so daß in London allein vom Jahre **1570** bis **1629** nicht weniger als siebzehn Schauspielhäuser erbaut wurden. Solche Zeiten einer durch keine äußern Unruhen gestörten innern nationalen Erhebung, einer durch Nichts gehemmten harmonischen Entwicklung aller Kräfte sind die glücklichen Momente, in welchen dem Genie die Zunge gelöst wird, daß es das Wort findet für seine ewigen Gebilde. So trat denn in jener Zeit Shakespeare hervor, der mit Recht für den einzigen ächten Repräsentanten des modernen Dramas gilt. Die unerreichte Höhe, auf der er steht, das Feuer, die Tiefe und Kraft seiner Poesie, seine unvergleichliche Seelenmalerei sind so oft und laut gepriesen, er ist so vielfach als ein Wunder angestaunt und als der allgemeine europäische Dichter in Anspruch genommen worden, daß es hier genügen wird, darauf aufmerksam zu machen, daß er, so einzig er auch ist, doch ein Kind seiner Nation und seiner Zeit war: denn die Literaturgeschichte hat nicht zu bewundern, sondern zu begreifen. Er ist keine isolirte Erscheinung, sondern hat nur, wie alle großen Dichter, alle Strahlen der bisherigen Entwicklung seiner Nation in einen Brennpunkt gesammelt; er hat die Sonne nicht geschaffen, sondern nur ihre Wärme durch die Kraft des Genies concentrirt. Es ist dies einer der Punkte, die von seinen

englischen Commentatoren, welche doch die Mittel dazu haben müßten, fast ganz übersehen werden, obwohl sie durch eine solche Darlegung, wie Shakespeare in dem englischen Boden wurzelt, zugleich ihrem Nationalstolz genügen und mehr Licht über seine Werke verbreiten könnten, als durch die Citate von hundert Parallelstellen aus Virgil, Statius und Martial. Shakespeare ist einer der größten Dichter: aber er hat natürlich als dies Individuum eine durch mannigfache Einflüsse bestimmte Auffassungs- und Ausdrucksweise, welche, wie wir sehen werden, von seinen Nachfolgern, denen sein Dichtergeist und seine Individualität fehlte, äußerlich nachgeahmt, zur Manier wurde. Er liebte die Einmischung des Märchenhaften und Wunderbaren: denn seine Zeit und vielleicht er selbst waren dem Wunderglauben noch nicht entwachsen, und Jakob I., unter dessen Regierung er wahrscheinlich seine reifsten Stücke schrieb, war einer der Gläubigsten und hatte selbst nicht nur ein Buch über Dämonologie verfaßt, sondern auch Hexen verbrennen lassen. Wir bewundern Shakespeare's glühende Sprache und seinen Bilderreichthum: aber das Ungemeine und Excentrische der Ausdrucksweise finden wir in allen vorshakespearischen englischen Stücken, wie z. B. in der sogenannten spanischen Tragödie und der Fortsetzung derselben von Kyd. Und daneben reißen uns wieder jene kindlich einfachen, unnennbar süßen Stellen hin, die mit ihren nur andeutenden Lauten sich ins Herz einschmeicheln und beredter sind, als aller Pomp der Worte: — es ist der Ton jener alten Balladen, die zur Zeit Elisabeths unter dem Titel: »Guirlanden (garlands)« zum erstenmal gesammelt erschienen, und mit denen der Dichter, wie wir aus seinen Dramen sehen, so innig vertraut war. Recht im Gegensatze zu dieser Sprache der innigsten Empfindung steht der kalte Wortwitz, der Manchem ein Anstoß ist und Vielen übertrieben und zu Tode gejagt erscheint: aber dieser witzelnde Ton der Unterhaltung war seit Heinrich VIII. die Sprache des Hofes und der höhern Stände; John Heywood, der wegen seiner witzigen Einfälle den Beinamen des

Epigrammatisten führte, gehörte zur nähern Umgebung dieses Königs, und Thomas Wyat, der in seinen petrarchischen Sonetten Alles, was Shakespeare von dieser Art hat, bei weitem überbietet, war sein Liebling. Und woher kam unserm Dichter der köstliche Humor, mit dem er unablässig die alberne Gespreiztheit, den leeren Wortschwall, die abgeschmackte Antithesensucht so vortrefflich parodirte? Ihm stand dabei ein Werk der Unnatur vor Augen, John Lilly's Roman Euphues oder Anatomie des Witzes, den die jungen Hofdamen Elisabeths halb auswendig wußten, und durch den sich ein lächerlich affektirter Conversationsstil, der sogenannte Euphuismus, in allen höhern Ständen verbreitet hatte. Diesen Stil läßt er mit feinem Takt besonders diejenigen annehmen, die vornehm scheinen wollen, ohne es innerlich zu sein, wie sich denn auch Fallstaff desselben in der Scene bedient, wo er den König spielt. Daß Shakespeare aus diesen unbedeutenden Bausteinen, die ihm seine Zeit lieferte, so herrliche Tempel aufzurichten verstand, daß er diese geringfügigen Momente zu ewigen Typen der menschlichen Natur und des menschlichen Treibens umzuwandeln wußte, das eben ist seine Größe. Daraus aber, daß er bei dieser Größe so ganz ein Kind seiner Zeit war, erklärt es sich, daß die zahlreichen dramatischen Dichter, die kurz vor, neben und nach ihm, wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen, in England emporblühten, alle das Endliche an ihm, die durch diese Zeit bedingte eigenthümliche Färbung mit ihm theilten. Dieser eigenthümliche Ton in Ernst und Scherz, der diese ganze frische Blüthenzeit der englischen Bühne charakterisirt, und den man nicht Manier nennen kann, weil alle diese Dichter ja dieselbe geistige Luft einathmeten und von dem schnell herrschend gewordenen Bühnengeschmack auf natürliche Weise gleichmäßig afficirt werden mußten, erinnert an eine ganz ähnliche Erscheinung in der gleichzeitig blühenden dramatischen Literatur der Spanier. Auch hier finden wir das regste Leben, auch hier eine zahllose Menge von Bühnenstücken, die aber so sehr unter dem Einflusse des herrschenden

Geschmacks geschrieben sind und in dem Maße das allgemeine nationale Gepräge tragen, daß ein großer Theil derselben unter dem Namen Eines Mannes geht und Lope de Vega zugeschrieben wird, obwohl es auf der Hand liegt, daß Ein Mensch schon unter der mechanischen Arbeit des Niederschreibens einer so ungeheuren Anzahl von Bühnenstücken erliegen müßte. Er ist vielmehr nur der Prototypus des spanischen Dramas oder vielleicht das Haupt einer zahlreichen Schule, wie wir denn überhaupt in Spanien wie in England um diese Zeit an eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Arbeitens, an eine Art von Kompagniegesellschaft zu denken haben, die wir bei dem im Ganzen feststehenden Zuschnitt dieser Theaterstücke, bei der großen Nachfrage nach denselben, bei der allgemeinen Produktivität und dem geringen Gewichte, das der Einzelne auf die Einregistrirung seines Antheils legte, natürlich finden werden. Bei dieser allgemeinen Rührigkeit in der dramatischen Produktion, umgeben von dieser dramatischen Atmosphäre konnte selbst Shakespeare Anfangs nicht als der Gewaltige und Einzige erscheinen, als welcher er später erkannt wurde. Vielmehr galt er seinen Zeitgenossen wie Einer unter Vielen, und so ist es erklärlich, daß wir auch seine dramatische Thätigkeit nicht scharf abzugrenzen vermögen, daß auch er sich dem Hinüber und Herüber, wie es damals an der Tagesordnung war, nicht entziehen konnte, vielleicht auch nicht wollte. Einerseits soll er an Beaumont und Fletcher's Stücke: »die beiden edlen Vettern (the two noble kindsmen)« und an William Rowley's »Geburt Merlins (birth of Merlin)« geholfen haben; andrerseits ist es von manchem der unter seinem Namen gehenden Schauspiele keineswegs ausgemacht, daß sie von ihm oder von ihm allein herrühren, und wiederum konnte uns Tieck vor einigen Jahren mit: »vier Schauspiele von Shakespeare« überraschen, von denen keine Ausgabe seiner Werke etwas weiß.

In Shakespeare war eine so glückliche Mischung des obenerwähnten praktischen Engländerthums mit wahrhaft dichterischer Be-

gabung, daß er, wie Keiner, es verstanden hat, die ungeschminkteste Naturwahrheit in das ideale Gebiet der Kunst zu erheben. Aber schon in den beiden angesehensten dramatischen Dichtern unter seinen Zeitgenossen zeigten sich Spuren jener Einseitigkeiten, die später in der Geschichte des englischen Dramas noch entschiedener hervortreten. Neigten sich Beaumont und Fletcher, die ihre zahlreichen Stücke in einer nicht zu sondernden Gemeinsamkeit gearbeitet haben, besonders in der Darstellung weiblicher Charaktere einer unverschleierten poesielosen Natürlichkeit, einer oft widerlichen Roheit zu, so suchte dagegen Ben Jonson, ein gelehrter Kritiker und Kenner der Alten, den Viele damals höher als Shakespeare stellten, das Ideale in dem kalt Verständigen, Steifen und Studirten; der seinem Catilina beigegebene Chor ergeht sich schon in jenen moralisirenden Deklamationen, die den unverkennbaren Keim der spätern Tendenzpoesie enthalten. Im Allgemeinen neigten sich die Dichter, die neben oder kurz nach Shakespeare auftraten, dieser von Ben Jonson eingeschlagenen didaktischen und gelehrten Richtung mehr als jener naturalistischen zu, sahen ihn als mustergiltig an und standen in mehr oder minder nahem Verhältniß zu ihm, während Shakespeare in dieser Blüthezeit des englischen Theaters, die auch nach Elisabeths Tode unter ihren Nachfolgern Jakob I. und Karl I. (bis 1649) unverändert fortdauerte, keineswegs die Anerkennung fand, die ihm gebührte und die ihm später zu Theil wurde. Nur Ein Dichter aus dieser Zeit verdient hier, wo wir es nur mit den hervorragendsten Erscheinungen zu thun haben, eine nähere Erwähnung, weil er, nicht sowohl aus Nachahmung Shakespeare's, als weil ihn sein eigener gesunder Sinn in diese Bahn trieb, den shakespeareschen Weg mit Glück verfolgte. Philipp Massinger (1584—1669), der, unter Elisabeth geboren, schon früh von der allgemeinen Begeisterung für das Theater ergriffen worden zu sein scheint, und dessen Stücke bald nach Shakespeare's Tode über die Bühne gingen, hatte noch ganz die gedrungene Kraft, die kecke Kürze, die meisterhafte Zeichnung der

Leidenschaft aus der besten shakespeareschen Zeit, deren Eigenthümlichkeit er auch darin theilte, daß er ein Stück in Gemeinschaft mit Decker, ein anderes mit Middleton und Rowley arbeitete. Aber seltsam! er theilte auch das Schicksal so mancher shakespeareschen Stücke, er wurde von seinen Landsleuten übersehen und erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts einer langen und nicht verdienten Vergessenheit entrissen. Er mag uns hier als Repräsentant der bessern unter Shakespeare's unmittelbaren Nachfolgern gelten, die bis zur gewaltsamen Unterdrückung alles Bühnenwesens durch den pietistischen Rigorismus der Puritaner noch auf naive Weise, wie Shakespeare selbst, eine Vermittelung zwischen Natur und Ideal zu erringen strebten. Unter seinen siebzehn Schauspielen ist »der Herzog von Mailand (the Duke of Milan)« ohne Zweifel das bedeutendste und wohl geeignet, Achtung vor seinem Talente zu erwecken. Herzog Sforza von Mailand befindet sich in einer bedenklichen Lage inmitten zweier kriegführenden Mächte, zwischen dem König Franz von Frankreich und dem Kaiser Karl. Sforza hat sich dem erstern angeschlossen, ein Sieg Karls muß ihn und seine Herrschaft vernichten. Aber alle Bedenklichkeiten über seine unsichere Lage schweigen vor seiner leidenschaftlichen Liebe zu seiner jungen Gemahlin Marcelia, deren ausschließliche Bevorzugung seine Schwester Mariana und seine Mutter Isabella nur mit Neid und Widerwillen ertragen, während Mariana's Gemahl, Francisco, sie in loyaler Ergebung natürlich findet. Von seinem Hofe umgeben, mitten unter den zärtlichen Liebesbeweisen gegen Marcelia, erhält Sforza die Nachricht, daß König und Kaiser eine Schlacht liefern werden, bald eine andere, daß der König gefangen ist. Die Freude des Festes ist nun gestört. Der Marquis von Pescara, obgleich von der kaiserlichen Partei, dennoch ein Freund Sforza's, räth ihm, sich den Umständen zu fügen und sich dem Kaiser eilig zu ergeben, und Sforza entschließt sich zu dem sauern Schritte. Vorher aber trägt er in der Raserei seiner eifersüchtigen Liebe dem Francisco auf, Marcelia, die er keinem Andern gönnt, zu ermor-

den, falls er nicht wiederkehren sollte, und giebt ihm auf sein Verlangen zu seiner Rechtfertigung den schriftlichen Befehl dazu (Erster Akt). Die Folgen von Sforza's Abwesenheit zeigen sich unmittelbar in dem ausgelassenen Übermuth der Kreaturen Mariana's, ja Marcelia selbst ist empfindlichen Kränkungen von Seiten Mariana's und Isabella's ausgesetzt. Sie weist sie stolz zurück und wird auf das nachdrücklichste von Francisco geschützt, der sogar seine Frau Mariana so wie Isabella gefangen fortführen läßt. Dann aber tritt er selbst mit Liebesanträgen gegen Marcelia hervor, und als sie dieselben mit Würde zurückweist, zeigt er ihr, um Sforza's Unwürdigkeit zu beweisen, das Todesurtheil. Marcelia ist vernichtet, verabscheut aber den Versucher (Zweiter Akt). In dem kaiserlichen Lager bei Pavia träumen die Hauptleute schon von der Plünderung Mailands. Da erscheint Sforza vor dem Kaiser; hochherzig, offen, bekennt er seine treue Freundschaft zu Franz und bietet dem Kaiser eine gleiche an. Dieser, nicht minder hochherzig, nimmt sie an und vergiebt alles Vergangene, und Sforza eilt froh nach Mailand zurück. Hier hat indessen der heimtückische Francisco eingesehen, daß er zu weit gegangen ist; er bittet Marcelia demüthig um Verzeihung und Schweigen, zeigt sich ganz reuig und bekennt, für welchen Fall Sforza ihren Tod befohlen habe. Sie vergiebt dem Verräther, ist aber über Sforza's Härte empört und beschließt, ihn durch Eifersucht zu strafen. Als er daher zurückkehrt, empfängt sie ihn eisig kalt. Er brauf't in Zorn auf, verstößt sie und will durch Lustbarkeiten und Zerstreuungen seinen innern Schmerz betäuben (Dritter Akt). Der schlaue Francisco sucht aber die erwachte Eifersucht seines Weibes Mariana und das Mißtrauen der Übrigen zu nähren. Marcelia ist so erzürnt über ihren Gemahl, daß sie allen besänftigenden Zureden der von ihm abgesandten Freunde widersteht, und als ihr Francisco mittheilt, Sforza sei auf ihn eifersüchtig, wird sie in weiblicher Bizarrerie dadurch gereizt, diese Eifersucht noch zu steigern. Sforza's Liebe ist indessen in aller Stärke wieder erwacht; er widersteht den Ein-

flüsterungen Pescara's, so wie der zurückkehrenden, zur Vermittelung abgesandten Edelleute gegen Marcelia und selbst die Anklagen Isabella's und Mariana's machen keinen Eindruck auf ihn. Da kommt Francisko und klagt, scheinbar aus treuer Dienerpflicht, Marcelia selbst an, ihn versucht zu haben. Marcelia wird nun auf Sforza's Befehl herbeigeschleppt, und als er vorgiebt, ihren Buhlen Francisco ermordet zu haben, und sie sich aus blindem Trotz selbst der Liebe zu ihm anklagt, ersticht sie Sforza im ersten Zorn. Sterbend offenbart sie noch die Wahrheit; Francisco ist verschwunden (Vierter Akt). Wir finden Francisco wieder bei seiner Schwester Eugenia, die, wie wir jetzt erst erfahren, früher von Sforza verführt und verlassen ist. Er berichtet ihr Marcelia's Tod und giebt ihr die Aussicht auf vollständige Rache. Sforza ist indessen von der tiefsten Reue über das Geschehene ergriffen, er verharrt neben Marcelia's Leichnam, die er in wahnsinnigem Starrsinn nicht für todt halten will. Da wird ein gelehrter Jude angekündigt, der sich erbietet, Marcelia in's Leben zurück zu rufen. Sforza nimmt das Anerbieten mit Freuden an, der Fremde wird eingeführt, es ist der verkleidete Francisco in Eugenia's Begleitung. Auf sein Verlangen mit dem Leichnam allein gelassen, hüllt er seine Schwester in die Kleider der Todten und giebt ihr eine vergiftete Blume in die Hand. Sforza, begierig auf den Erfolg, stürzt herein, küßt die Hand der verschleierten, wie es ihm scheint, jetzt wieder erwachenden Todten und saugt das tödtliche Gift ein. Jetzt erst erkennt er Eugenia und ihren Bruder. Francisco gesteht, Alles aus Rache für die seiner Schwester angethane Schmach verübt zu haben, und der sterbende Sforza läßt ihn zu einem martervollen Tode, Eugenia aber ins Kloster führen.

Fast Alles in diesem Stücke ist vortrefflich. Der starre Egoismus, der dieser bis zum Wahnsinn gesteigerten Leidenschaft zum Grunde liegt, muß die Liebe und den geliebten Gegenstand selbst vernichten, die zarte Blüthe ächter Frauenliebe wird geknickt und auf immer gebrochen, wenn sie, die jedes Opfers fähig wäre, sich

diesem Egoismus nutzlos geopfert sieht, wenn das Weib von dem geliebten Manne nicht als ein gleichberechtigtes Wesen, sondern als ein Werkzeug und Spielwerk behandelt wird, das man zerbricht, wenn man es nicht mehr gebraucht. Fortan tritt in dem gereizten Weibe an die Stelle der Liebe die launenhafte Lust des schwächern Geschlechts, der rohen Willkür des Mannes die feinere Willkür frei wechselnder Neigung entgegen zu stellen und die gekränkte weibliche Würde, scheinbar wenigstens, wirklich Preis zu geben. Die einfache Composition, die markige Charakterzeichnung, die energische Sprache, Alles athmet noch shakespeareschen Geist; einzelne Scenen, wie die Versöhnung Sforza's mit dem Kaiser und sein wahnsinniges Verharren an der Bahre der todten Marcelia wären Shakespeare's nicht unwürdig. Nur die schwächere Charakteristik der untergeordneten Personen und die erst im fünften Akte nachgeholte Motivirung von Francisco's tief angelegten Racheplänen erinnert uns daran, daß wir kein Werk des Meisters vor uns haben, dessen Iago, vielleicht das Vorbild Francisco's, uns über die Motive seines Hasses von Anfang an nicht im Zweifel läßt. Es liegt nahe, bei diesem Trauerspiele Massinger's an Halm's Griseldis zu denken, wo auch durch die Selbstsucht, den Muthwillen und die rohe Willkür des Mannes die treuste Liebe des Weibes vernichtet wird. Aber eine nähere Zusammenstellung beider Dramen, die nicht hierher gehört, möchte nicht eben zum Vortheile Halm's ausfallen. Denn wie in dem englischen Stücke sich Alles aus Leidenschaft entwickelt, in energischer Handlung fortschreitet und mit dem allgemeinen Untergange endet, so geht in dem deutschen Alles aus einer Marotte hervor, schleppt sich in passivster Duldung hin und schließt mit sehr edeln Empfindungen und sehr schönen herzzerreißenden Worten. Aber freilich, wir haben es ja hier mit fischblutigen Deutschen, dort mit hitzigen Italienern zu thun. Massinger zeigt übrigens in der Wahl seiner Stoffe eine große Beweglichkeit des Geistes und eine eigenthümliche Vielseitigkeit; denn unter seinen Dramen findet sich neben historischen, wie das ange-

führte, auch ein legendenartiges: »die jungfräuliche Märtyrin (the virgin martyr)« und wieder ein anderes: »die unglückliche Aussteuer (the fatal dowry)«, das sich dem Geschmack der spätern bürgerlichen Tragödie nähert.

Die mit der Hinrichtung Carls I. (1649) eintretende Herrschaft der Puritaner, die das Theater als ein Werk des Teufels ansahen, machten der ersten frischen Blüthezeit des englischen Dramas dieser Periode des regsten Produktionstriebes, ein Ende und versetzte die Schauspieldichter länger als ein Jahrzehend hindurch in Unthätigkeit. Desto lebendiger erwachte von neuem das Interesse für das Theater, desto eifriger regten sich alle Kräfte, als die Restauration Carl II. auf den Thron seines Vaters zurückführte (1660) und Davenant wieder das erste Theater eröffnete. Aber der frivole Sinn des Königs war dem Gedeihen des Lustspiels, das sich denn auch bald zu ausschweifender Licenz verirrte, günstiger, als dem des Trauerspiels. Die Nation fühlte sich überdies, nachdem der erste Freudenrausch verflogen war, unter der neuen Regierung keineswegs wohl, und wie der Mensch überhaupt im Gefühl einer unbehaglichen Gegenwart sich gern mit der Erinnerung an eine bessere Vergangenheit und mit der Wiederheraufbeschwörung derselben beschäftigt, so wandte sich auch der Blick der tragischen Dichter jetzt mit Vorliebe in die Zeit der ersten Blüthe ihrer dramatischen Literatur und besonders zu Shakespeare zurück. So wurde Shakespeare jetzt erst als unbedingtes Muster verehrt und gewann jetzt erst einen sichtbaren Einfluß auf die dramatische Produktion, die sich bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts durchaus nach ihm bildete. Aber da es den Dramatikern dieser Periode an wahrem Talente fehlte, so verfielen sie, in starrer Nachahmung ihres Meisters, in verwerfliche Manier, und es konnte nicht fehlen, daß die seelenlose Nachbildung dieser shakespearischen Form und besonders des shakespearischen Pathos bald zu widerlicher Übertreibung und Überladung führen mußten. Dabei nahm sich jeder einzelne dieser Dichter natürlich diejenigen Stücke Shakespeare's zum Muster, die

seinem Naturell am meisten zusagten, und so sehen wir den Einen geneigt, das Weiche und Rührende, den Andern, das Erhabene und Grauenhafte, einen Dritten, das Phantastische und Ungebundene zu übertreiben. Derjenige unter diesen Dichtern, der sich besonders an die Dramen Shakespeare's anschloß, die die Grundempfindungen des Privatlebens zum Gegenstand haben*), der demgemäß vorzugsweise zu rühren und das Herz zu erweichen suchte, fand den größten und dauerndsten Beifall, weil der Sinn der Engländer, je mehr er sich im praktischen Leben dem großen Weltverkehr, den Verwicklungen der politischen Geschäfte zuwandte, und je thätiger sie selbst an dem großen Drama der Weltgeschichte mitarbeiteten, sich in der Kunst immer mehr für das Idyllische, für die stillen Freuden der Natur und des Familienlebens oder auch für das Nützliche, für das, was belehrt und bessert, entschied. Der bezeichnete Dichter ist Thomas Otway (1651—1685), der nicht unbedeutende Talente, aber ohne die Kraft, sie zu concentriren, besaß und sie daher ebenso leichtsinnig verschleuderte, wie er sein Geld verthat. Er war, als er die Universität verließ, Schauspieler geworden, diente dann eine Zeit lang als Officier unter den englischen Truppen in Flandern und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr endlich ausschließlich mit Arbeiten für das Theater, die ihm zwar großen Ruhm verschafften, seine äußere Lage aber, vielleicht durch seine eigene Schuld, so wenig sicherten, daß sogar die Sage geht, er sey, von grimmigem Hunger getrieben, mit solcher Gier über ein Stück Brot hergefallen, daß er daran erstickte. Seine beiden vorzüglichsten Dramen, welche Lieblingsstücke der Engländer geblieben sind, und die wir hier näher betrachten wollen, haben das Gemeinsame, daß sie beide das Pathos der Freundschaft zum Inhalt haben, die, wie Vischer (a. a. O.) sagt, mit den subjectiven Leidenschaften noch den Sitz im unmittelbaren Element der Neigung

*) Man vergleiche Vischer's Aufsatz über Shakespeare im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, p. 104.

theilt, aber zugleich darüber hinaus ist und ihre Gemeinschaft auf den objectiven Boden der Gesinnung gründet. Da Shakespeare dieses Pathos nicht als selbstständigen Inhalt einer Tragödie aufgestellt hat, so ging Otway gewissermaßen über ihn hinaus und schloß den Kreis dieser in der Empfindung des Subjects wurzelnden Dramen. In beiden Stücken ist es die Nemesis des gebrochenen Freundschaftbundes, die die tragische Katastrophe herbeiführt. Doch ist in dem ersten: »die Waise (the orphan)« das Thema noch nicht rein durchgeführt, insofern die Freunde hier nicht nur zugleich Brüder sind, sondern die dramatische Verwickelung auch durch die rein subjective Leidenschaft, durch die Liebe, bewirkt wird; auch ist es in mehr als Einer Hinsicht viel schwächer, als das spätere zweite.

Zwei Brüder, Castalio und Polydore, sind durch die innigste Freundschaft verbunden, gestehen sich aber im vertrauten Gespräch, daß sie beide die von ihrem Vater Acasto aufgenommene Waise Monimia lieben. Castalio ist zwar der Begünstigte, aber, um seinen Bruder nicht zu verletzen, stellt er sich der Ehe abgeneigt und gesteht jenem ehrliche Mitbewerbung zu. Monimia erfährt durch einen Pagen den Inhalt dieses Gesprächs und in der ersten Bitterkeit weist sie Polydore's leidenschaftliche Werbung mit Heftigkeit zurück. (Erster Akt). Der alte Acasto, ein ehrlicher Haudegen, umgeben von seinen Söhnen und seiner Tochter Serina, empfängt den eben zurückkehrenden jungen, tapfern und wie einen Sohn von ihm geliebten Chamont, den Bruder Monimia's. Dieser spricht andeutend von einem Verdachte gegen seine Schwester, forscht diese dann in einem Gespräch unter vier Augen über ihre Liebe aus, erzählt von einem schrecklichen Traum, der Wahrsagung einer Hexe, seine Besorgnisse wegen ihrer Ehre und räth ihr, Castalio kalt zu behandeln. Sie befolgt seinen Rath und bringt den Geliebten fast zur Verzweiflung. Er gesteht, seinen Bruder getäuscht zu haben, aber nur, um seine Liebe nicht zu verrathen, und erlangt zuletzt Verzeihung. Ein Page seines Bru-

ders belauscht, von diesem dazu angestellt, die ganze Scene. (Zweiter Akt). Polydore glaubt sich verrathen und sinnt darauf, dennoch den Preis zu gewinnen. Indessen ist der alte Acasto inmitten eines Festmahls vom Schlage getroffen, seine Kinder sammeln sich bestürzt um ihn, doch erholt er sich bald wieder. Chamont tritt jetzt ziemlich unerwartet mit einer Werbung um Serina's Hand hervor, die diese aber bis zu ihres Vaters Genesung zurückweist. Dann denkt er wieder an die Ehre seiner Schwester und bekommt von dem alten Hauskaplan heraus, daß dieser Castalio und Monimia während des Festtumults in einem nahen Wäldchen getraut habe. Die Neuvermählten machen unter sich aus, daß Monimia ihren jungen Gatten heute Abend auf das Zeichen von drei leisen Schlägen an die Thür einlassen soll. Unglücklicher Weise hat Polydore wieder gehorcht und glaubt, es sei hier von einem frevelhaften Stelldichein die Rede. Nach einem heftigen Gespräch mit dem Bruder schickt er daher diesem den vertrauten Pagen nach, der ihn durch Plaudereien hindern soll, zu seiner Geliebten zu gehen, und wird auf das gegebene Zeichen selbst bei Monimia eingelassen. Castalio entledigt sich mit Mühe des schwatzenden Pagen, klopft und wird von dem Kammermädchen als ein frecher Eindringling abgewiesen. Voll Wuth gegen die treulose Geliebte wirft er sich auf die Schwelle und will dort den Morgen abwarten, ein alter Diener bewegt ihn mit Mühe zum Fortgehen. (Dritter Akt). Monimia tritt am Morgen unbefangen zu Castalio. Er ist empört und mißhandelt sie, ohne die Ursache anzugeben. Ihr Bruder Chamont findet sie in Thränen und erpreßt von ihr das Geständniß ihres Kummers. In seiner aufbrausenden Wuth vergißt er sich sogar gegen seinen Wohlthäter, den alten Acasto, erzählt ihm aber zuletzt das Geschehene, dieser verspricht zu untersuchen und zu strafen. Monimia bleibt in Verzweiflung zurück. Da tritt Polydore zu ihr und offenbart ihr triumphirend, daß er in ihren Armen geruht habe. Als er aber erfährt, daß sie Castalio's Gattin ist, wird er von der bit-

tersten Reue ergriffen. (Vierter Akt). Acasto erzählt seinem tief erschütterten Sohne Castalio von Chamont's Wuthausbruch; bald kommt dieser selbst und tobt, wie gewöhnlich, läßt sich jedoch bewegen, seine Ausforderung auf eine passendere Zeit zu verschieben. Acasto rührt und versöhnt indessen seinen Sohn, indem er ihm Monimia's Verzweiflung schildert. Castalio sucht daher Monimia auf und bittet sie um Verzeihung, sie aber ist kalt und entsagt ihrer Liebe auf ewig. Als sie ihn verlassen hat, kommt Polydore und reizt ihn durch absichtliche Beschimpfung, bis er den Degen zieht, in den sich dann Polydore stürzt, worauf er sein Verbrechen bekennt und stirbt. Monimia, die dazu kommt, ehe er verscheidet, und die Castalio nach dem ersten unvollständigen Bekenntniß seines Bruders tödten will, erklärt dies für unnöthig: sie hat Gift genommen und stirbt. Chamont kommt mit Acasto, um wieder zu toben und über der Leiche seiner Schwester zu jammern. Castalio ersticht sich und setzt ihn zum Erben ein. Der alte Acasto sinkt in Ohnmacht.

Die Anlage dieses Stückes ist nicht übel; es ist eine Variation des alten Satzes, daß wahre Freundschaft nur unter reinen Seelen bestehen könne. Jene uranfängliche Lüge Castalio's ist die Saat, die in dem unreinen Sinne seines Bruders einen fruchtbaren Boden findet, um bald zu unheilbarem Unheil und allgemeinem Verderben emporzuwuchern. Das viel gebrauchte tragische Motiv des Bruderhasses, wie wir ihn schon in den Kindern des ersten Menschenpaares thätig finden, den Widerspruch der durch die Natur begründeten Vereinigung mit der freien Neigung hat Otway ganz fallen lassen. Denn Castalio und Polydore sind durch innige Freundschaft verbunden; daß sie daneben Brüder sind, ist gleichgiltig. Daher ist denn der Brudermord hier etwas ganz Anderes geworden, als was er bei unsern tragischen Dichtern, bei Leisewitz, Klinger, Schiller (in der Braut von Messina) ist. Noch hatte das englische Drama nicht, wie das deutsche fast von seinem Ursprung an, den vorherrschenden Trieb, seine tragischen

Stoffe aus den Verhältnissen des Familienlebens zu entnehmen, obwohl eine Neigung dazu sich in diesem Otwayschen Stücke selbst zu zeigen beginnt. Es handelt sich bei Otway nicht um die Empörung gegen die unabweisbaren Rechte der natürlichen Bande, sondern um das aus Mißverständniß und Leichtsinn unrettbar zerstörte Lebensglück des aus freier Neigung erwählten Freundes, weshalb Polydore die Strafe von dem selbst vollstrecken läßt, gegen den er gefrevelt. Der Brudermord ist hier nicht die Schuld, sondern vielmehr die Sühnung einer noch tiefern Schuld, und wenn auch Castalio immer einen, obgleich unfreiwilligen Brudermord begeht, so kann derselbe doch das ihn schon erdrückende Gewicht seines Unglücks kaum noch vermehren. Die Anlage, wie auch theilweise die Sprache der Otwayschen Waise erinnern durchaus an Shakespeare. Aber welche nachlässige Ausführung! wie findet sich hier Mattigkeit und Schwulst zusammen! Zunächst erscheint uns die offene Behandlung der sexualen Verhältnisse fremd und beinahe anstößig; eine Situation, wie sie den Wendepunkt dieses Dramas bildet, ist selbst in shakespearischen Zeit selten, obgleich zu Otway's Zeit nicht mehr, wie damals, die Weiberrollen durch Knaben gespielt wurden. Indessen dürfen wir unter Carls II. Regierung, wo das Publikum noch ganz andere Dinge auf dem Theater zu sehen und zu hören gewohnt war, uns über dergleichen nicht wundern. Wohl aber mögen uns die überflüssigen, der Handlung ganz fremden Einschiebsel, wie der Schlagfluß des alten Acasto oder Chamonts zwecklose Werbung, und die bisweilen ganz mangelnde Motivirung verdrießen, wie wir denn für Castalio's und Monimia's schleunige und heimliche Heirath gar keinen Grund absehen. Vor Allem aber ist dieser polternde Eisenfresser Chamont, den der Dichter offenbar als wirklich brav und tüchtig darstellen will, eine wahre Carrikatur, und Voltaire, der oft bei allem seinem Witz doch sehr aberwitzige Urtheile fällt, hat diesmal mit seinem Witz das Rechte getroffen. Er sagt: »Da ist auch ein Bruder Monimia's, ein Glücksritter, welcher, weil er und seine Schwester von

dieser würdigen Familie geliebt und erhalten werden, sie alle mißhandelt. »Schaff mir Gerechtigkeit, alter Tropf,« sagt er zu dem Vater, »oder, hol's der Geier, ich will Dir das Haus über dem Kopf anstecken.« — »Lieber Junge,« sagt der nachgiebige alte Herr, »Du sollst Gerechtigkeit haben.««

Bei weitem reiner und noch mehr in Shakespeare's Weise ist das Pathos der Freundschaft in einer andern Otwayschen Tragödie, dem »geretteten Venedig (Venice preserved)« behandelt. — Der stolze Senator Priuli versagt dem unglücklichen Jaffier, der seine Tochter Belvidera gegen seinen Willen geheirathet hat, jede Unterstützung, ja er verhöhnt und verflucht ihn, sein Weib und sein Kind. Zu dem so gemißhandelten Jaffier tritt sein Freund Pierre, der früher im Dienste des Staats nur Undank geerntet hat; er strömt bittere Sarkasmen über den Zustand des Staats und die Tyrannei der Senatoren aus, schildert dann dem Freunde, wie die Gerichtsdiener eben auf Priuli's Befehl sein (Jaffier's) Haus ausgeräumt haben, mahnt ihn zur Rache und bestellt ihn endlich zur Mitternachtsstunde auf den Rialto. Belvidera ist ihrem Gatten auch in seiner Verlassenheit unwandelbar ergeben, sie schwört ihm ewige Liebe und ewige Treue trotz alles Elends, das über sie hereinbricht. (Erster Akt). Jaffier und Pierre treffen sich auf dem Rialto und Pierre gewinnt den Anfangs Schwankenden für eine Verschwörung. Die Verschwornen versammeln sich in der Buhlerin Aquilina Hause, der Gesandte Bedamar ist ihr Führer, Renault der Verwegenste unter ihnen. Pierre führt seinen Freund Jaffier ein, und dieser überliefert, um das Mißtrauen der Verschwornen zu beseitigen, ihnen seine Belvidera als Geißel. (Zweiter Akt). Belvidera macht ihrem Gatten Vorwürfe, sie verkauft zu haben, sie beredet ihn, sich ihr zu vertrauen, und offenbart ihm dagegen, daß Renault sie in der Nacht zu verführen gesucht habe. Er verspricht, sie zu befreien. Seinem Freunde Pierre vertraut er sein qualvolles Geheimniß und verräth sich in seiner Erbitterung auch gegen Renault. Dieser

vertheilt an die Verschwornen die Rollen für morgen. Als aber Jaffier hinausgeht, klagt er ihn des Verrathes an. Alle stimmen für seinen Tod, nur Pierre's Entschlossenheit rettet den Freund. (Dritter Akt). Jaffier führt die befreiete Belvidera über den Rialto; sie sucht ihn zu bereden, Venedig zu retten. Er schwankt noch, da kommt die Wache und hält ihn an, und er läßt sich nun vor den Senat führen. Der Senat und der Doge sind schon in der größten Besorgniß. Jaffier wird eingeführt, und nachdem er sein und seiner zwei und zwanzig Freunde Leben sich durch einen Eid hat sichern lassen, übergiebt er das Verzeichniß der Verschwornen. In diesem Augenblicke werden diese (sonderbarer Weise) auch schon vorgeführt. Pierre läugnet Anfangs, als ihm aber Jaffier gegenübergestellt wird, verlangen er und die Übrigen nur zu sterben. Als die Senatoren sich entfernt haben, demüthigt Jaffier sich auf alle Weise vor Pierre, er verlangt nur Verzeihung und daß der Freund lebe; aber Pierre verflucht ihn, schlägt ihn sogar und giebt ihm mit Verachtung den Dolch zurück, den Jaffier ihm überliefert hat, um damit Belvidera zu erstechen, falls er treulos würde. Jaffier bleibt vernichtet zurück, und als Belvidera kommt und ihm erzählt, daß die Verschwornen auf ihr eignes dringendes Verlangen morgen hingerichtet werden sollen, will er in seinem verzweifelnden Schmerze Belvidera, wie er versprochen, mit jenem Dolche erstechen: doch er vermag es nicht, als sie ihm um den Hals fällt, und schickt sie endlich ab, um bei ihrem Vater noch einmal um Pierre's Leben zu bitten. (Vierter Akt). Belvidera erweicht ihren Vater, er bereut seine Härte und verspricht, die Gefangenen zu retten. Jaffier aber verzweifelt jetzt an dieser Rettung, er offenbart seiner Gattin, sie sehe ihn zum letzten Mal, nimmt einen weichen Abschied von ihr und geht dann um seinen Freund auf dem letzten Wege zu begleiten. Wir sehen Schaffot und Rad vor uns und Pierre auf dem Wege zum Tode. Er vergiebt Jaffier und verlangt nur als letzten Freundschaftsdienst, daß er ihm, dem tapfern Soldaten, den schimpflichen Tod

durch Henkershand erspare. Jaffier verspricht es und ersticht auf dem Schaffot zuerst Pierre, dann sich selbst. In der letzten Scene finden wir Belvidera bei ihrem Vater, sie ist wahnsinnig geworden und bei der Nachricht von Pierre's und Jaffiers' Tode sinkt sie sterbend nieder.

Dies Stück, dessen Inhalt aus St. Réal's Histoire de la conjuration du Marquis de Badamar entnommen ist (Renault's Rede an die Verschwornen ist sogar wörtlich daraus übersetzt), zeigt einen sichtbaren Fortschritt gegen das vorige. Die Handlung gewinnt an der spanischen Verschwörung gegen die Lagunenstadt einen großartigen historischen Hintergrund, die Kollision der Freundestreue mit dem Gebot der Liebe und der Ehre des Gatten ist ein vortrefflicher tragischer Stoff, das Pathos hat durchaus Shakespearische Farbe. Aber, wird Otway hier auch nie so matt, wie bisweilen in der Waise, so hat er es doch nicht vermocht, den tragischen Konflikt in seiner ganzen Schärfe aufzufassen. Er vermeidet, bei seiner Neigung für das Weiche und Rührende, überhaupt die scharfen Kontraste, und so hat er es auch hier gescheut, seinem Helden die strenge Alternative zu stellen, sein Wort zu brechen und seinen Freund zu verrathen, oder seine Gattin entehrt zu sehen. Da seine Gattin der Gefahr, die ihrer Ehre drohte, schon entronnen ist, als der Verrath der Verschwornen und damit des Freundes erfolgt, so ist dieser Verrath nicht genügend motivirt, und Jaffier erscheint wieder, ähnlich wie Castalio in der Waise, als ein schwacher, leicht bestimmbarer Charakter, ja seine furchtbare Demüthigung und Zerknirschung vermag kaum unser Mitgefühl dauernd zu erwecken, weil sie nur einen neuen Beweis seiner Schwäche abgiebt.

Wie Otway Shakespeare's Empfindung häufig in Sentimentalität und weinerliche Rührung verkehrte, so steigerte **Nathanael Lee (1657—1693)**, der, wie Otway, studirte, zuerst Schauspieler, dann Schauspieldichter wurde, später eine Zeitlang wahnsinnig war und endlich bei einem nächtlichen Straßentumult um-

gekommen sein soll, Shakespeare's Erhabenheit in das Abenteuerliche und Barocke. Daher schloß er sich besonders an Shakespeare's römische Stücke an, schrieb einen Brutus, Mithridates, Alexander den Großen, war nicht sparsam mit Geistererscheinungen und pomphaftem Scenenwechsel, und seine Excentricität verstieg sich nicht selten bis zum Unsinn. Dennoch übertraf er an Talent seine Nachfolger auf dieser Bahn bei weitem, von denen ich nur John Banks und Thomas Southerne (1660—1146) nennen will. Der Erstere erfaßte besonders das patriotische Element in Shakespeare; er nahm seine Stoffe aus der englischen Geschichte und schrieb eine Anna Bullen und einen Grafen von Essex, den Lessing in der Dramaturgie ausführlich analysirt hat. Der Andere läßt in seinem berühmt gewordenen Oronoko, in welchem er die Unmenschlichkeit des Negerhandels in Westindien zum Gegenstand einer Tragödie macht, schon moralische Tendenzen hineinspielen. Beide aber wissen einem excentrischen, wenngleich oft hohlen Pathos überall die gehörige Mischung von Rührung beizugeben und suchen auf diese Weise Otway's und Lee's Erfolge zugleich zu sichern. Die Shakespearische Schule verirrte sich allmälig auf einen doppelten gleich trostlosen Abweg. Auf der einen Seite finden wir talentlose Dürre, vollkommene Schwindsucht, die sich auf wunderliche Weise mit den alten romantischen Formen Shakespeare's aufputzt, auf der andern Seite schwülstige Überfülle, ein formloses Chaos, vorherrschendes stoffliches Interesse, und die dramatische Energie Shakespeare's verschwemmt in novellenartige Breite. Doch haben beide Verirrungen das Gemeinsame, daß in beiden immer entschiedener eine moralisirende Altklugheit, eine Tendenz zur Belehrung hervortritt, die von der gleich zu erwähnenden kritischen Schule erweckt wurden. Als Repräsentant der ersten Gattung kann Nicholas Rowe (1673—1718) dienen, ein begeisterter Bewunderer und Herausgeber Shakespeare's, welchen der unverdiente Erfolg, den sein im fünf und zwanzigsten Jahre geschriebenes Trauerspiel: »Die ehrgeizige Stiefmutter (the ambitious

step-mother)« fand, aus der juristischen Laufbahn zur ausschließlichen Beschäftigung mit der Bühnendichtung trieb; doch war er später unter dem Herzog von Queensberry in Staatsdiensten und wurde auch von Georg I. begünstigt, der ihn zum gekrönten Dichter und Hafenzoll-Aufseher ernannte. Seinen Geschmack mag man danach beurtheilen, daß er einen großen Theil seines Lebens auf eine Übersetzung der Pharsalia des Lucanus verwandte; auch läßt sich daraus schließen, daß es vorzüglich das rhetorische Element in Shakespeare war, was ihn zu diesem hinzog. Sein beliebtestes Stück: »Die schöne Büßende (the fair penitent)« ist auch am geeignetsten, die totale Armuth seiner Phantasie zu beweisen. Hier finden wir einen aus edlem Geschlecht entsprossenen, aber verarmten jungen Mann, Namens Altamont, den der reiche Sciolto aus Genua als Sohn aufnimmt und zum Gemahl seiner Tochter Calista bestimmt. Diese aber ist früher von Altamont's Feinde Lothario, einem vollkommnen Roué, verführt worden, liebt ihn noch immer und bittet ihn in einem Billet um eine letzte Zusammenkunft, welches Lothario leichtsinnig verliert und Horatio, Altamont's Freund und Schwager, findet. Der zweite und dritte Akt ist mit Horatio's vergeblichen Versuchen, zuerst die störrische Calista, dann den verliebten Altamont zu warnen, angefüllt. Im vierten Akt findet die Zusammenkunft Lothario's und Calista's wirklich Statt. Altamont belauscht sie und ersticht Lothario, und der alte Sciolto, empört über das Betragen seiner Tochter, sinnt nun auf eine fürchterliche Rache für seine gekränkte Ehre. Im fünften Aufzuge sehen wir demgemäß ein schwarz ausgeschlagenes Gemach, auf der einen Seite Lothario's Todtenbahre, auf der andern einen Tisch mit einem Todtenkopfe, einem Gebetbuch und einer Lampe, Calista in schwarzen Kleidern, mit aufgelöst'en Haaren, ruht auf einem Lager. Sciolto kommt, hält ihr ihr Vergehen vor und übergiebt ihr einen Dolch. Sie versteht seine Meinung, und als sie nun noch überdies erfährt, ihr Vater sei, nachdem er sie verlassen, von Lothario's Freunden tödtlich verwundet, ersticht sie sich. Der dem Tode nahe Sciolto

wird hereingeführt und kann der Sterbenden noch seine Vergebung verkündigen, dann stirbt auch er. Altamont ist vor Schrecken verstummt, Horatio aber übernimmt das Geschäft des Chors und zeigt, was man aus solchen Beispielen lernen könne, daß man sich nämlich vor ungesetzlicher Liebe zu hüten habe. Die englische Theaterchronik hat uns eine auf dieses Stück bezügliche Anekdote aufbehalten, die ergötzlich ist, weil hier der Zufall dafür sorgte, die von dem unwahrsten Gefühl diktirte, innerlich hohle Prunk- und Rührscene des fünften Akts in ihr Nichts aufzulösen und in das lustigste Possenspiel zu verwandeln. Im Jahre 1699 spielte Powell den Lothario und sein Garderobendiener Warren stellte, ohne daß sein Herr es wußte, im letzten Aufzuge den todten Lothario vor. Mitten in der weinerlichen Scene ruft Powell über seinen Bedienten, der von seiner Bahre aus laut antwortet. Der Herr weiß nicht, woher die Stimme kommt, wird ungeduldig und bricht in ein gelindes Donnerwetter aus. Warren kennt das hitzige Temperament seines Herrn, er hält sich nicht mehr, er springt auf und will davon, bleibt aber unglücklicher Weise mit seinem Trauerflor in den Handhaben der Bahre sitzen und zieht diese nun hinter sich her. Das ausbrechende Gelächter und Geschrei des Publikums macht ihn ganz verwirrt. Er stolpert, immer die Bahre als Schweif nach sich ziehend, über Calista und reißt den Tisch mit Lampe, Buch und Todtengebeinen zu Boden, bis er sich endlich aus der Verwickelung losmacht und davon eilt. Das Stück endet hiermit unter unauslöschlichem Gelächter der Zuschauer.

Als Repräsentant der erwähnten Zerflossenheit, Maß- und Formlosigkeit kann William Congreve (1672—1728) gelten, der gleichfalls der juristischen Laufbahn untreu wurde, weil er schon in seinem ein und zwanzigsten Jahre mit seinem Lustspiele: »Der alte Junggeselle (the old batchelor)« so großes Glück machte, daß ihm nicht nur Lord Halifax, der Mäcenas jener Zeit, mehre einträgliche Sinekuren verschaffte, sondern daß ihm auch, nach-

dem er noch einige andere Lustspiele geschrieben hatte, ein Antheil an der Einnahme des neueröffneten Theaters in Lincoln's-Inn Fields unter der Bedingung zugesichert wurde, daß er jährlich ein Stück für diese Bühne lieferte. Obgleich er diese Bedingung nun nicht erfüllte, so blieb das Glück ihm doch treu: er war und blieb der allgemeine Liebling und erhielt zuletzt das Sekretariat für Jamaica und andere Ämter, so daß er ein jährliches Einkommen von 1200 Pfund hatte. In dieser bequemen Lage hatte er das Dichten ganz aufgegeben, und als Voltaire ihn besuchte, that er, als verdanke er diese Ehre nicht seinem Dichterruhm, sondern seiner bedeutenden Stellung, weshalb der witzige Franzose äußerte: Hätte ich gewußt, daß er bloß ein vornehmer Herr wäre, so würde ich ihn nicht besucht haben. Obgleich er durch seine Lustspiele auch die kritische Schule gewonnen hatte, und Steele und Pope ihn durch Dedikationen ehrten, so war es doch die Kritik, die ihm das Dichten verleidete. Der Zelot Jeremy Collier hatte nämlich in seiner »kurzen Übersicht über die Unsittlichkeit und Gottlosigkeit der englischen Bühne (A short view of the immorality and profaneness of the english stage)« in welcher er das Theater von dem Standpunkt des engherzigsten religiösen Fanatismus aus verdammte, auch einige Stücke Congreve's auf das Herbste angegriffen. Congreve vermochte mit dem groben Manne nicht fertig zu werden und zog es vor, sich durch Schweigen gegen ähnliche Insulten zu schützen. Sein einziges Trauerspiel: »Die trauernde Braut (the mourning bride)« ist zwar auf der Spur der Shakespearischen Romantik in Unnatur und schwülstige Breite verfallen, indessen machte, selbst in den Augen einer jetzt immer mächtiger werdenden kaltverständigen Kritik, die ausgesprochene moralische Tendenz Alles wieder gut, und das Stück wurde so allgemein gepriesen und als ein Meisterwerk betrachtet, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, seinen Inhalt hier zu skizziren und an dieser Thatsache, die für sich spricht, zu zeigen, was aus dem Shakespearischen Drama geworden war.

Almeria, die Tochter des Königs Manuel von Granada, ist früher als Geißel an den Hof des siegreichen Königs Anselmo von Valencia geführt und dort zur Gemahlin für Anselmo's Sohn Alphonso bestimmt worden. Indessen haben sich die Verhältnisse später geändert: das Glück hat den König Manuel begünstigt, Anselmo ist gefangen, seine Hauptstadt erobert. Almeria ist mit ihrem Verlobten Alphonso und dessen Mutter auf einem Schiffe entflohen und hier mit demselben in dieser bedrängten Lage getraut, dann aber ist das Schiff an der Afrikanischen Küste gestrandet, und, wie Almeria glaubt, Alles ertrunken, nur sie selbst ist von den verfolgenden Schiffen ihres Vaters gerettet worden. Beim Beginn des Stückes ist auch Anselmo in der Gefangenschaft gestorben, und Almeria, in tiefer Trauer über seinen und Alphonso's Tod, schwört, diese Trauer ewig fortzusetzen und nie zu heirathen, während der Jubel der Menge die Heimkehr ihres Vaters Manuel von einem neuen siegreichen Zuge verkündet und sie wohl weiß, daß der junge Garcia, des alten Raths Gonsalez Sohn, von ihrem Vater in seiner Bewerbung um ihre Hand begünstigt wird. König Manuel erscheint mit einem prächtigen Zuge, die Gefangenen in Ketten hinter sich. Er ist in seiner hochfahrenden Siegesfreude sehr erzürnt über seiner Tochter Trauerkleider, sie schützt ein Gelübde vor, das sie nach ihrer Rettung gethan, sich ein Jahr lang dem Himmel zu widmen. Ohne Rücksicht darauf verlobt er sie dem tapfern Garcia und setzt die Hochzeit auf morgen an. Almeria wagt nicht zu widersprechen und wird ohnmächtig hinausgeleitet. Unter den Gefangenen ist auch die Königstochter Zara und der tapfere Osmyn. Der König ist von ihrer Schönheit bezaubert, er empfängt sie wie seine Herrin, erklärt sie für frei und läßt auch Osmyn entfesseln, dessen düstere Haltung Zara aus seinem Schmerz über den Verlust seines Freundes Heli erklärt. (Erster Akt). Almeria begiebt sich in dem Dunkel der Nacht in eine Kirche, wo sich Anselmo's Grabmal befindet, um dort ihre Gelübde feierlich zu wiederholen. Da taucht aus der

Tiefe des Grabgewölbes Osmyn hervor, und es ergiebt sich, daß er der längst todt geglaubte Alphonso sei, der an der Küste Afrikas durch Zara gerettet ist. Die Freude der lange getrennten Gatten wird noch gesteigert, als auch Heli zu ihnen tritt, der Freund Alphonso's, der eigentlich Antonio heißt. Nahende Schritte verscheuchen die glückliche Almeria. Es ist Zara, sie liebt Osmyn mit glühender Leidenschaft, sie hält ihm vor, daß sie ihn gerettet, daß sie seinetwegen ihren Gemahl zu dem unglücklichen Kriege mit Manuel beredet habe. Er bleibt kalt, ihr Zorn entbrennt, und als jetzt der König kommt, der sie aufsucht, klagt sie Osmyn einer frevelhaften Liebe an, und dieser wird ins Gefängniß geführt und zu einem qualvollen Tode bestimmt. (Zweiter Akt). Osmyn empfängt im Kerker den tröstenden Besuch seines Freundes Heli, der ihn von einer sich bildenden Verschwörung unter seinen alten Unterthanen in Valencia unterrichtet und ihm empfiehlt, Zara's Hilfe nicht zu verschmähen. Zara kommt verschleiert, sie kann ihre Liebe nicht vergessen, sie ist gerührt und verspricht dem Geliebten Befreiung. Kaum aber hat sie ihn verlassen, als Almeria eintritt, die sich auch Eingang verschafft hat. Osmyn's überströmende Freude wird nur durch den Gedanken an Almeria's nahe Vermählung getrübt. Da kommt Zara plötzlich zurück, sie hat schon den Befehl des Königs, Osmyn frei zu lassen, aber sie bemerkt die fortschleichende Almeria, vergeblich versucht Osmyn, sich zu verstellen, Zara entbrennt in wüthender Eifersucht. Da gesteht Osmyn denn die Wahrheit, und Zara empfiehlt im Weggehen den Wachen die strengste Aufmerksamkeit auf den Gefangenen. (Dritter Akt). König Manuel ist indessen von den heimlichen Umtrieben in Valencia und von Heli's Flucht benachrichtigt worden und hat Osmyn's Tod beschlossen. Abermals erwacht Zara's Mitleid, und auf den Rath ihres Vertrauten Selim beredet sie den König, die Hinrichtung durch ihre »Stummen« vollziehen zu lassen, weil den Garden nicht mehr zu trauen sei. So hofft sie den Geliebten zu retten. Aber ihr laut ausgesproche-

ner Befehl, Keinen, auch nicht die Prinzessin, ins Gefängniß zu lassen, erweckt des alten Gonsalez Verdacht: er ahnt die Wahrheit und räth dem König, Almeria schlau über ihre Theilnahme an Osmyn zu befragen und sie mit seinem bevorstehenden Tode zu ängstigen. In dem Gespräche mit Almeria wirft der König listig hin, er wisse, daß Alphonso lebe; Almeria verzweifelt und verräth in ihrem Schmerze die Wahrheit, daß Osmyn Alphonso sei. Der König ist im höchsten Zorn, Almeria wünscht nur noch den Tod. Auch Gonsalez ist bestürzt, er hat aus Almeria's Äußerungen ersehen, daß sie Alphonso's Weib ist. Das kreuzt die beabsichtigte Heirath mit seinem Sohne Garcia, er fürchtet, der König möge sich erweichen lassen, und giebt daher auf alle Fälle seinem Vertrauten Alonzo den Auftrag, sich den Anzug eines jener Stummen zu verschaffen, und müßte es einen solchen auch das Leben kosten. (Vierter Akt). Der König ertappt einen der Stummen, der einen Brief von Zara an Alphonso überbringen soll. Der treue Stumme ersticht sich, als ihm der Brief entrissen wird, und Alonzo benutzt dies, dem Auftrage seines Herrn gemäß, sich seiner Kleider zu bemächtigen. Aus dem Briefe ersieht der König Zara's Liebe zu Alphonso, sein Zorn ist nun aufs Höchste gestiegen, so daß er seine tyrannische Laune auch gegen seinen Diener Perez ausläßt, den er nicht nur beschuldigt, daß er sich habe von Zara bestechen lassen, Osmyn's Kerker zu öffnen, sondern zuletzt sogar schlägt. Endlich trägt er ihm auf, Alphonso zu tödten und ihm dann dessen Kleider zu bringen, weil er in dieser Verhüllung Zara im Kerker empfangen und sie ihres Verraths auf der That überführen will. Als Zara eintritt, eilt der König fort, weil er sie jetzt haßt. Sie ahnt Schlimmes und trägt dem treuen Selim auf, ihr von den noch übrigen Stummen zwei Becher mit Gift bereiten zu lassen, durch die sie zuerst Osmyn, dann sich tödten will. Die letzte Scene spielt im Kerker. Gonsalez schleicht, als Stummer verkleidet, herein und begiebt sich in ein dunkles Seitengemach, um Alphonso, den er dort glaubt, zu tödten. Bald stürzen sein Sohn

Garcia und sein Vertrauter Alonzo in den Kerker, nach ihm rufend und hastig fragend. Als er auf das Geräusch wieder eintritt, erzählen sie ihm von einem Aufstand, der sich zum Palaste wälze, und an dessen Spitze der vom Könige schwer beleidigte Perez und der befreite Alphonso ständen. Gonsalez bezweifelt die Wahrheit dieser Nachricht und weist Garcia triumphirend in das Seitengemach. Als dieser aber hineineilt, findet er — den ermordeten König. Alle sind bestürzt, indessen beschließen sie, den Aufrührern entgegen zu eilen, vorher aber schneidet Alonzo, um das Geschehene zu verbergen, dem Leichnam des Königs den Kopf ab und versteckt denselben in einem Winkel des Kerkers. Nun tritt Zara ein und glaubt in dem verstümmelten Leichnam den ermordeten Osmyn-Alphonso zu erkennen; sie tödtet zunächst auf gut Orientalische Weise ihren Vertrauten Selim, weil er ihr einen trüglichen Rath gegeben, trinkt dann das Gift und stirbt an der Brust des Todten. Darauf kommt Almeria, gleichfalls verzweifelnd; als sie die Leichen Zara's und, wie auch sie glaubt, Alphonso's erblickt, läßt sie sich von den Stummen die noch übrige Giftschaale reichen. Aber ehe sie trinkt, will sie den Geliebten noch einmal küssen, aus Schrecken vor dem kopflosen Leichnam aber läßt sie glücklicher Weise die Schaale fallen. Denn in diesem Augenblicke kommen der ächte Alphonso, Heli und Perez als Sieger, Garcia als Gefangener. Alphonso erzählt Alles, wie Gonsalez und sein Vertrauter Alonzo gefallen sind und sterbend des Königs Tod berichtet haben, er umarmt die über ihren Vater weinende Almeria, bemitleidet die todte Zara und schließt damit, daß dies Alles beweise, wie die Tugend oft zwar spät, aber doch sicher belohnt werde.

Indessen war am Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in der Denkweise, der Sitte und den Neigungen der Engländer eine Veränderung vorgegangen, aus der sich später allmälig das herausbildete, was wir noch jetzt als englischen Nationalcharakter bezeichnen müssen. Zunächst tritt seit

Jakobs II. Vertreibung und unter des ernsten und thätigen Wilhelms III. Regierung (1688—1702) die schon oben erwähnte praktische Natur des Engländers immer mehr in den Vordergrund; unter einer sich zu immer größerer Freiheit entwickelnden Verfassung wurde sein Interesse für Staatsverwaltung und Politik bald ein ausschließliches, und die im Auslande mit den Waffen geführten großen europäischen Kriege, so wie die daheim auf parlamentarischem Wege auszufechtenden Kämpfe der beiden von jetzt an sich gegenüberstehenden politischen Parteien, der Whigs und der Tories, mußten die naive und reine Theilnahme an der illusorischen Welt der Bühne aufheben oder wenigstens schwächen. Wie würdig des freien Mannes die Beschäftigung mit dem Staat, seiner Einrichtung und Verwaltung nun auch ist, so führten doch die Praxis des rastlosen politischen Parteienkampfes und die vorzugsweise Richtung der seefahrenden Nation auf Handel und Erwerb mit der Zeit einen Kultus des Nützlichen herbei, der dem Gedeihen der Kunst überhaupt nicht vortheilhaft sein konnte, indem sie bald als ein Spielwerk, als eine beiläufige Beschäftigung, als eine Erholung von wichtigern Geschäften betrachtet wurde. Ein zweites Element, welches jetzt in dem englischen Nationalcharakter entschiedener hervortrat, war eine kalte Verständigkeit, die sich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts als ein aus der Lockeschen Philosophie hervorgegangener Skepticismus und auf dem religiösen Gebiete als Freigeisterei documentirte. Dieser englische Deismus war als Reaktion gegen den religiösen Fanatismus der Puritaner und bei der Nahrung, die eine solche Denkart unter des frivolen Karls II. Regierung finden mußte, erklärlich, ja sein Kampf gegen eine starre Orthodoxie und eine Bigotterie, die alle Blüthen vom Leben abstreifte, konnte sogar verdienstlich genannt werden. Aber er artete nur zu bald aus in eine allgemeine Begeisterungslosigkeit, eine vollkommene Unfähigkeit, sich für die Idee zu opfern, und seine ziemlich unverholene Selbstsucht suchte sich hinter einer von der Religion losgerissenen trockenen

Moral zu verbergen. Der Einfluß dieser veränderten Weltanschauung mußte denn auch in der Literatur sichtbar werden. Er zeigte sich zunächst in einer Geringschätzung jener aus der tiefsten Begeisterung hervorgegangenen Poesie, die eine ewige Ehre der englischen Nation hätte sein sollen, wie sie ein Gegenstand der Bewunderung und eine Quelle des Genusses für alle übrigen Völker wurde. Der Alterthumsforscher Rymer (seine Abhandlung über die Tragödie ist von 1693) zerriß mit einer wahren Wuth Shakespeare's Lorbeerkranz: er meinte, in dem Wiehern eines Pferdes oder dem Heulen eines Hundes sei mehr Sinn, ein eben so lebendiger Ausdruck und, man könnte sagen, mehr Menschlichkeit, als oft in den tragischsten Erhebungen Shakespeare's. Auch Shaftsbury hielt Shakespeare und Milton für veraltet. Die neue Richtung in der Literatur ging durchaus von der Reflexion aus: Dryden und Pope waren zuerst Kritiker und dann erst Dichter. Ihren Mittelpunkt fand diese Richtung in Steele's und Addison's moralischen Wochenschriften, dem Schwätzer (the Tatler) und dem Zuschauer (the Spectator), die mit ihrem seichten Allerweltsraisonnement, mit ihrem glatten moralisirenden Geschwätz, mit ihren reflektirten Trivialitäten Jedermann zugänglich waren und bald Jedermann zu ähnlichem oberflächlichen Geplauder veranlaßten. Das eigentliche Wesen der Produktionen, die von der an Steele und Addison sich anschließenden Schule ausgingen, bestand in der vollkommensten Poesielosigkeit; hier ist keine Spur von Begeisterung oder von Erhebung des Gewöhnlichen in das heitere Reich der Kunst, hier ist Nichts als die dürrste Prosa des Alltagslebens, wie es denn Steele seinem Freunde Addison ausdrücklich nachrühmt, daß Leben und Sitten von ihm nie idealisirt seien, daß er strenge bei der Natur, d. h. bei der Wirklichkeit bleibe, und daß sein Humor ihm nur diene, den häuslichen Scenen und Alltagsereignissen Neuheit und Interesse zu geben. Dennoch glaubten die Dichter dieser Periode, die von der auf Wilhelm III. folgenden Regentin das Zeitalter der Königin Anna (1602—1714)

genannt wird, in der höchsten Gattung der Poesie, im Drama, »die gemeine Wirklichkeit der Dinge« in Etwas idealisiren zu müssen. Sie thaten dies auf doppelte Art, einmal durch äußerlich hinzugefügten Schmuck, durch eine gewisse äußere Eleganz, indem sie die Form, als etwas von dem Inhalt ganz Abgetrenntes, wie sie es nannten, reinigten und regelten, dann aber, indem sie dem Drama durch eingestreuete Reflexionen den Anspruch auf unmittelbare sittliche Belehrung sicherten. Bei diesem zwiefachen Streben nach eleganter Regelmäßigkeit und der Darlegung einer deistischen Moral mußte den englischen Dramatikern die französische Tragödie als mustergiltig erscheinen, von der diese ganze Literaturrichtung zum Theil sogar ausging. So verfehlte denn die Poesie aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. nicht, ihre alle Literaturen Europas unterjochende Zauberkraft auch auf die Engländer auszuüben, ungeachtet diese gerade im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit den Waffen in der Hand die glänzendsten Siege über die Franzosen davontrugen. Eine Neigung zu unlebendigen, künstlichen, nicht nationalen Formen zeigt sich bei den meistentheils in dem Studium der Alten erzogenen englischen Dramatikern freilich schon darin, daß sie es zu verschiedenen Zeiten versuchten, dem englischen Drama den Zuschnitt der antiken, griechischen Tragödie aufzudrängen, wie wir denn unter Shakespeare's Zeitgenossen schon Ben Jonson und den Grafen von Sterling, später Lewis Theobald (den Herausgeber Shakespeare's) und Edmund Smith in diesem Bestreben thätig finden, welche letzteren ihre Bearbeitungen des Sophokles und Euripides sogar wirklich auf die Bühne brachten. Indessen konnten diese Bestrebungen doch keinen dauernden Einfluß auf die Literatur gewinnen. Von viel größerm Geräusch waren die ersten Versuche, das französische Drama in England heimisch zu machen, begleitet. Ambrose Philips (1671—1749), der später verschiedene einträgliche Ämter bekleidete, war sogleich nach seiner Studienzeit einer der eifrigsten Besucher von Button's Kaffeehaus geworden, wo sich damals die Schöngeister Lon-

dons zu versammeln pflegten, und hatte sich von da an Steele's besonderer Protektion zu erfreuen. Als daher i. J. **1712** seine Bearbeitung der langweiligen Racineschen Andromache unter dem Titel: »Die unglückliche Mutter (the distrest mother)« auf die Bühne gebracht wurde, war nicht nur ein ganzes Blatt des Spectator schon vor der Aufführung des Stücks der Anpreisung desselben gewidmet, sondern ein anderes wurde auch, während es noch spielte, geschrieben, um den Eindruck, den es gemacht hätte, zu schildern, so wie denn auch ein auserwähltes Auditorium im Schauspielhause versammelt war, um es zu beklatschen. Die Übertragung von Voltaire's Merope und Zaïre übernahm Aaron Hill (**1684—1749**), der schon in seinem funfzehnten Jahre eine Reise in den Orient gemacht, von derselben aber Nichts mitgebracht hatte, als den Geschmack für die französische Tragödie, die er der englischen Bühne anzupassen versuchte, wie er sein ganzes Leben mit den verschiedensten Versuchen, z. B. Öl aus Buchnüssen zu gewinnen, ein neues Schiffsbauholz zu entdecken oder Pottasche zu machen, ausfüllte. Seine Zara (Zaïre), die er, wie die Biographia Dramatica mit unverschämtem britischem Hochmuth behauptet, durch seine Übersetzung so in sein Eigenthum verwandelt haben soll, daß man nicht mehr wisse, ob er oder Voltaire der Verfasser zu nennen sei, diente ihm, den Kampf des Herzens mit einem aufgedrungenen Glauben im Geiste der Zeit darzustellen. Daß man aber von der modernen Aufklärung einem im Ganzen sehr orthodoxen, ja selbst bigotten Publikum noch keine allzustarke Dosis zu bieten wagte, geht aus dem Schicksale hervor, welches Hughes' im französischen Geschmack verfaßte Tragödie: »Die Belagerung von Damaskus (the siege of Damascus)« hatte. Hughes (**1677—1719**), gleichfalls ein Freund Steele's, talentvoll (er war nach Steele's Versicherung in der Musik, Poesie und Malerei gleich ausgezeichnet), aber sehr schwächlich und kränklich von Jugend auf, hatte die erwähnte Tragödie i. J. **1718** der Verwaltung des Drury Lane Theaters eingereicht; allein diese wollte sie

nur unter der Bedingung annehmen, daß der Autor den Charakter des Phocyas ändere, welcher im Original zum Mahumedanismus übertrat. Die Leute behaupteten, er könne kein Held sein, wenn er seine Religion vertausche, und das Publikum würde seinen Anblick nach seiner Religionsänderung nicht ertragen, wie lebhaft seine Reue auch geschildert werden möchte. Hughes, der damals sehr leidend war und seinen Verwandten gern auf alle Fälle die Autoreinnahme sichern wollte, verstand sich zu der verlangten Umarbeitung, und ein eigenthümlicher Zufall wollte, daß sein Stück in derselben Nacht des Jahres **1719** zum erstenmal über die Bühne ging, in welcher er an der Schwindsucht starb. Wie das Stück jetzt ist, will der tapfere Phocyas, der die Tochter des Eumenes, des Gouverneurs von Damaskus, liebt, sie aber von dem Vater nicht erhalten kann, ja von ihm auf das Undankbarste behandelt wird, mit seiner Geliebten fliehen, wird aber von den die Stadt belagernden Saracenen gefangen, während seine Geliebte in die Stadt zurückeilt, und läßt sich, von Rache und Liebe gestachelt, bewegen, die Muselmänner in die Stadt zu führen, obgleich er den Übertritt zum Islam standhaft verweigert. Er rettet dann die einem Vertrage gemäß abziehenden Christen, die von einem Theil der Saracenen treulos überfallen werden, mit Aufopferung seines eignen Lebens und sühnt so seine Schuld, seine Braut aber geht ins Kloster. Das Ganze ist hölzern, leblos und trocken, und die Charaktere sind im Vergleich mit den Shakespearischen auf eine merkwürdige Weise unentwickelt.

Diese kalte, nüchterne und steife französische Manier wurde bald die herrschende im englischen Drama, und selbst die in andern Gebieten der Poesie als Klassiker geltenden Dichter der Engländer, wie Dryden, Thomson und Young, waren doch als Dramatiker nichts als langweilige Reflexionspoeten. Um diese ganze Schule zu charakterisiren, genügt es, Ein Drama näher zu betrachten, das zu seiner Zeit von der Kritik als ein Epoche machendes Meisterwerk gepriesen und selbst von dem Publikum mit unge-

wöhnlicher Theilnahme aufgenommen wurde. Es ist der Cato von Addison (1672—1719), dem glücklichen Schriftsteller, aber sehr unglücklichen Staatssekretair, ein Stück, welches einst auch in Deutschland allgemein bekannt war, der jetzigen Generation aber schwerlich noch ebenso gegenwärtig sein möchte.

Portius und Marcus, Cato's Söhne, der erste sanft und mild, der andre leidenschaftlich und heftig, exponiren den Stand der Dinge, des ehrgeizigen Caesar's Übergewicht, ihres Vaters unerschütterliche Haltung. Marcus gesteht dem Bruder seine heftige Leidenschaft für des Senators Lucius' Tochter Lucia, die auch Portius heimlich liebt. Dann lernen wir Sempronius kennen, der eine Begeisterung für die römische Sache erheuchelt, aber eigentlich ein Verräther ist, weil ihn Cato's Tochter Marcia verschmäht hat, wie wir aus einem Gespräch mit seinem Mitverschwornen, dem Numidier Syphax, ersehen. Syphax sucht auch seinen jungen Prinzen Juba durch die Erinnerung an die alte Freiheit seines Volks und den Tod seines Vaters für seine Sache zu gewinnen. Allein Juba verehrt Cato's Tugend zu sehr, erkennt die welthistorische Bedeutung der Römer und liebt außerdem gleichfalls Marcia. Alle Bemühungen des Syphax werden daher durch Marcia's und Lucia's Erscheinen vernichtet. Marcia ist aber kalt gegen Juba und ermuntert ihn nur zum tapfern Kampf. Nach seiner Entfernung gesteht Lucia ihrer Freundin ihre Liebe für Portius, beide Mädchen sind wegen Marcus' leidenschaftlicher Heftigkeit besorgt. (Erster Akt). In der Versammlung des Senats verlangt Cato, daß ein Entschluß gefaßt werde. Sempronius ist mit großen Worten für den Krieg gegen Caesar, der sanfte Lucius für den Frieden. Cato erwägt beide Meinungen, erklärt sich dann aber auch für Widerstand. Decius, ein Abgesandter Caesar's, wird eingeführt und bietet dem Cato, den Caesar persönlich schätzt, in Caesar's Namen Frieden an, Cato aber weist ihn herbe zurück und verlangt vom Caesar, er solle zuvor Rom wieder freigeben. Der Senat, von solchem großen

Sinn begeistert, beschließt nun Krieg und entfernt sich dann. Cato theilt den gefaßten Entschluß dem jungen Juba mit, der ihm vergeblich räth, sich ins innere Afrika zurückzuziehen. Juba wagt es, von seiner Liebe zu Marcia zu sprechen, aber Cato weist ihn strenge zurück, weil jetzt nicht Zeit zu solchen Dingen. Juba ist dadurch auf das tiefste gedemüthigt. Diese Stimmung sucht Syphax für seine Zwecke zu benutzen und, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, schlägt er vor, Marcia mit Gewalt zu entführen. Juba geräth über diesen ehrlosen Vorschlag in den heftigsten Zorn, schilt den Syphax einen Verräther und wird nur mit Mühe dadurch besänftigt, daß Syphax ihn an seine treuen Dienste erinnert. Syphax aber kann seinerseits die empfangene Beleidigung nicht vergessen und ist nun völlig zum Verrathe entschlossen. Er bespricht mit Sempronius, der durch den Abgesandten Decius schon Caesar selbst von seinen Plänen in Kenntniß gesetzt hat, alles Nöthige, und es wird bestimmt, das Senatshaus solle erstürmt werden. (Zweiter Akt). Marcus bittet in einem vertraulichen Gespräche mit seinem Bruder Portius diesen, bei Lucia für ihn zu werben. Portius geräth dadurch in eine eigene Verlegenheit; dennoch trägt er der Geliebten des Bruders unglückliche Leidenschaft vor, und Lucia gelobt, zur Verhinderung jedes Unheils, beide Brüder gleichmäßig zu meiden. Portius ist darüber bestürzt und giebt daher dem in ihn dringenden Bruder nur einsilbige Antworten, indem er dem Stürmischen statt von Lucia's Liebe von ihrem Mitleid spricht, wodurch Marcus seinerseits gereizt wird. Da ertönt lautes Geschrei und die Brüder eilen fort. Die Aufrührer haben sich vor dem Senatshause zusammengerottet, von Sempronius geleitet, der sich aber persönlich unter Cato's Umgebung mischt, um, wie er vorgiebt, im Fall eines unglücklichen Ausgangs den Freunden nützlich werden zu können. Cato tritt unter die Verschwornen und entwaffnet sie leicht durch einige erhabene Worte. Sempronius, den die Fügsamkeit der Empörer aufs höchste verdrießt, räth zu strenger Bestrafung derselben, Lu-

cius ist wieder für die Milde. Cato aber erklärt sich für die Strenge, und Sempronius läßt die getäuschten Aufrührer, welche schon durch ihn gerettet zu sein glauben, wirklich zur Bestrafung abführen. Syphax, jetzt zum Verrath entschlossen, räth zur offenen Flucht in Caesar's Lager. Sempronius ist damit einverstanden, nur will er Marcia mitnehmen. Allein wie zu ihr gelangen? Nur ihre Brüder und Juba werden bei ihr eingelassen. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, verspricht Syphax, dem Sempronius ein Kleid des Juba zu verschaffen. (Dritter Akt). Marcia und Lucia sind wiederum im vertraulichen Gespräch, diesmal gesteht Marcia ihre Liebe zu Juba. Kaum sind sie fort, so schleicht Sempronius in Juba's Kleidern mit einigen Numidiern herein, um den beabsichtigten Raub auszuführen. Aber Juba kommt darüber zu, es entspinnt sich ein Zweikampf, Sempronius fällt. Lucia und Marcia kehren, von dem Schwertergeklirr herbeigerufen, zurück. Marcia glaubt in dem Todten Juba zu erblicken, sie trauert über der Leiche und spricht ihre Liebe offen aus. Der lebende Juba aber belauscht sie, er stürzt hervor und ist nun glücklich. Cato erscheint mit Lucius, er ist schon von Sempronius' Verrath unterrichtet. Da kommt Portius und erzählt, daß Syphax mit seinen Numidiern das Thor zu gewinnen suche, wo Marcus Wache hält. Cato bleibt ruhig, Lucius' Vorschläge, sich an Caesar zu ergeben, verwirft er. Juba wird, trotz des Verrathes seines Volks, gütig von ihm aufgenommen. Portius, der inzwischen wieder hinausgeeilt ist, kehrt jetzt zurück und verkündet, daß Marcus gefallen sei, nachdem er zuvor den Syphax durchbohrt habe. Cato zeigt eine großartige Fassung. Unter einem Trauermarsch wird Marcus' Leichnam hereingetragen, Cato spricht wieder erhabene Worte und trifft einige letzte Bestimmungen in Betreff seiner Freunde. (Vierter Akt). Cato allein, mit Plato's Buch über die Unsterblichkeit und einem gezogenen Schwerte, philosophirt über den Tod. Portius beschwört ihn, die Welt nicht zu verlassen, Cato beruhigt ihn und geht dann, um zum letztenmal zu ruhen.

Marcia und Lucia sind in heftiger Bewegung, indessen berichtet Lucius, daß Cato ruhig schlafe. Juba hat die Stellung des Feindes recognoscirt, Portius ist mit neuer Hoffnung erfüllt, weil eine Botschaft von Pompejus aus Spanien die Möglichkeit eines längern Widerstandes zeigt. Da hört man ein Stöhnen, Portius sieht nach, was es bedeute. »O Anblick voll Entsetzen!« Cato hat sich erstochen. Er wird in einem Stuhl hereingetragen, verbindet Portius mit Lucia, Juba mit Marcia, spricht noch einige heroische Worte, wird aber zuletzt doch unsicher, ob er recht gethan, und stirbt. Portius schließt mit einer Betrachtung über die Schrecken der Bürgerkriege.

Wenn wir diese Tragödie jetzt lesen und uns berichtet wird, daß sie i. J. **1713** bei ihrem ersten Erscheinen achtzehn Nächte hinter einander gespielt wurde, so muß uns ein solcher Erfolg billig in Verwunderung setzen. Indessen, geben wir auch Nichts auf die Art, wie der bissige Dennis diese Thatsache erklärt, wenn er behauptet, Addison hätte durch vorausgegangene Debatten in dem Spectator über die von dem Hergebrachten ganz abweichende Handhabung der poetischen Gerechtigkeit in diesem Stücke die ganze Stadt in Spannung versetzt, so giebt uns doch Johnson genügenden Aufschluß darüber, welcher auf die Heftigkeit des damaligen Parteikampfes und Addison's Whigismus aufmerksam macht und erzählt, die Whigs hätten jede Zeile, in welcher das Wort Freiheit vorgekommen, als eine Satire auf die Tories beklatscht, und die Tories hätten das Echo gemacht, um zu zeigen, daß die Satire sie nicht träfe. Es geht uns daraus klar hervor, wie die naive Theilnahme für die Bühne verschwunden war, und wie nur das Tendenziöse noch Glück zu machen vermochte. Uns freilich, die diese Tendenz nicht mehr trifft, muß das Stück durchaus kalt und unerquicklich erscheinen. Wenn in Calderon's standhaftem Prinzen das Leiden des Helden zum Handeln, ja sogar zum höchst energischen Handeln wird, insofern nur dadurch dem Feinde des christlichen Glaubens ein empfindlicher Abbruch

geschieht, so ist dagegen Cato's Leiden ein völlig passives, zweckloses, undramatisches. Hier kämpft nicht Kraft mit Kraft, unterliegt nicht eine Kraft der andern, sondern die von Anfang an zum Widerstand unfähige, bald ganz verzweifelnde Schwäche ergiebt sich mit orientalischem Gleichmuth in das als unabänderlich angenommene Schicksal, besiegt zu werden. Zu dieser Verzweiflung ist übrigens in der Entwicklung des Stücks nicht das geringste Motiv gegeben: denn der lang ausgesponnene Verrath verunglückt völlig, und die Sachen stehen demnach am Schlusse des Stücks gerade so, wie im Beginne. Je weniger aber in dieser Tragödie gehandelt wird, desto tapferer wird darin gesprochen: es ist Alles leere, blasse Abstraktion, Alles dreht sich um die sogenannte Tugend, ein Wort, das durch solcherlei Gerede mit der Zeit einen unangenehmen Beigeschmack erhalten hat. Marcia's Tugend hält Juba in ehrfurchtvoller Entfernung, die Tugend verbindet Marcus und Portius zu Freunden, die Tugend Cato's sprengt die Empörer auseinander, wobei man sich über ihre Lenksamkeit oder auch darüber wundern kann, daß Cato diese Waffe nicht auch gegen Caesar's Soldaten in Anwendung bringt, die Tugend endlich giebt dem Cato das Schwert gegen sich selbst in die Hand, obgleich die Nachrichten aus Spanien und seine eigenen schließlichen Zweifel diese tapfere Tugend beinahe als Übereilung oder Feigherzigkeit erscheinen lassen. Diese Tugend Cato's ist stets erhaben, wortreich, salbungsvoll, nur mit der Freiheit des Staats beschäftigt, bis sie am Schluß plötzlich familiär wird und als Eheprokurator auftritt. Kurz, diese phrasenhafte Tugend des Helden kann uns eben so wenig Interesse einflößen, wie die übrigen tugend- und lasterhaften Figuren, die alle nur hohle Larven, aber keine vollen und ganzen Menschen sind.

Hatten die nach französischen Mustern sich bildenden Tragiker, die meistens Gelehrte waren oder der feinern Gesellschaft angehörten, in einer formellen Eleganz noch eine gewisse Idealität angestrebt, so mußte nun auch der letzte Rest derselben verschwin-

den, als Leute aus dem Bürgerstande sich berufen fühlten, als Dramatiker aufzutreten. Der religiöse Deismus hatte die Masse der Nation nicht durchdrungen; aber eine praktische Verständigkeit, eine überaus große Geltung des abstrakten Verstandes (des common sense), eine ausschließliche Schätzung des sogenannten Reellen, d. h. dessen, was man zählen und messen kann, hatte sich immer weiter verbreitet, und das praktisch, d. h. im Geschäftsleben Nützliche wurde für das einzig der Erwähnung und Anerkennung Werthe gehalten. Damit Hand in Hand ging eine zwar aus dem äußerlich streng festgehaltenen Christenthume hergeleitete Moral, die aber auch den Nützlichkeitspunkt vorzugsweise ins Auge faßte und daher bei den Männern besonders als bürgerliche Rechtlichkeit, bei dem weiblichen Geschlecht als eine bis zur Prüderie gesteigerte Ehrbarkeit erschien. Das Gefühl hatte sich aus der kalten Atmosphäre des öffentlichen Lebens ganz zurückgezogen und durfte sich nur noch im Kreise der Familie oder als einsamer Naturgenuß geltend machen: aber auch dieser, so wie er sich poetisch äußern wollte, nahm die verständige Form der Naturbeschreibung an. Brach sich das ächte, tiefe Gefühl dennoch auch in der Poesie seine Bahn, so war es wie über seine eigene Heftigkeit erschrocken, und der kalte Verstand ließ sogleich daneben ein Feuerwerk sprühenden Witzes aufsteigen, daß der Dichter, mit der Thräne im Auge, laut auflachen mußte über die tolle Mischung der Gegensätze in dieser sublunarischen Welt. Das gab denn das eigenthümlichste Produkt der englischen Weltanschauung, den britischen Humor, der die ihm zusagende Form im Romane fand. Bei den jetzt zu erwähnenden bürgerlichen Dramatikern aber war dergleichen nicht zu finden. Sie blieben innerhalb der Schranken der prosaischsten Verständigkeit, der gemeinsten Alltäglichkeit. Ihr einziger, bestimmt ausgesprochener Zweck war sittliche Belehrung; ihre Stoffe entnahmen sie aus dem Familienleben und der bürgerlichen Welt, der sie selbst angehörten, und über die ihr Blick nicht hinausreichte. Diese prosaischen Rechenkünstler wurden auf ihrem

Wege gleichfalls durch eine philisterhafte Kritik unterstützt und geleitet, deren Organ der gelehrte, aber über alles Maß trockene und hölzerne Samuel Johnson (1709—1784) war, der Shakespeare nur wegen seiner praktischen Axiome und seiner häuslichen Weisheit bewunderte und die Poesie stets das nützliche Vergnügen (useful pleasure) nannte. Der Erste, der mit einer Darstellung der unverfälschten Natur, wie es hieß, d. h. des gemeinen, aller Idealität entbehrenden Alltagslebens, zu rein moralischen Zwecken auf der Bühne Glück machte, wobei er sich denn auch, um die Sache ganz natürlich zu machen, der Sprache des gemeinen Lebens, der Prosa, bediente, war George Lillo (1693—1739), seines Zeichens ein Juwelier und übrigens ein stiller und rechtlicher Mann, dessen berühmtestes Stück: »George Barnwell,« unter dem Titel des Kaufmanns von London zu seiner Zeit auch dem deutschen Publikum vielfach Thränen der Rührung entlockt hat, jetzt aber in unserm Vaterlande wohl nur noch den Literatoren bekannt sein möchte.

Thorowgood ist ist ein redlicher Kaufmann, in dessen Diensten Trueman und George Barnwell stehen. Er hat eine einzige Tochter Maria, die ihres Reichthums und ihrer Schönheit wegen von vielen Adligen umworben wird, der er es aber ganz frei stellt, nach ihrer Neigung zu wählen. Von diesem Ehrenmanne werden wir zu der Buhlerin Millwood geführt: sie exponirt ihrer Dienerin Lucy ihre tiefe Verachtung gegen alle Männer, welche nur ihren eigennützigen Absichten dienen sollen, und entwickelt namentlich ihre Pläne auf den jungen, unerfahrenen George Barnwell, den sie eben zu sich bestellt hat. Er erscheint auch und wird von der Millwood über alles Maß dreister Zuvorkommenheit bald verleitet, dem Gebot seines Herrn zuwider zum Abendessen bei ihr zu bleiben (Erster Akt). Barnwell ist im tiefsten Kummer: denn schon ist er seiner Geliebten wegen zum Diebe geworden. Vergeblich dringt sein Freund Trueman in ihn, ihm die Ursache seines Kummers zu offenbaren. Auch macht Thorowgood ihm Vorhaltungen über sein un-

erlaubtes Ausbleiben, sichert ihm aber Vergebung zu und will aus übergroßer Güte sogar, als Barnwell auf dem Punkte steht, Alles zu entdecken, sein Geständniß gar nicht anhören. Barnwell beschließt indessen, sein Verhältniß zur Millwood aufzugeben. Da kommt diese selbst mit Lucy, sie hat sich unter dem Namen einer Freundin von Barnwell's Onkel Eingang verschafft, sagt, sie käme, um Abschied zu nehmen, weiß aber am Ende den schwachen Barnwell durch die Fabel von einem sie bedrängenden Vormund, der ihr das Ihrige geraubt, so zu erweichen, daß er ihr wieder einen Beutel mit Geld überliefert (Zweiter Akt). Schon wird Barnwell verdächtig, da er bei der Revision der Rechnungen die seinigen nicht vorgelegt hat. Bald erhält denn auch Trueman einen Brief von ihm, worin er seine Verbrechen bekennt und auf ewig Abschied nimmt. Maria, der Trueman diesen Brief im Vertrauen mittheilt, beschließt, die fehlenden Summen aus ihrer Tasche zu ersetzen und ihrem Vater Alles zu verbergen. Aber bei der Millwood wird bereits der Plan zu einem neuen Verbrechen gesponnen. Lucy theilt einem Diener der Millwood, Namens Blunt, mit, daß ihre Herrin Barnwell nicht nur seines letzten Geldes beraubt, sondern auch zu dem Versprechen verleitet habe, seinen reichen Onkel, der in der Nähe wohnt, zu ermorden, und Beide beschließen, dies Verbrechen zu hindern. Aber leider zu spät. Schon schleicht Barnwell in einem Wäldchen bei seines Onkels Landhaus herum; als der alte Herr herankommt, maskirt er sich. Der Onkel hat Todesahnungen: Barnwell wird dadurch erweicht und wirft die Pistole weg. Da aber entdeckt ihn der Onkel, und Barnwell sticht ihn in der Überraschung mit einem Dolche nieder (Dritter Akt). Thorowgood erhält durch Lucy die Anzeige von Barnwell's Verbrechen und dem beabsichtigten Morde und schickt einen reitenden Boten ab, denselben zu hindern, Maria erschrickt auf das heftigste und wird unwohl. Barnwell ist indessen in seiner Verzweiflung über den begangenen Mord zur Millwood gegangen. Als sie aber sieht, daß er den Mord gar nicht benutzt und überhaupt gänzlich den Kopf verloren hat,

läßt sie ihn plötzlich als Mörder verhaften, worauf er mit einem moralischen Spruche in Versen abgeht. Nun erscheint auch Thorowgood bei der Millwood und hält ihr ihre Sünden vor. Sie sucht sich Anfangs herauszulügen; als aber Lucy und Trueman mit Wache hereintreten, zieht sie eine Pistole hervor, die ihr indessen Trueman entreißt. Sie verflucht darauf alle Männer, die sie verführt haben, sagt gleichfalls ihre Moral in Versen her und wird abgeführt (Vierter Akt). Barnwell ist im Gefängniß von der tiefsten Reue ergriffen. Er nimmt einen rührenden Abschied von Thorowgood, dann von Trueman, endlich von Maria, die ihm noch schließlich ihre Liebe gesteht. Barnwell umarmt sie, spricht abermals einige belehrende Katechismus-Verse und wird dann zum Tode geführt. Zum Überfluß endlich schärft Trueman dem Publikum noch ein, daß man sich aus solchen Begebenheiten ein Beispiel nehmen müsse, das bloße Mitleid helfe zu nichts.

Einer Kritik dieses moralischen Rührеis, in welchem die Moral durch die Verstficirung gleichsam mit gesperrten Lettern gedruckt ist, kann ich mich füglich entschlagen. Wie richtig der Verfasser aber die Stimmung seiner Zeit und den Geschmack seines Publikums beurtheilt hatte, geht aus dem hervor, was uns von den Erfolgen des Stücks berichtet wird. Bei seiner ersten Aufführung i. J. 1731 hatten die Kritiker jener Zeit, die von dem Stücke nicht viel erwarteten, alle die Ballade, nach der es gearbeitet ist, und die bei dieser Gelegenheit in mehren tausend Exemplaren abgesetzt wurde, mitgebracht, um sie mit dem Schauspiele zu vergleichen. Aber bald gaben sie ihre kritische Vergleichung auf und legten ihre Balladen bei Seite, um nach den Schnupftüchern zu greifen. Noch ehrenvoller galt es, daß sogleich nach der ersten Aufführung des Stücks die Königin nach dem Drury-lane Theater sandte und sich das Manuscript des George Barnwell zum Durchlesen ausbitten ließ. Was aber der Sache die Krone aufsetzt, ist das, was der Schauspieler Roß von der Wirkung seiner Darstellung des George Barnwell berichtet, als er ihn i. J. 1752 gab. Der Doctor Barrowby

wurde nämlich zu einem jungen Handlungslehrling gerufen, welcher im Fieber lag. Der Doktor fand seinen Patienten aber besonders von einer Gemüthsunruhe afficirt, die ihm auffiel. Als er mit dem jungen Manne allein war, gestand dieser ihm nach vielem Zureden, daß er sich in eine unerlaubte Verbindung eingelassen und anvertrautes Geld zum Belaufe von **200** Pfund veruntreut habe. Nachdem er aber Roß als George Barnwell gesehen hatte, war er davon so heftig ergriffen worden, daß er keinen Augenblick mehr Ruhe hatte und nur zu sterben wünschte, um der ihn bedrohenden Schande zu entgehen. Der Doktor beruhigte den Patienten, indem er ihm das Geld, wenn sein Vater Anstand nehmen sollte, es zu bezahlen, selbst zu verschaffen versprach. Der Vater kam an, gab dem Sohne das Geld — sie weinten, küßten und umarmten sich. Der Sohn genas und wurde noch ein tüchtiger Kaufmann. Barrowby sagte deshalb zu Roß, als er ihm diese Geschichte erzählte, ohne den Namen des jungen Mannes zu nennen: »Sie haben in ihrem Stande Gutes gethan, und mehr vielleicht als mancher Geistliche, der am Sonntage predigte.« Später erhielt Roß einmal bei seinem Benefiz ein Geschenk von zehn Guineen mit den Worten: »Ein Tribut der Dankbarkeit von Einem, der dadurch hoch verpflichtet und vom Verderben gerettet ist, daß er Herrn Roß' Darstellung des Barnwell sah.« Mit Triumph setzt der englische Erzähler dieser Anekdote hinzu: »Was werden die boshaften Verläumder der Bühne dazu sagen?«

Unter denen, die die von Lillo eingeschlagene Bahn verfolgten, wird Edward Moore (gestorben **1757**), ein Leinwandhändler, der aber sein Geschäft seiner schriftstellerischen Arbeiten wegen aufgab, besonders ausgezeichnet. Er wird noch immer von den englischen Literarhistorikern zu den Klassikern gerechnet, obwohl sie selbst zugestehen, daß seine Stücke vom Publikum nur kalt aufgenommen wurden. Sein bekanntestes Schauspiel heißt: »Der Spieler (the gamester),« und ist gleichfalls in Prosa abgefaßt. Der Held desselben ist ein überaus schwacher Mann, Namens Beverley,

der von einem teuflischen, falschen Freunde, Stuckely, ins Verderben gestürzt wird. Dieser bringt ihn, im Bunde mit einer Rotte falscher Spieler, zuerst um sein ganzes Vermögen, dann um die Juwelen seiner Frau und verleitet ihn endlich, auch die Anwartschaft auf eines alten und reichen Onkels Erbschaft zu verspielen. Aber damit nicht genug, er sucht auch seines Freundes Frau zu verführen und läßt den unglücklichen Beverley selbst ins Gefängniß werfen, wo dieser sich in Verzweiflung vergiftet, als eben der Tod des Onkels seiner Familie, die von der Verschleuderung der Erbschaft nichts weiß, eine vorübergehende Hoffnung auf Rettung erweckt. Natürlich ereilt auch den boshaften Stuckely die gerechte Vergeltung. Dies Stück ist ein höchst sentimentales, überaus weinerliches Rührspiel, in welchem Beverley und seine Gattin und Schwester von Anfang bis zu Ende auf die Folter gespannt sind und in allen Tönen des Jammers sich vernehmen lassen. Dabei ist die Handlung auf eine unerträgliche Weise zerstückelt und mit nichts bedeutenden Nebenpartien überladen. Dies Alles könnte den geringen Erfolg des Stückes hinlänglich erklären: allein die englischen Kritiker suchen den Grund für die kalte Aufnahme desselben darin, daß es zu herzzerreißend sei und daß es gerade das Lieblingslaster der Zeit so scharf geißele. Der eigentliche Grund indeß möchte wohl darin liegen, daß eine Nation, die einen Shakespeare besaß, trotz aller Verirrungen ihres Geschmacks auf die Länge von solchen farblosen Kapiteln aus der angewandten Moral nicht befriedigt werden konnte. In England war das Familien- und Rührdrama nicht, wie in Deutschland, das ursprüngliche und naturgemäße, weshalb es hier sich auch immer wieder Bahn gebrochen und durch Gutzkow und Halm selbst in der neuesten Zeit mit dem größten Beifall behauptet hat: es war vielmehr nur eine Wucherpflanze auf dem hochgewachsenen herrlichen Baum des Nationaldramas, die ihn nicht so umstricken konnte, daß er nicht immer wieder neue Zweige getrieben und dadurch die unnatürlichen Fesseln abgestreift hätte.

Hier will ich diese Skizze abbrechen. In dem letzten Jahr-

hundert (von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart) hat sich das englische Drama zu keiner wesentlich neuen Gestaltung entwickelt. Es schwankte zwischen dem sich fortwährend auf der Bühne behauptenden Shakespearischen romantischen und dem bürgerlichen Tendenzdrama hin und her, und bald begannen die Dichter, eine Verschmelzung des Familienhaften und Rührenden mit dem Heroischen und Schwunghaften zu versuchen. Als ein Beispiel dieser Mischgattung mag hier noch der »Douglas« von dem Schotten John Home (1724—1808) erwähnt werden, ein Stück, dessen erste Aufführung in Edinburgh i. J. 1756 eine solche Sensation machte, daß ein begeisterter Schotte aus dem Parterre rief: »Weel, lods: hwar's yeer Wolly Shokspeer nou?! (He, Jungen, wo bleibt euer William Shakespeare nun)«, welches aber seinem Verfasser, weil er als Geistlicher für das heidnische Theater zu schreiben gewagt hatte, den Zorn der puritanischen Kirchenältesten und seine Amtsentsetzung zuzog, wofür er indessen in England reichlich entschädigt wurde. Hier finden wir eine Lady Randolph, welche früher heimlich mit Douglas verheirathet gewesen ist; doch ist Douglas sowohl, als das aus dieser Ehe geborene Kind, wie sie glaubt, ermordet worden. Später hat sie den Lord Randolph geheirathet, aber die Ehe ist kinderlos geblieben, und ein Verwandter des Lords, der boshafte Glenalvon, ist der nächste Erbe. Dieser stellt nicht nur der Tugend der Lady nach, sondern hat auch Meuchelmörder gegen das Leben des Lords gedungen. Bei dem Mordanfall jedoch wird der Lord von einem jungen Fremden gerettet, den er aus Dankbarkeit seiner Gemahlin zuführt. Diese entdeckt in dem tapfern jungen Mann den verlorenen Sohn, der von einem alten Dienstmann des Hauses gerettet ist, theilt ihm heimlich diese Entdeckung mit und bestellt ihn, weil sie nicht sicher ist, wie der Lord die Sache aufnehmen wird, zu weiterer Besprechung zu einer nächtlichen Zusammenkunft im Walde. Aber Glenalvon hat den heimlichen Verkehr Beider bemerkt und den Brief, in welchem der junge Douglas bestellt wird, aufge-

fangen. Er theilt ihn dem Lord Randolph mit und weiß ihn zu tödtlicher Eifersucht aufzureizen. Beide überfallen im Walde den unschuldigen Douglas; Glenalvon, der bei dieser Gelegenheit auch den Lord zu ermorden gedachte, fällt von der Hand des tapfern Jünglings, aber auch Douglas ist tödtlich verwundet. Die Lady ist des Lebens satt und stürzt sich von einem Felsen; Lord Randolph, von der Grundlosigkeit seines Verdachtes unterrichtet, eilt in den Dänenkrieg, um dort den Tod zu finden. Hier haben wir die in England so beliebte Familienromantik der verlornen Söhne und Findelkinder, versetzt mit etwas Othello und mit einem tragischen Schluß versehen; indessen ist die Wiederannäherung an das alte Nationaldrama immer wohlthätig, und man athmet hier freier, als in der schwülen Schulstube der bürgerlichen Dramatik, auch ist der dramatische Vers in seine Rechte wieder eingesetzt. Nichtsdestoweniger ist das Stück eine Halbheit und ein Kind der Schwäche. Auch blieb Entkräftung der vorherrschende Charakter der englischen Bühne, auf die weder die gewaltigen Weltereignisse noch die Bekanntschaft mit einer neuen Literatur, mit der deutschen, einen sichtbaren Einfluß ausübten. Kein Wunder also, daß Geister, die eine Form für eine eigenthümliche Weltanschauung suchten, die dramatische entweder gänzlich verschmähten, oder sie, wie Byron, ihrem Wesen zuwider zur Darlegung rein innerlicher Zustände und ohne Anspruch auf die lebendige Darstellung auf der Bühne gebrauchten.

Melanchthon als Politiker.

Von

Dr. Carl Hagen

in Heidelberg.

Es ist jetzt allgemein bekannt, wie tief die Ideen der politischen Freiheit in den ersten Zeiten der Reformation in das deutsche Volk eingedrungen waren. Hohe und Niedere waren davon ergriffen, selbst diejenigen Männer, welche später auf das Entschiedenste der großen Volksbewegung, die unter dem Namen des Bauernkrieges bekannt ist, entgegentraten. Aber der Zwiespalt in religiösen Dingen, welcher selbst unter den Anhängern der Reformation eingerissen, so wie die Leidenschaftlichkeit der Revolutionsmänner, welche das begonnene Werk in falsche Bahnen zu leiten schienen, verführte Luther und die übrigen Reformatoren, eine politische Theorie aufzustellen, welche den Ideen gesetzlicher, volksthümlicher Freiheit durchaus entgegengesetzt war, indem sie den Fürsten die größtmöglichste Willkür zugestand und dem Volke den gesetzlichen Widerstand untersagte. Hierdurch war nun zwar erreicht, daß ein großer Theil der deutschen Fürsten zu der neuen Lehre übertrat. Allein die Reformatoren fanden bald Gelegenheit, ihre politische Theorie, die sie so rücksichtslos aufgestellt, zu bereuen. Denn sie hatten an den Fürsten fast Alles zu tadeln: sie bekümmerten sich nicht um Religion, Kirchen und Schulen, sie strebten nur, ihre fürstliche Gewalt zu erweitern, sie benutzten die religiösen Zwiespalte dazu, um eine Opposition gegen den Kaiser zu führen, sie trugen mit dazu bei, die Einheit Deutschlands zu untergraben — lauter Dinge, die den

Reformatoren ein Gräuel waren.[1]) Wenn man nun bedenkt, daß die letzteren an die Fürsten, welche ihre Lehre vertheidigten, denn doch politisch gekettet waren, und daß sie ohne dieselben doch keine gesicherte Existenz gehabt hätten, so begreift man, wie höchst traurig und unerfreulich die Stellung der Reformatoren gewesen sein muß. Luther besonders, welcher die Ungerechtigkeit haßte und dabei seiner Leidenschaftlichkeit oft die Zügel schießen ließ, spricht oft genug seinen Grimm gegen die Verhältnisse aus: ja, die Art und Weise, wie die Fürsten seine Theorie von dem unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit ausbeuteten, bewog ihn sogar diese so zu modificiren, daß die ursprüngliche Ansicht fast ganz verloren ging. Er beschränkte nämlich den Gehorsam gegen die Obrigkeit nur auf die Rechte, oder vielmehr nur auf die Idee derselben, und trennte von ihr durchaus die Person, den Fürsten, so daß er die Opposition gegen diesen wohl zugesteht. In der Schrift gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig[2]) spricht er sich entschieden darüber aus. »Sie haben, sagt er da, aus unsern Büchern gelernt, daß man die Obrigkeiten und Herrschaften soll ehren. Das ziehen sie dahin: was die Person Heinz thut, soll man ehren; so wir doch allein das Amt und Recht gemeinet und verstanden haben, und zum Wahrzeichen viel Fürsten und Herren (wie auch noch) gestraft haben, daß sie ihr Amt nicht thun: so mengen sie es so schändlich und meinen, Alles, was die Person will und denkt, das sei der Obrigkeit oder Amts Werk. — Aber dagegen stehen die zehn Gebot Gottes, die werfen unter sich nicht allein König und Kaiser, sondern auch Propheten, Apostel und alle Creatur und zwingen sie zu thun, was recht ist, nach ihrem Amt, und läßt's ihnen nicht zu, was ihnen gelüstet nach ihrer Person. Lieber Gott, ist die

1) Vergleiche darüber meinen „Geist der Reformation" (Zwei Bände. Erlangen, Palm, 1843 und 1844) und von meiner Schrift: „Zur politischen Geschichte Deutschlands," (Stuttgart, Franckh 1842) den dritten und vierten Aufsatz.

2) Luthers Werke, Walchische Ausgabe. XVII. S. 1722.

Welt noch so blind, nachdem solch Licht so reichlich durch den Katechismum offenbart ist. Was hilft doch unser Predigen, wenn man dies Stück noch nicht lernen will oder kann: wenn das soll recht sein, was die Person, so im Amte sitzt, will und thut, so ists gar aus, und regieren eitel Heinzen und Teufel, und ist Gott und sein Gebot schlecht, todt und nichts.« Begreiflich half ihm das aber nichts, die Fürsten handelten doch, wie sie wollten, und kümmerten sich im Ganzen wenig um die Reformatoren. Luther, welcher klug genug war, um einzusehen, daß er ohne sie nichts machen könne, fügte sich wohl in die Umstände; aber manchmal brach doch sein Grimm wieder hervor, so daß er sogar einmal drohte, seine Sache ohne die Fürsten zu führen, wie er es anfangs auch gethan.

Es gehört der allgemeinen Geschichte jener Epoche an, alle diese Mißverhältnisse darzustellen, zu zeigen, in wiefern die Ansichten der Reformatoren denen der Fürsten entgegen getreten, oder wie sie sich durch die Tendenzen der letzteren haben bestimmen lassen, und welchen Einfluß diese Dinge auf den Gang der Begebenheiten ausgeübt haben. Wir begnügen uns hier, jenen Zwiespalt der besseren politischen Ansichten mit den factischen Zuständen an einem Manne nachzuweisen, welcher eine der ersten literarischen Notabilitäten der damaligen Zeit war und der vermöge seiner Stellung jenen Zwiespalt am Meisten erfahren konnte, fühlen mußte. Dieser Mann ist Melanchthon.

Melanchthon ist bekannt als ein schwacher Charakter. Es lag nicht in seiner Natur, der Gewalt gegenüber seine Meinung geltend zu machen, oder auch nur entschieden auszusprechen: vielmehr fügte er sich den Umständen, oder ließ vor denselben seine eigentliche Ansicht schweigen, mehr vielleicht als irgend einer der Reformatoren. Wir lernen diese daher nicht aus denjenigen seiner Schriften kennen, welche er veröffentlicht hat, sondern aus den Briefen an seine vertrauten Freunde, von denen er nie geglaubt, daß sie in das Publikum kommen möchten, und in welchen er daher rück-

sichtslos seine wahre Meinung entwickelt. Aber auch abgesehen von seiner Zaghaftigkeit, war er schon durch die Lage der Dinge abgehalten, in Schriften öffentlichen Inhalts seine innersten Gedanken über die Politik der protestantischen Fürsten zu enthüllen, da dies doch nichts anders geheißen hätte, als die Blößen der eigenen Partei vor den Gegnern aufzudecken, was jedenfalls sehr unpolitisch gewesen wäre. Aber die Geschichte, deren höchste Aufgabe ist, die Wahrheit zu erforschen, darf sich durch keinerlei Rücksichten bestimmen lassen; sie muß vielmehr darauf dringen, den eigentlichen Zusammenhang der Dinge zu ergründen, sei es auch, daß dadurch manche Illusionen zu Boden stürzen und mancher Lorbeer verwelke. Die folgende Darlegung wird wohl eine ähnliche Wirkung hervorbringen.

Melanchthon war ursprünglich Humanist. Als solcher hatte er, wie alle diejenigen, die an dem Studium der alten Schriftsteller sich herangebildet, die Ideen der politischen Freiheit in sich aufgenommen, welche in Deutschland besonders das Gepräge der Nationalität, der Einheit und des Patriotismus an sich trug. Die Idee des deutschen Kaiserthums, welche die damalige Generation durchdrungen, die Nothwendigkeit eines festen Zusammenhaltens des deutschen Volkes, die Aufrechthaltung der deutschen Freiheit gegenüber den Tendenzen der Fürsten, hatte ihn nicht minder, wie andere seiner Zeitgenossen, ergriffen, und noch im Jahre **1523** setzte er in einem Bedenken auseinander, daß die Fürsten kein Recht hätten, sich mit bewaffneter Hand dem Kaiser zu widersetzen, stellte er den Grundsatz auf, daß der Fürst seine Gewalt vom Volke habe, und daß er wider den Willen seiner Landschaft nichts unternehmen dürfe.[1])

Bald aber änderte er seine Ansichten, als die radicale Partei immer kühner und leidenschaftlicher ihre Tendenzen entwickelte. Melanchthon gehörte zu den Menschen, welche zwar immer den Des-

1) Corp. Reformatorum I. 600.

potismus verabscheuen und tadeln, aber erschrecken, wenn das Volk sich anschickt, seine Fesseln zu zerbrechen, was natürlich nicht ohne Gewaltthätigkeit geschehen kann und immer eine Zeit der Unruhe und der Verwirrung herbeiführt. In einem solchen Falle erscheint dann der Despotismus der Regierung, welcher, wie furchtbar er immer sei, doch in einer gewissen Ordnung und mit einer gewissen Regel geübt wird, noch vorzüglicher, als das System der Volksherrschaft, welches in einer Zeit der Revolution unmöglich schon geregelt sein kann. Auch Melanchthon wurde von der Furcht ergriffen, daß die radikalen Tendenzen der Volkspartei, wenn sie zur Herrschaft gelangten, eine endlose Verwirrung Deutschlands herbeiführen würden, und darum setzte er sich den Bauernunruhen auf das Heftigste entgegen. Er schrieb damals sein Buch »wider die Artikel der Bauernschaft«, in welchem er die Theorie von dem unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit noch maßloser durchführt, wie Luther, weil seine Angst vor den Folgen der Bewegung noch viel größer war, als sie Luther empfand. Alles, was die Obrigkeit thue, sagt er, daran thue sie recht, und Niemand habe ihr etwas einzureden oder sich gar dagegen zu setzen: ja, er ist hartherzig genug, die Ansicht aufzustellen, daß ein so blutgieriges, ungezogenes, muthwilliges Volk, wie die Deutschen seien, noch viel härter gehalten sein sollte, als wirklich der Fall war — zu einer Zeit, wo die Klagen über die furchtbaren Bedrückungen, welche die armen Bauern von den Fürsten zu erdulden hatten, in ganz Deutschland wiederhallten!

Aber nicht lange darauf kam auch für Melanchthon die Zeit der Reue. Ihm drang sich vielleicht eher, als irgend einem Andern, die Wahrnehmung aller der Dinge auf, welche die Reformatoren an den protestantischen Fürsten zu tadeln hatten. Aber keiner fühlte sie auch so tief, war unangenehmer von ihnen berührt, als Melanchthon. Wäre er ein Mann gewesen, der seinen Unwillen offen ausgelassen, der den Muth gehabt hätte, den Fürsten oder ihren Räthen in das Gesicht hinein die Wahrheit zu sagen, so hätte ihn die Lage der Dinge vielleicht weniger genirt. So aber behielt er

Alles bei sich, trug den Groll über die schlechten Verhältnisse immer in sich herum, und nur manchmal war es ihm vergönnt, seinen Unmuth in die Herzen seiner vertrauten Freunde auszuschütten — und auch dieses nicht in mündlicher Unterhaltung, sondern durch Briefe, denen er nicht einmal Alles anzuvertrauen wagte, was er dachte. Das Leben dieses Mannes war daher bis in den tiefsten Grund verbittert: und zwar, wie man sieht, nicht etwa durch den Kampf gegen außen, gegen die katholische Partei, sondern durch die unselige halbe Stellung gegen die protestantischen Fürsten, welche die Vertheidigung der neuen Lehre übernommen hatten.

Zunächst natürlich berührten ihn die religiösen und die kirchlichen Verhältnisse. Er sah bald, wie wenig von Seite der Fürsten dafür geschah, daß sie zwar gern die Kirchen- und Klostergüter für sich nahmen, aber nicht daran dachten, für die Herstellung eines besseren Zustandes zu sorgen.[1]) Dies war auch mit ein Grund, warum er auf dem Reichstage zu Augsburg sich für die Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiction erklärte. Allerdings war diese Maßregel eine falsche, und ist der traurigen Halbheit des Melanchthon zuzuschreiben, welche sich nicht getraute, hier das volksmäßige Element ebenso zu begünstigen, wie es die ursprüngliche reformatorische Richtung gethan; aber die Motive, die ihn dabei leiteten, sind doch beachtenswerth. »Ich will, schreibt er an Joachim Camerarius, daß den Bischöfen die Jurisdiction bleibe; denn ich sehe vorher, was wir für eine Kirche haben werden, wenn die kirchliche Aufsicht ganz und gar aufgelöst sein wird. Ich glaube, daß wir dann unter der weltlichen Macht eine viel unerträglichere Tyrannei haben werden, als sie jemals war.« Johann Brenz, welcher auf dem Reichstage zu Augsburg sehr intim mit Melanchthon gestanden, spricht dieselbe Meinung aus. »Du weißt nicht, schreibt er an Johann Isenmann, dem er die Ansicht über die

1) Siehe das Nähere darüber in meinem „Geist der Reformation," II. S. 181. folg.

Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiction mittheilt, wie furchtbar die guten Kirchendiener in den evangelischen Herzogthümern von den fürstlichen Beamten gedrückt werden. Daß der Hof die kirchlichen Verhältnisse ordne, scheint den Guten durchaus nicht gerathen.[1])«

Dazu kam noch die Opposition der Fürsten gegen den Kaiser. Melanchthon konnte so wenig, wie Luther, der Idee des deutschen Kaiserthums sich entschlagen; vielmehr stand ihm die Einheit des deutschen Reiches fortwährend als ein politisches Phänomen vor Augen, an dem man nicht rütteln, das man vielmehr auf alle Weise zu erhalten suchen müsse. Wir wissen auch, daß beide Männer sich gleich Anfangs mit großer Entschiedenheit gegen eine Empörung wider den Kaiser ausgesprochen, und daß der Widerstand, den die Theologen in dieser Beziehung leisteten, kein geringes Hinderniß für die Entwürfe der protestantischen Fürsten gewesen. Aber sie ließen nicht nach: ja sie bedachten sich nicht, ein Bedenken Luthers auf perfide Weise zu Gunsten ihrer Ansicht zu verändern und so, als Werk Luthers, unter das Volk zu bringen. Melanchthon äußert sich darüber gegen seinen Freund Joachim Camerarius.[2]) »Du schreibst mir über die Gegenwehr. Ich verstehe weder die Absichten, noch die Handlungen der Unsern recht. Denn wozu diente es, das Bedenken Luthers verstümmelt in ganz Deutschland zu verbreiten? und dadurch gleichsam die Städte zum Bündnisse aufzureizen? Du weißt, wie ich im vorigen Jahr mit dem größten Schmerz und der größten Sorge ähnliche Entwürfe aufgelöst habe. Jetzt aber hat über das Bündniß Niemand weder mich, noch Luthern um Rath gefragt. Über die Frage selber aber ist ausdrücklich von uns festgesetzt, wenn es sich um die Restitution handle, so wollten wir nicht hindern; wenn aber Einige die Person des Fürsten angreifen wollten, so möchten sie sich ihres Rechtes bedienen, wenn

1) Corp. Reform. II. 362
2) Ibid. II. 471. vom 15. Febr. 1531.

die Juristen ihnen ein solches zugestehen. Diese milde Entgegnung aber hat Luther sehr gemäßigt geschrieben, und mit Mühe hat sie der Kanzler aus ihm herausgebracht. Da hast Du Alles ganz einfach. Ich hoffe, Du wirst sehen, daß wir in nichts gefehlt haben.«

Mit jedem Jahre steigerte sich bei Melanchthon die Gewißheit über die eigennützigen Absichten der protestantischen Fürsten in ihrem Verhältniß zum Kaiser, und eben darum die Abneigung gegen alle ihre Unternehmungen. So ist er durchaus nicht mit der Expedition des Landgrafen von Hessen gegen Würtemberg einverstanden: ja er hatte sie entschieden mißbilligt.[1]) Die Art und Weise ferner, wie sich die protestantischen Fürsten auf den Reichstagen betrugen, wo immer die religiösen Zwiespälte besprochen wurden, das offenbare Streben, jede mögliche Ausgleichung mit dem Kaiser zu verhindern, die Intriguen und Cabalen, die deshalb gespielt wurden — Alles dies war Melanchthon nicht unbekannt und erfüllte ihn mit der größten Erbitterung. In einem Briefe an Veit Dietrich, vom 9ten März 1541[2]) spricht er sich weitläufig darüber aus. »Ich lobe den Entschluß eurer Stadt (Nürnberg), sagt er da, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Bei den Unsrigen würde Alles viel besser stehen, wenn sie sich entschließen könnten, nur in etwas dem Kaiser zu Willen zu sein. Das wäre viel ehrenwerther und nützlicher, als die treulosen und kostspieligen Bündnisse. Aber nicht bloß in dieser Sache tadle ich die Maßregeln der Centauren: noch viel mehr mißfällt mir, was sie in den Zusammenkünften treiben. Zuerst, was ist abgeschmackter und zugleich gefährlicher, als dergleichen Aussöhnungen zu veranstalten, die nichts anders, als nur scheinbar sein können? Warum gestehen sie nicht frei, was sie denken und daß sie hierüber Rechenschaft geben wollten, entweder auf einer Synode oder vor dem Kaiser, wenn er's

1) Corp. Reform. II. 728
2) Ib. IV. 115. 116

verlangt? Das wäre recht und Männer würdig. Von welchen Sorgen werde ich gequält, da ich in meinem Geiste alle die Künste, Intriguen und Cabalen voraussehe, deren sich entweder die Fürsten selbst oder ihre Theologen bedienen, um uns zu hintergehen! Und unser Landgraf will diesen Absichten wohl: seine Natur hat etwas von der Schlechtigkeit des Alcibiades. Ich habe die Gesinnungen Einiger der Unsrigen bemerkt: wenn ich sehe, daß es nöthig ist, so werde ich, und wäre ich's auch allein, offen und frei die Treulosigkeit der Unsrigen anklagen und für meine Person bekennen, was ich denke.« An Luther schreibt er vom 4. April 1541, über den Regensburger Reichstag [1]): »Heute sollten die Berathungen beginnen: es kam aber etwas dazwischen. Der Landgraf und der Herzog von Braunschweig stritten sich nämlich darüber, auf welche Weise sie sitzen wollten, daß keiner ausgeschlossen scheine. So wichtige und fürstlicher Personen würdige Dinge werden hier verhandelt. — Du erinnerst Dich, wie unser Fürst beim Lesen der Odyssee die Homerischen Possen (wie er es nannte) verlachte. Aber noch viel größer ist der Unsinn dieser Zusammenkünfte. Ich sterbe, wenn ich an die Intriguen und Cabalen der Fürsten denke. Daher kannst Du Dir wohl einbilden, daß ich viel lieber bei Dir wäre, als bei diesen Ungeheuern, die den Namen der Fürsten führen.« Das Jahr darauf ist seine Ansicht noch die nämliche. »Schreibe mir vom Speierer Reichstag, sagt er in einem Briefe an Veit Dietrich.[2]) Von weitem schon schaudre ich über die Parteiungen und die ungerechten Bestrebungen der Fürsten. Die Fürsten spielen in einer wichtigen Sache mit Sophistik. Doch sie werden dafür Strafe leiden.«

Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und den protestantischen Fürsten, die feindseligen Verhältnisse beider gegen einander wurden immer bedenklicher: man fürchtete jeden Augenblick den Ausbruch

1) Corp. Reform. IV. 118.
2) 28. Febr. 1542 Ib. IV. 783

des Bürgerkriegs. Aber mit Trauer blickt Melanchthon in die Zukunft hinein. Wie wenig Gutes er sich von dem Siege seiner eigenen Partei, oder vielmehr der protestantischen Fürsten versprach, kann man deutlich genug aus einem Briefe an Bucerus vom 4. Nov. 1543[1]) sehen. »Über den Convent und über die Gefahren der Fürsten, bemerkt er hier, ist, wie ich sehe, große Ängstlichkeit. Ich beruhige mich mit dem Troste, daß das Schicksal seinen Weg geht, und daß Jesus erscheint, wenn er gerufen wird. Ich weiß, daß die schlauen Menschen mit leeren Titeln spielen, wie im vorigen Jahr auch die Jülicher gethan haben, indem sie sagten, sie fingen keinen Krieg an, sondern sie vertheidigten sich bloß. Oft und vielfach denke ich über die Zwiste dieser Zeiten nach: oft wiederhole ich mir die ganze Geschichte, wie sie die Griechen und Römer uns aufbewahrt, ich beobachte die Bewegungen, die Grausamkeit der Bürgerkriege, die Empörungen, die Ermordungen von Verwandten, Kriege aus Krieg entstehend. Durch die Größe solcher Übel werde ich so bewegt, daß ich lieber tausendmal sterben wollte, als mich vertheidigen lassen, sei's auch mit gerechten Waffen. Siehe, wie viel Gefahr aus diesem Braunschweiger Handel wieder entstanden ist. Sodann sind die Charaktere der Fürsten zu erwägen. Wie Plato im Dion die eigenmächtige Handlungsweise fürchtete, die ihm zum Verderben gereichte, so fürchte ich auch unseres Fürsten eigenmächtige Handlungsweise und seine streitsüchtige Natur, die sich nicht entschließen kann, ein freundschaftliches Verhältniß zu bewahren. Vom Andern aber (dem Landgrafen von Hessen), dessen Geist wir immer mehr geschätzt haben, werden die häuslichen Angelegenheiten immer wüster, und man erzählt sich von ihm unerhörte Scandale. So werden unsere Kirchlein auf den Fluthen umhergeworfen, ohne Steuerruder, ohne Segel, und wissen sich nicht zu rathen. Was ist daher zu thun? fragst du. Wir können nichts weiter thun, als

---

1) Corp. Reform. V. 219.

Gutes und Nützliches lehren, bis Gott uns Ruhe schenkt: dann wollen wir unsern Nacken entweder Fremden oder den Unsrigen bieten. Ich fürchte nicht bloß den Krieg und den ungewissen Ausgang desselben, sondern noch viel mehr den Sieg. — Was soll ich von den Centauren, dem Adel, sagen? Jetzt, als Recht und Gesetz ihren Räubereien überall noch Einhalt thut, sind sie schon unerträglich. Was wird erst werden, wenn man eine Niederlage erlitte? was, wenn sie siegten? In Griechenland wurden, als der Bürgerkrieg ausgebrochen war, die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis Corcyra, Mitylene, Messana, Athen, Samos, Sparta, Theben bis auf den Grund zerstört waren. Daher mag ich nicht dazu rathen, und habe es nie gethan, daß wir einen Krieg anfangen sollen. Ich wünsche immer, daß die Unseren in politischen Dingen sich bescheiden betrügen, daß es nicht einmal nöthig sei, sich zu vertheidigen. — Der Braunschweiger Handel kann nun wieder rechte Unruhen erwecken. Wenn die Unsrigen nicht Acht geben, können sie von dem feindlichen Heere unterdrückt werden. Doch wird dies nicht der Fall sein, wenn sie nur wachsam sind. Aber wie oft haben wir erfahren, daß die Unsrigen sich Schrecken eingebildet haben? Ach, wie viele Gebrechen giebt es doch bei unsern Fürsten und Gelehrten, die ich seit vielen Jahren beweint, die ich zürnend gerügt habe! Nachdem aber aus solchen Fehlern Gefahren erwachsen sind, bereite ich mich vor, den Ausgang mit einiger Ruhe zu ertragen. Die Fürsten hören nicht auf unsere Rathschläge. Aber immer habe ich zur Mäßigung ermahnt, und werde es thun, so oft sich Gelegenheit bietet. Ich würde die Unbeständigkeit des Willens unserer Fürsten fürchten, wenn es einmal zum Kriege gekommen ist: noch viel mehr aber würde ich ihren Sieg fürchten, auch wenn wir Constantine und Theodose hätten. So aber, da sie in den Wäldern unter Jägern und Centauren aufgewachsen sind, und sich um das Rechte, worauf sie doch am meisten sehen sollten, niemals oder doch nur obenhin bekümmert haben — was kann denen für ein

Rath gegeben werden?« — In einem andern Briefe[1]) bemerkt er: »Wie viel Aufrichtigkeit, Wahrheit, Frömmigkeit in solchen Geschäften herrscht, welche nach dem Gutachten der Fürsten geleitet werden, habe ich nur zu oft erfahren. Scham und Gerechtigkeit ist weit weg von den Zusammenkünften der Tyrannen: dafür bringen sie Pleonexie, Schamlosigkeit und Sophistik mit.«

Er war der Meinung, daß der Kaiser wirklich nichts anderes im Sinne habe, als die Ruhe Deutschlands zu erhalten, und daß die protestantischen Fürsten es nur darauf anlegten, ihn zu reizen: jedenfalls würden diese in ihrem Verfahren nur von Privatabsichten geleitet. »Mir wurde, äußert er einmal in einem Briefe an Veit Dietrich[2]), vor Kurzem aus einem Hofe, der mit den Verhältnissen des Kaisers Karl keineswegs unbekannt ist, geschrieben, Karls Streben gehe immer noch darauf hin, die Ruhe von Deutschland zu erhalten. Wenn das wahr ist, so wäre es eine besondere und große Wohlthat Gottes, daß das Gemüth des Kaisers, der doch auf so vielfache Weise gereizt worden, sich doch nicht von dem besseren Entschlusse abbringen lasse.« — »Es sagen Einige, bemerkt er wo anders,[3]) Karls Macht dürfe man nicht befestigen, damit er unsere Kirchen nicht unterdrücke. Ein gottloses und unchristliches Wort! Man soll aus Furcht oder Verdacht nicht schändlich handeln. Wie? weil wir Ferdinand fürchten, wollen wir Deutschland nicht gegen die Türken vertheidigen? Ich könnte noch viele andere Dinge sagen: doch ich sage sie lieber mündlich. Aber in Einigen scheint der Haß gegen Karl nicht einmal aus Furcht zu entspringen, sondern aus andern Privatleidenschaften.« — »Du erinnerst Dich, schreibt er an Probst,[4]) meiner Klage, als Du voriges Jahr bei mir warst, daß die Fürsten durch ihre Privatabsichten sowohl für sich, als für die Kirche Gefahren bereiten. Das zeigt jetzt die Lage der Dinge.

1) An Veit Dietrich, 1543 Corp. Reform. V. 277.
2) 28. Jan. 1544. Ib. V. 237.
3) An Anton Lauterbach. 20. März, 1541 Ib. 334.
4) 17. Sept. 1545 Ib. 856.

Oft haben wir erfahren, wie veränderlich der Wille der Mächtigen ist, selbst in gerechten Sachen.« Und in einem Briefe an Joachim Camerarius [1]) sagt er: »Mein eigenes Unglück trage ich viel leichter, als die politischen Grundsätze einiger unserer Fürsten, welche ihre leichtfertigen Begierden über das Wohl der Kirche und das Vaterland setzen. Es giebt jetzt wenig tüchtige Lehrer, die den Kirchen vorstehen könnten. Aber diese Sorge kümmert nichts jene Fürsten, die der Kirche und dem Vaterlande die verderblichsten Kriege bereiten wegen der erbärmlichsten Ursachen.«

Aber Melanchthon hatte nicht nur Gelegenheit, das Benehmen der protestantischen Fürsten dem Kaiser gegenüber kennen zu lernen und die Motive, von denen sie hiebei geleitet wurden, sondern noch viel tiefer berührten ihn die Verhältnisse, in denen er selbst zu ihnen gestanden. Er kannte die Höfe der protestantischen Fürsten von innen und außen: er wußte die Cabalen und die Intriguen, die dort zu Hause waren, er sah deutlich ein, daß die Sorge für höhere Bestrebungen ihnen wenig am Herzen lag, daß die Zustände von Tag zu Tag sich verschlimmerten. Hören wir ihn, wie er sich über das Hofleben ausläßt. In einem Briefe an Franz Burkard, der durch Melanchthons Vermittlung als Rath in die Dienste des Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen trat, sagt er Folgendes: »Ich hoffe, daß Du in Allem, was ich Dir mitgetheilt, meine Freundschaft und meine Liebe erkennen wirst. Nur über Eins tadle ich mich selbst, daß ich Dich an den Hof gelassen habe. Denn ob ich gleich nicht der Urheber dieses Entschlusses war, sondern dem Fürsten gehorchte, so glaube ich doch darin gefehlt zu haben, daß ich nicht hartnäckiger darauf bestand, Dich beim Lehrfache zurückzuhalten. Denn in welche Stürme, in welche Gefahren habe ich Dich hineingeworfen! Wie viel Gefahr besonders jetzt in unserm Staate ist, das ist nicht schwer einzusehen. Ich wenigstens, betrachte ich die Natur unseres Fürsten, die

1) Corp. Reform. V. 14.

Verwirrung am Hofe, den schlechten Zustand des Landes, werde heftig bewegt und ein furchtbarer Schauder ergreift mich, wenn ich die Dinge erwäge, die noch kommen sollen. Der Fürst hat zwar einen ehrenwerthen Charakter, aber oft ist er mürrisch und mißtrauisch, gehässig rügend und bezieht die Dinge auf sich, wie der Nordostwind die Wolken. Auch schreckt mich das Schicksal, welches ihm eine Veränderung der Dinge verkündet. Aber bitten wir Gott, daß er ihn lenke und schütze. Doch genug vom Fürsten, der am ganzen Hofe noch das Humanste und das Beste ist. Die übrigen Alle sind neidisch und intriguant. So oft Du den Hof betrittst und jene Versammlung, wo über die wichtigsten Dinge Berathschlagungen gepflogen werden, erwäge, wie viel Du rechnen kannst, die nicht feindlich gegen Dich gesinnt sind. Was können aber das für Berathungen sein — mit entweder dummen oder feindseligen Genossen! Es würde zu weit führen, wollte ich auf Alles eingehen. Aber die gegenwärtigen Zeiten bieten wegen der religiösen Zwiespälte noch viel mehr der größten Gefahren, die durch Kunst wohl noch zu beseitigen wären, aber durch die Maßregeln Vieler nur noch drohender erscheinen. Du hast neulich in unserer Versammlung gesehen, wohin die Absichten gewisser Menschen gehen. Dir ziemt es, auf jenem Posten nicht nur für Dich zu sorgen, sondern für die Kirche, den Staat, das Vaterland. Aber was wirst Du vermögen, wo man gemäßigte Rathschläge nicht hört? — Wenn ich alle diese Gefahren bedenke, so kannst Du Dir wohl meinen Zustand vorstellen. Ich tadle mich immer noch, daß ich Dich nicht zurückgehalten habe. Jetzt aber kann ich nichts weiter thun, als daß ich Gott bitte, er möge den Staat vertheidigen, Deine Gesinnung leiten zu Gunsten desselben, und Dich unversehrt erhalten.«

Diese Ansichten wiederholen sich fast in allen seinen Briefen. Es ist theils die Vernachlässigung oder Beraubung der Kirchen, theils die Vernachlässigung ächter Wissenschaft, welche er an den

Höfen rügt. »Schon oft, schreibt er an Mithobius [1]), habe ich mit großem Schmerze erfahren, daß die Gemüther der Fürsten so unbeständig sind. Die meisten Fürsten waren auch vor unserer Zeit viel eifriger in der Zerstörung der Klöster, als in der Errichtung von Kirchen und Schulen.« Einmal [2]) spricht er von einem alten Prediger, Lazarus, für den er sich bei Hofe verwendet habe, aber umsonst. »Die Fürsten und Höflinge,« fährt er fort, »haben ihn übergangen, wie auch jener Lazarus in der Bibel vom reichen Manne vernachlässigt worden. Aber freilich, so lange folge ich den Höfen, wohne den schwierigsten Geschäften bei, und immer zu meinem Nachtheil. Die Fürsten schlagen den Kirchen Wunden durch unerhörte Scandale und rauben Bischofsstühle und Kirchengüter. Dagegen wird der Kirchendienst vernachlässigt und fromme Kirchendiener. Diese Klagen nehmen zu und verkünden den jüngsten Tag.« Einem gewissen Burenius räth er ab, an den Hof zu gehen, weil man sich dort um die Wissenschaften nichts bekümmere. »Jetzt, fügt er hinzu, wächst die Tyrannei an den Höfen, und diese ist, wie Aristoteles sagt, am feindseligsten der Wahrheit. Du weißt, wie Pindar gestraft wurde, weil er Athen mehr gelobt, als sein Vaterland: wie werden die Tyrannen erst den Tadel des Staats aufnehmen, wo Du wohnst?« [3]) Mit Bitterkeit läßt er sich gegen Joachim Camerarius über die Fürsten seiner Zeit aus. [4]) »Einst, sagt er in einem Briefe an ihn, waren die Höfe den Aristokratien etwas ähnlicher. Jetzt sind sie oligarchisch. Die Schulmeinungen, wie sie es nennen, werden verlacht und ausgetrieben. Ich würde mich weniger darüber wundern, wenn in denen, welche die Gelehrten verlachen, etwas vom Achilles oder vom Alexander wäre, aber selbst Herkules hat den Linus nicht verachtet. — Du siehst, daß diese Söhne der Heroen weder der Kirche noch dem Staate zum Schutze gereichen. Daher

1) Oct. 1541. Corp. Reform. IV. 679. 2) Ibid. IV. 695. 3) Ibid. 756. 4) Ibid. 739.

vertrauen wir auf Gottes Hülfe. Diese Ansicht steht fast in allen Briefen, die ich erhalte. Das Urtheil der Guten über die Fürsten, der Schmerz, die Wünsche stimmen beinahe überall überein: das ist das Zeichen, daß uns eine unglückliche Veränderung bevorsteht.«

Das Gefühl von der Trostlosigkeit seiner Stellung tritt vielleicht am deutlichsten in folgender Stelle eines Briefes an Veit Dietrich hervor[1]): »Wir Gelehrten irren gänzlich, wenn wir glauben, zwischen uns und den Fürsten könnte eine Verbindung bestehen, oder diese könnten jene Einfachheit der Tugend, welche die Peripatetiker loben, beschützen und fördern: denn zwischen den Tyrannen und den Philosophen ist von vorn herein keine Verbindung möglich. Wie oft habe ich Dir gesagt, mir drohe das Ende eines Philosophen! Mein Vater starb an Gift, das ihm, wie man meint, vom Vater des Landgrafen gereicht worden ist. Mich richtet der Sohn zu Grunde, nicht sowohl wegen seiner häuslichen Sache (Bigamie), als durch seine neue Sophistik. Du erinnerst Dich, daß Demosthenes vom Charikles, Cicero vom Augustus verrathen worden ist. Das sind gewöhnliche Sachen. Doch ängstigt mich weniger die eigene Gefahr, als die der Kirche.«

Unter diesen Umständen kann man sich vorstellen, wie peinlich ihm sein Aufenthalt in der Nähe des Hofes gewesen, wie drückend ihm das Verhältniß zu demselben vorgekommen sein muß. Er freuet sich, wenn er auf einige Zeit Wittenberg verlassen darf: er fürchtet sich auf die Zurückkunft, obwohl die Geschäfte, weßhalb er weggewesen, keineswegs immer zu den angenehmsten gehörten. So war es ihm nach dem Schlusse des Regensburger Conventes. »Ich gehe also nach Haus, schreibt er an Veit Dietrich[2]), was mir wohl bekommen möge! Denn nicht nur die Sorgen wegen des hiesigen Convents beschäftigen mich, sondern neue wegen unserer Akademie. So oft ich hier in die Versammlung trat, schauderte

1) Corp. Reform. IV. 116. 2) Ibid. 608.

ich bei dem Gedanken, wie viel Gefahr mit diesen Berathungen verbunden ist. Jetzt schaudere ich bei dem Gedanken an unsere Sitzungen, an die höfischen Berathschlagungen, in welchen weder Ehrlichkeit noch Beständigkeit zu sein pflegt, wie es doch die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert. Ich kehre daher mit einer viel größeren Angst nach Hause zurück, als mit welcher ich es verließ.« Öfter, denn einmal, kam ihm daher der Gedanke, Wittenberg zu verlassen und für immer dem Hofe Lebewohl zu sagen: er wolle sich von der Gemeinschaft dieser Centauren losreißen: denn mehr werde er den Kirchen in den Schulen nützen, als in ihren barbarischen Berathungen, um nichts Härteres zu sagen. [1]) Ja, selbst das Leben wird ihm zuwider. »So sehr, schreibt er an Joachim Camerarius [2]), haben mich die Fürsten gepeinigt, daß ich unter diesen Mühseligkeiten nicht länger leben mag. Ich weiß, was ich für eine Knechtschaft getragen habe.«

Gewiß waren alle diese Erfahrungen nicht dazu geeignet, ihm eine große Liebe zu den protestantischen Fürsten seiner Zeit einzuflößen, und oft mag ihm das Gewissen geschlagen haben über die thörichte politische Theorie, die er zu den Zeiten des Bauernkrieges ausgesprochen. Er war jetzt so wenig der Meinung, daß von den Fürsten das Heil Deutschlands zu erwarten sei, daß er vielmehr öfter denn einmal alles Unglück, das entweder jetzt schon über Deutschland hereingebrochen oder noch hereinzubrechen drohe, auf ihre Schultern wälzte. »Die Feigheit, Zwietracht, Treulosigkeit, Pleonexie unserer Fürsten, schreibt er an Veit Dietrich im J. 1542 [3]), ist so arg, daß man an eine gemeinsame Vertheidigung des Vaterlandes (gegen die Türken) gar nicht denken kann. Wie Thyestes in der Tragödie seinen eigenen Untergang verschmerzt, wenn nur der Bruder untergeht, so sehe ich auch unsere Pelopiden von derselben Leidenschaft beherrscht.« — »Du citirst ein Orakel,

---

1) Corp. Reform. IV. 554. 2) Ibid. 801. vom J. 1542. 3) Ibid. 753.

sagt er in einem Briefe an Joachim Camerarius [1]), daß Athen durch die Schlechtigkeit der Feldherrn untergegangen sei. An demselben Orte ist eine andere Stelle, wo es heißt: Athen sei untergegangen durch heillose Gesetze und durch die Schlechtigkeit der Obrigkeiten. Das ist ein vollkommenes Bild unserer Zeiten. Die Sophistik und die Feigheit der Fürsten richtet unser Reich zu Grunde. Es fallen mir hier ein paar Verse von Sophokles ein, die ich in etwas geändert: Wo die Ersten voll sind von Sophismen und die Privatfeindschaften höher achten als das Vaterland, das sie gezeugt, und Gott selber: ein solcher Staat, glaube mir, wird bald mit vollen Segeln in den Abgrund stürzen.« In einem Briefe an Hieronymus Baumgärtner vom Jahr 1543 [2]) sagt er: »Du erinnerst Dich, wie oft ich mich beklagte und mich ärgerte, wenn ich sah, daß die Unsrigen dem Vaterlande keine Hülfe leisten wollten, außer unter, ich weiß nicht, welchen Bedingungen. Das sind Kunstgriffe, gänzlich unwürdig eines fürstlichen Geschlechtes: woher sie entspringen, will ich nicht sagen. Obwohl sie aber selbst ihr Unglück herbeiführen, wollen wir doch hoffen, daß Gott uns erhalten werde. Eure Städte allein noch pflegen der Religion. Die Politik der Fürsten droht uns den Untergang.«

Dieser Gedanke kehrt immer bei ihm wieder. Mit dem größten Schmerze blickt er in die Zukunft, weil er sieht, daß alle Verhältnisse sich verschlimmern, weil er fürchtet, daß zuletzt Alles zusammenstürze. Und die Schuld davon mißt er immer den Fürsten bei. »Was die Fürsten treiben, siehst Du, bemerkt er in einem Briefe an Philipp Gluenspieß [3]). Sie vernachlässigen und zerreißen die Kirchen, verwickelt in Privatleidenschaften oder Geschäfte. Daher ist fast allenthalten eine solche Verwirrung im Staate, daß man es ohne den größten Schmerz nicht mit ansehen kann. Wenn die Staaten ruhiger wären, würde es eine Freude sein, Bürger heranzuziehen, deren Tugend den Ältern zum Ver-

1) Corp. Reform. 786. 2) Ibid V. 61. 3) Ibid. IV. 881.

gnügen und den Guten zum Schutze gereichen wird. Aber wie passen rechtschaffene Männer und weise Rathschläge zu denen, die jetzt die Gewalt in den Händen haben? Luther sagte mir neulich, er wünsche, daß seine ganze Familie zugleich mit ihm stürbe. Denn er sehe eine so große Verwirrung Deutschlands voraus, daß für brave Leute und ehrenwerthe Studien kein Platz mehr sei.« In einem Briefe an Veit Dietrich, vom 4. Dec. 1542 [1]) meldet er diesem, daß Albanus aus der Mark Brandenburg vertrieben worden, weil er die maßlosen Räubereien und die unersättliche Habsucht des Hofes getadelt habe, die so groß sei, daß bald eine gänzliche Veränderung der Dinge erfolgen müsse. Öfter denn einmal prophezeit er den nahe bevorstehenden Untergang Deutschlands. »Troja stürzte vom höchsten Gipfel, sagt er in einem Briefe an Andreas Osiander [2]), und so droht auch diesem Reiche eine verderbliche Veränderung. Die Eintracht Deutschlands ist aufgelöst. Fünfhundert Jahre sinds, daß das Gesetz über die Churfürsten gegeben worden. Eine Zeit, nach deren Ablauf der Untergang von Athen, Sparta, Rom, Soliman und Andern statt gefunden hat. Nimm noch hinzu unsere entarteten Fürsten. In keiner Familie etwas Heroisches: alle sind von Schulden fast erdrückt; ihre Habgier, ihre Plünderungssucht ist ungeheuer. Ich glaube daher, man ist zum Ziele gelangt.« — »Ich gehe beinahe auf in Schmerz, sagt er in einem andern Briefe [3]), wenn ich nicht nur die drohende Zukunft erwäge, sondern auch die Ursachen davon aus der Geschichte der letzten Jahre im Geiste wiederhole. Wie oft habe ich glühend und brennend vor Zorn die unberufene Einmengung und die Pleonexie unserer Fürsten getadelt! Jetzt sehen sie, wenn sie sehen, was sie für eine Gefahr herbeigezogen haben.«

Unter diesen Umständen findet man es begreiflich, daß unserm Melanchthon die monarchische Verfassungsform, deren Repräsentan-

1) Corp. Reform. IV. 908. 2) April 1543. Ibid. V. 82. 3) 1. Oct. 1543. Ibid. 185.

ten so schlecht für das öffentliche Wohl sorgten, immer weniger behagte. Von dem Augenblicke an, als ihm die Gebrechen der Fürsten seiner Zeit zum Bewußtsein gekommen, sehen wir ihn daher den städtischen Republiken von Deutschland mit Liebe seine Aufmerksamkeit zuwenden, und öfter einen Vergleich zwischen der republikanischen und monarchischen Verfassungsform aufstellen, wobei die erstere immer den Vorzug behauptet. In dieser Ansicht bestärkte ihn freilich eine ziemlich genaue Kenntniß der städtischen Verhältnisse. Denn er hatte fast in jeder bedeutendern Republik seine guten Freunde, und diejenige Reichsstadt, welche damals ohnstreitig den ersten Rang behauptete, nämlich Nürnberg, war ihm vollends heimisch geworden: hier befanden sich seine intimsten Bekannten, Joachim Camerarius, Veit Dietrich, Hieronymus Baumgärtner. In den deutschen Reichsstädten waren nun ohnstreitig zu den Zeiten der Reformation die Verhältnisse am Besten geordnet: es war daselbst der beste Staatshaushalt, der meiste Sinn für Gerechtigkeit, für Religion und Wissenschaft zu finden, und im Ganzen wohl auch noch das meiste Gefühl für die Einheit Deutschlands, obwohl die einseitige Auffassung des Protestantismus auch hier schon ihre übeln Wirkungen zeigte. So gab sich denn Melanchthon der Hoffnung hin, daß die Städte den drohenden allgemeinen Ruin des Vaterlandes aufhalten, ja sogar, daß diese Republiken fortbestehen würden, auch wenn die Herrschaften der Fürsten zusammenstürzten. Hören wir, wie er sich über diese Dinge äußert. »O ihr Glücklichen, die ihr in Republiken lebt! schreibt er einmal an Veit Dietrich.[1]) Wenn auch da Manches vorkommt, was mißfällt, so ist das allgemein und ihr habt keine Schuld daran. Aber an den Höfen ist es ganz anders.« — »Wie einst, nach der Sage, die Asträa, von den Höfen vertrieben, zu ehrbareren Gesellschaften geflohen ist, bemerkt er an einer anderen Stelle,[2])

1) Nov. 1541. Corp. Reform. IV. 696.

2) April 1542 in einem Briefe an Baumgärtner. Ibid. 807.

so wird bald die Wissenschaft und die Religion in die republikanischen Städte fliehen. Denn wie können sie unter den Kypheliden gedeihen! Was thun diese, was Staatsmänner würdig wäre?« »Obgleich das Evangelium überall zu kämpfen hat, schreibt er an Johann Brenz [1]), so ist doch mehr Ruhe in den Republiken. Unsere Höfe sind Cloaken.« — »Oft denke ich daran, sagt er in einem Briefe an Veit Dietrich [2]), wie vorzüglich in den Städten und in euren Aristokratien das Licht der wahren Lehre angezündet sei, weil hier der Zufluchtsort der Kirche und der Wissenschaft sein wird. Über die Fürstenthümer und Königreiche hängen verderbliche Umwälzungen herein. Wenn ich auf diese Weise prophezeie, halten mich Manche für nicht recht gescheidt, da ich dies freilich nicht mit der Mantik, wie der Seher, sage, sondern aus den Sitten schließe. Denn was ist bei ihnen für eine Vernachlässigung der göttlichen Dinge! was für ein Unglück, da unter dem Vorwande der Religion so viele Leidenschaften vertheidigt werden! welche Tyranneien!« Ähnliches sagt er in einem Briefe an Sturciades [3]): »Ich bin der Meinung, daß Du Erfurt nicht ohne die wichtigsten Gründe verlassen darfst, besonders in dieser Zeit, wo in den Staaten der Fürsten immer plötzliche, schreckliche Unruhen entstehen. Wie auch immer der Zustand der Städte sein mag, so sind doch daselbst bessere Regierungen und eine sicherere Ruhe, als bei der Herrschaft der Fürsten, die gerade jetzt am ungewissesten ist und nicht ohne Grausamkeit. Ich wenigstens gebe immer den Rath, sich in ehrenwerthe Städte zu begeben, wo mehr Gerechtigkeitsliebe herrscht, als in den Orten, die nach dem Gutachten der Höfe regiert werden. Oft denke ich, daß Gott seine Kirchen in den deutschen Städten errichtet habe: hier sollen die Reste der Wissenschaft und der Religion bewahrt werden.«

Dieser Gedanke verließ ihn nie. Noch im Jahre 1549 schreibt er an Baumgärtner [4]): »Sorgt für eure Kirchen, so viel

1) 1542. Corp. Reform. IV. 809. 2) 1543. Ibid. V. 62. 3) 1543. Ibid. 158. 4) Ibid. VII. 350.

ihr könnt: denn ich hoffe, daß eure Republiken die Zufluchtsstätten der Kirchen sein werden. Denn du siehst, wie die Reiche der Fürsten zusammenstürzen.« Und im Jahre **1552** an Johann Prätorius[1]: »Ich habe oft gedacht, daß Gott, da die Fürstenthümer zusammenstürzen, die Kirche in aristokratische Städte versetzt habe, wo sie eine dauerhaftere und ehrenwerthere Aufnahme finden wird, als unter den Fürsten, deren Länder durch innere und Türkenkriege verwüstet werden. Daher beschwöre ich Dich und Deine Collegen, mit desto größerem Eifer Eintracht und Liebe zu erhalten. Bei diesem öffentlichen Unglück wird mir der Schmerz nur dadurch gemildert, wenn ich die aristokratischen Städte betrachte, die noch die besseren Asyle der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft sind.« Ebenso im Jahre **1554** spricht er denselben Gedanken in einem Briefe an Hencelius aus:[2] »Da eine große Änderung dem menschlichen Geschlecht bevorsteht, denke ich oft, daß Gott nach besonderem Rathschlusse seine Kirchen in aristokratische Städte verlegt habe, damit hier der Same der Lehre bewahrt werde, da in den Orten, wo Fürsten herrschen, lauter Verwüstung ist. Ich bitte daher den Sohn Gottes, den Wächter seiner Kirche, daß er die deutschen Städte schütze und erhalte.«

Und so sehen wir denn unsern Melanchthon nach einer Zeit der bittersten Erfahrung zuletzt in seinen politischen Ansichten fast noch weiter gehen, als er Anfangs gethan. Er hatte zuerst die allgemeinen Ideen politischer Freiheit jener Zeit, die Nothwendigkeit der Beschränkung der Fürstengewalt, die Idee der deutschen Einheit und des deutschen Kaiserthums in sich aufgenommen. Sodann wird er diesen Ansichten theilweise untreu in den Stürmen des Bauernkriegs, und versicht den Grundsatz eines unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit, der mit der früheren Meinung im Widerspruch war. Hierauf lernt er die Fürsten seiner Zeit und ihre Tendenzen näher kennen: er sieht, wie wenig es ihnen eigent-

1) Corp. Reform. VII. 1137. 2) Ibid. VIII. 334.

lich um die Religion zu thun war, daß sie die Vertheidigung derselben vielmehr nur als Deckmantel für ihre eigennützigen Entwürfe, für ihre Opposition gegen den Kaiser benutzten. Er findet Gelegenheit, das Wesen der Höfe näher zu beobachten, hier die Intriguen und die Cabalen kennen zu lernen, den Mangel jedes höhern Strebens, jeder Sorge für das allgemeine Beste wahrzunehmen. Dies Alles bringt ihn zu der Überzeugung, daß die Fürsten allein Schuld seien an den traurigen Verhältnissen der damaligen Zeit, an dem bevorstehenden Untergange Deutschlands, den er sich nicht abzuläugnen wagt. In dieser Trostlosigkeit wird ihm die monarchische Verfassungsform zuwider: er findet nur Hoffnung in den deutschen Städterepubliken, er glaubt, daß diese allein fähig wären, den allgemeinen Untergang aufzuhalten und Religion und Wissenschaft fortzupflanzen. Von einem unbedingten Gehorsam gegen die deutschen Fürsten, den er früher gepredigt, gelangte er also zu der tiefsten Verachtung derselben, zu der Bevorzugung desselben demokratischen Elementes, welches er ehedem bekämpft.

Aber diese Änderung von Melanchthons politischer Gesinnung hatte keinen Einfluß auf die Zeit, auf die Begebenheiten. Denn, wie schon oben berührt, getraute er sich nicht, dieselbe offen auszusprechen, sondern er legte sie nur in den Busen seiner vertrauten Freunde nieder: den Fürsten gegenüber verhielt er sich passiv, suchte er sich in die Umstände zu schicken. Auch würde ein offenes Hervortreten mit seiner eigentlichen Ansicht später keine günstigen Erfolge mehr gehabt haben. Zu viel war schon zugestanden, zu sehr das demokratische Element, besonders nach dem unglücklichen Ausgange des Bauernkrieges, geknechtet worden, als daß eine neue Erhebung desselben möglich gewesen wäre. Und selbst hinsichtlich der Städte hatten sich die Verhältnisse viel zu sehr zu Gunsten der Fürsten gestaltet, als daß jene das Übergewicht hätten erringen können. Daher war auch die Prophezeiung Melanchthons eine falsche: freilich ist sie eigentlich nur als ein Wunsch

anzusehen. Nicht die Fürstenthümer gingen unter — im Gegentheil, sie befestigten sich — sondern die deutschen Städterepubliken, wenn auch nicht so bald: erst mit dem dreißigjährigen Kriege war ihre Macht gebrochen.

Über Knigge.

Ein Brief an den Herausgeber.

Von

A. Bock.

Sie haben mich aufgefordert, lieber Freund, Ihnen für das literarhistorische Taschenbuch einen Beitrag über den Freiherrn von Knigge zu liefern. Gern bin ich darauf eingegangen, da es mir sehr unangenehm ist, daß mein Name in den bisherigen Jahrgängen unter den Mitarbeitern aufgeführt wurde und ich immer noch auf Hindernisse stieß, der Verpflichtung, welche solcher Weise auf mir ruht, zu genügen.

Sie schrieben mir, um mich für den Gegenstand zu gewinnen, ich würde mich kurz fassen können. Jetzt muß ich mich so kurz fassen, daß gar keine Abhandlung daraus wird. Ich weiß nicht, welcher Gedanke bei Ihnen im Hintergrunde lag, daß Sie es wünschenswerth fanden, gegenwärtig von Seiten der Literaturgeschichte auf Knigge's Wirksamkeit zurückzukommen. Ich selbst habe die Überzeugung gewonnen: es ist gut, daß dieser Schriftsteller so ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen ist. Es war keine Freude, es war eine Last, seine zahlreichen Schriften durchzulesen. Ich griff zu diesem und jenem Romane, zu dieser und jener Reise, um das Bild des Ganzen allmälig in mir entstehen zu lassen. Anfangs glaubte ich, die bedeutsameren Sachen wären mir noch entgangen, und las deshalb weiter. Allein ich habe jetzt ziemlich Alles untersucht, was sich von Knigge erhaschen ließ, und ich gestehe, die darauf verwandte Zeit erscheint mir nur deßhalb nicht verloren, weil ich sie Andern zu ersparen gedenke. Es wurde mir ganz kläglich zu Muthe, hier so viel guten Willen und so wenig Ver-

stand, so große Geschwätzigkeit und solche Ohnmacht der Phantasie beisammen zu finden.

Knigge ist ein Vielschreiber, der die siebziger, achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit seinen Werken füllt. Dieselben sind aber trotz der großen Produktionskraft jener Zeit weder an sich, mit kritischem Maßstabe gemessen, von großer Bedeutung, noch kann ihnen, wenn man sie im Zusammenhange jener Epoche betrachtet, ein merklicher Einfluß zugeschrieben werden. Davon darf gar keine Rede sein, daß Knigge zu den Köpfen gehörte, in denen der Geist des achtzehnten Jahrhunderts geboren wurde. In keiner Faser ist er Original; er ist ein rein subalternes Talent. Und so gern man in ihm einen Schriftsteller des Volks entdecken möchte, der die Ideen, welche damals in Deutschland die höchsten Sphären der Kultur, die Gelehrten, die Dichter erfüllten, auch den untergeordneten Bildungsstufen zugänglich gemacht hätte, so ist doch auch das nicht möglich. Nur einzelne seiner Schriften haben den weniger Gebildeten einige geistige Nahrung zugeführt, haben dieselben ergötzt und werden deshalb allenfalls noch genannt. Bei den meisten wird man sich schon zur Zeit ihres ersten Erscheinens gelangweilt haben. Denn niemals wird ein Schriftsteller dadurch populär, daß er oberflächlich und unkünstlerisch schreibt, in der Moral und Politik die Lauheit, das Laviren, das um den Brei Herumgehen, die Mattherzigkeit und Feigheit, wenn auch unter noch so zierlichen Ausdrücken, als das Erstrebenswerthe verkündet, und seine Sentenzen und Erfahrungen so stellt, daß sie, weil sie auf Alles passen sollen, die konkrete Welt gar nicht treffen. Für das Volk in seinen mannigfachen Abstufungen des Wissens, des Denkvermögens, der Willensfestigkeit giebt es keine andere Principien des Ästhetischen, des Moralischen, Politischen und Religiösen, als für den Gebildetsten. Was einmal gut ist, ist überall gut, was schlecht, bleibt überall verwerflich. Der Unterschied liegt, wo von allmäliger Erziehung für ein Princip die Rede ist, nur in der Anwendung desselben auf

die dem Leser verständlichen Dinge. Diesem wird man nicht dadurch verständlich, daß man ihm die Wahrheit und die Lüge, das Schöne und Häßliche, die Freiheit und die Sklaverei in schwachen Umrissen zeichnet, sie nur aus weiter Ferne ahnen läßt. Im Gegentheil, der noch ungeübte Verstand wird nur durch die bestimmteste Auseinanderlegung der Begriffe geschärft, das noch schlummernde Gefühl durch die sicherste Ausprägung des Harmonischen und Unharmonischen für die feineren Bewegungen des Gemüthes geweckt. Die überwiegende Mittelmäßigkeit des Geistes wird aus der menschlichen Gesellschaft nicht weggeräumt, indem sie mittelmäßig dargestellt wird. Erst wenn die träge Alltäglichkeit durch das Entgegenhalten des in den konkreten Fällen Ideegemäßen beschämt, angestachelt und zu edlem Eifer getrieben wird, ist es der Mühe werth, ein Buch zu lesen. Um Misère zu sehen, gehen wir nicht in das Theater, wir haben sie zu Haus schon in Fülle: und so ist es mit der Literatur ebenfalls. Der Schriftsteller bewährt sich noch als sehr unnütz für die Sache des Volks, der weiter nichts vermag, als die sittlichen Gebrechen der höheren Stände mit gelinden Mitteln anzugreifen. Die Nichtswürdigkeit der Menschen ist überall, wo sie sich findet, mit sittlichem Zorne zu vernichten. Die höheren Stände würden aber nicht schlecht sein können, wenn es die untergeordneten nicht auch wären, um jene zu unterstützen. Und der wirkliche Volksfreund hat deshalb gerade das Volk auf die eigenen Schwächen aufmerksam zu machen, hat ihm zu zeigen, wie es annäherungsweise und allmälig wenigstens zu geistiger, sittlicher und somit auch äußerlicher Selbständigkeit gelangt. Unzufriedenheit — ein sehr verrufenes Wort! Und dennoch verdanken wir ihr — versteht sich, nächst dem Hunger und der Liebe — alles Große und Menschenwürdige. Geht sie freilich über das Maß der Kräfte, so wird sie eine Thorheit; weckt sie dagegen das Bewußtsein der Kraft, so führt die Unzufriedenheit mit dem Alten zur Entdeckung und Begründung des Neuen, so führt die Unzufriedenheit mit den Übelständen zur Verbesserung im Großen wie

im Kleinen. Zunächst werde nur Jeder unzufrieden mit sich selbst gemacht, dann erst mit Andern. Wer sich also den Menschen an Geist überlegen weiß, wer ihnen Advokat des Kopfes und Herzens zu sein wagt, der hat den gesunden Eigensinn nicht zu beschwichtigen und zu lähmen, sondern anzuregen. Eine Schlummer empfehlende Moral ist ein elendes Ding. Und der Schwäche und Mittelmäßigkeit kann kaum durch jenes negirende Verhalten aufgeholfen werden, sondern hauptsächlich, indem ihr positiv die geistige Kraft, der moralische Muth in großen Beispielen und in vernünftiger Erörterung vorgeführt wird.

Zu solcher Anstrengung fehlte es Knigge aber vor allen Dingen an wahrem Ernst, jenem Ernst, der bei wirklich genialen Männern sogar durch Humor und Scherz hindurchschlägt. Es fehlte ihm der innere Zwang, die edle Begeisterung, das Reich der Ideen mit der befangenen Menschheit zu vermitteln. Knigge's Zeitgenossen brachten es freilich noch beträchtlich in Anschlag, daß sich ein adeliger Herr zur Literatur herabließ, und dieser Umstand hat, wie bei den Grafen Stolberg, nicht wenig dazu beigetragen, daß sein Name bekannt wurde. Allein wenn man die Gründe der Herablassung und ihre Art und Weise näher kennen lernt, so verliert sie beträchtlich an Werth.

Adolf von Knigge hatte auf der Universität ein sehr lockeres Leben geführt und gar nichts gelernt, da er ein Hofamt mit gutem Gehalt und wenig Mühe schon früh in Aussicht nahm. Höchstens hatte er sich mit den Gegenständen, welche zu jener Zeit vorzugsweise das Interesse der Gebildeten in Anspruch nahmen, flüchtig beschäftigt, um eine angenehme Konversation darüber in zierlichen Abendgesellschaften zu führen. Er hatte weder Einsicht in eine Fachwissenschaft, noch in den Gang der Geschichte oder in die Philosophie erlangt, um mit diesen Mitteln eine feste Position zu seiner Zeit und deren Literatur zu nehmen. Was braucht auch ein Kammerherr außer dem Hofzeremoniell und dem Verlauf einer Hofintrigue Sonderliches zu wissen! — Da Knigge inzwischen trotz

aller Ungründlichkeit seines Denkens in mehren kleinen deutschen Residenzen kein Glück machte, auch zu viel Unruhe und Ungeduld besaß für diese glanzvolle und witzlose Carriere, so trieb er sich in der Welt umher. Bald ließ er sich von diesem, bald von jenem Eindruck fesseln. Und so kam er zufallsweise endlich dahin, das Bischen Erfahrung, Gewandtheit und Geschmack, das ihm anflog, schriftstellerisch zu nutzen; ja er hat es, wie er selbst eingesteht, des Geldgewinns wegen des Langen und Breiten förmlich ausgepumpt.

Erst war Knigge Weltmann, leichtsinnig, vornehm, unterthänig. Dann wurde er eifriger Illuminat, immer geschäftig, nichts beschickend, beständig die kahlen Begriffe der Aufklärung der Toleranz den klügeren Jesuiten entgegensetzend, so daß ihn Schlosser schon in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bei Gelegenheit jenes Ordenswesens gebührend abgefertigt hat. Endlich zeigte er sich als lebhaften Anhänger der französischen Revolution, wie sich indeß denken läßt, nur von Seiten eines unklaren Gefühls. Er fand richtig heraus, daß der Kampf des demokratischen Prinzips gegen Monarchie und Aristokratie nothwendig im Bildungsgange der Menschheit liege; allein er vermochte weder den französischen Gedanken ins Deutsche zu übersetzen, noch die philosophische Idee, wie sie namentlich Montesquieu und Rousseau faßten, auf die detaillirten Verhältnisse unsers Vaterlandes anzuwenden. Er blieb in leeren Abstraktionen stecken und wiederholte sie bis zum Überdruß.

Wie Knigge beobachtet, sieht man am deutlichsten aus seinen Reisebeschreibungen. Er hört und sieht, was in seiner Nähe vorgeht, ohne daß er aus dem Funde etwas zu machen wüßte. Von einem Vergleich seiner Reise aus Lothringen nach Niedersachsen z. B. mit Georg Forster's Ansichten vom Niederrhein, die sich damals in Jedermanns Händen befanden und die auch von Knigge rühmlich erwähnt werden, kann gar keine Rede sein. Knigge sitzt auf der Lauer, ob sich ihm auf der Landstraße, im Wirthshause,

unter zufälligen Bekanntschaften hier oder dort etwas Erwähnenswerthes aufdrängt. Dann berichtet er grundehrlich, ohne Zusatz, ohne Schelmerei. Allein drängt sich nichts auf, so weiß Knigge auch nichts zu sagen. So wenig er sich in das versteckte Geäder der bürgerlichen Zustände, der Sitten, der ganzen Denkweise vom politischen oder sozialen Standpunkte aus verliert, ebensowenig bringt er es zu scharfsinnigen Vergleichen mit entfernten Völkerschaften und Gegenden, zu einem klugen Vorschlag oder Witzwort. Überall muß es bei den ziemlich gedankenleeren Oberflächen sein Bewenden haben und höchstens gelingt eine Ausnahme von dieser Regel, wenn von Bremen die Rede ist, wo sich der Autor längere Zeit aufhielt, so daß er diesen »dunkeln Winkel« von Deutschland gegen manche Angriffe auf die bürgerliche Verfassung, auf den religiösen und ästhetischen Sinn mit Gründen abzuweisen sucht.

In welchem Verhältniß Knigge zu der Literatur seiner Zeit stand, sieht man aus seinem Buche über Schriftsteller und Schriftstellerei. Es ist eine durchaus oberflächliche, flüchtige Stellung, die er einnimmt. Knigge ist nicht einmal Nachahmer; ihm ist kein einziges großes Vorbild nachzuweisen; dazu hatte er sich niemals genug in das Studium irgend eines Schriftstellers vertieft; es fehlt ihm der Enthusiasmus, der mit Anstrengung und Ausdauer irgend etwas Großes durchzusetzen sucht. Knigge gehört keinem einzigen Literaturkreise an, weder dem Leipziger, noch Göttinger, noch Hamburger, noch Weimarschen. Mit keinem einzigen großen Manne seiner Zeit wüßten wir ihn nur im Briefwechsel. Lauter unbedeutende, zum Theil erbärmliche Menschen gruppiren sich um ihn. Gelesen hat er nur naschend, dilettantisch; bald Rabener und Montesquieu, bald Voltaire und Gellert, Rousseau und Kotzebue, eine Predigtsammlung und eine Wachtstubenanekdotenauswahl. Deshalb kommt bei der eigenen Produktion nichts zum Vorschein, als ein Wirrwarr, und beständig müssen Nebensachen den Hauptgegenstand der Untersuchung abgeben. Statt durch das Drama mit ästhetischen Mitteln auf die ganze geistige Erregung des Menschen wirken zu

lassen und das sittliche Gefühl auf diese Weise desto nachhaltiger zu stärken, soll die Moral augenblicklich und unmittelbar heran, und es bleibt bei einer Thräne stillen Mitleids, schwächlicher Verzichtleistung, bescheidener Hoffnung. Überhaupt werden über Poesie und Kunst hier die nüchternsten Ansichten, die man sich denken kann, ausgekramt. Der Schriftsteller selbst bekommt dann eine Menge Bemerkungen mit auf den Weg und es werden ihm reichlich viel gute Regeln gegeben, die leider nur gänzlich zwecklos werden, da sie für den Laien überflüssig und für den Schriftsteller zu nichtssagend sind. Was ist damit gedient, daß es heißt, der Schriftsteller muß sich zusammennehmen, er muß seinem Stoffe gewachsen sein? Was soll es, dem Schriftsteller Bescheidenheit und Sanftmuth zu empfehlen, da alle Logik arrogant und, wo sie auf Widerstand trifft, grob ist?

Geht es deshalb an Knigge's eigene Kompositionen, so darf man die Schauspiele und Predigten mit gutem Gewissen gänzlich übergehen. Hier belehrt weder der Komödiant den Pfarrer, noch der Pfarrer den Komödianten. Der christliche Glaube ist bei Knigge gänzlich weggeschnitten; alles Übrige bleibt, als wenn es auf jenem basirt wäre, und verliert nun alle Haltung. Indem Knigge Demuth, Sanfmuth, Toleranz predigt, isolirt er diese Tugenden, entrückt sie der bewegten Wirklichkeit, wie es auf der Kanzel oft geschieht, und da ist es keine Kunst, wenn die Sanftmuth mit ihrem Schweif von Friedfertigkeit, Nachgiebigkeit und Geduld in keinen Konflikt mit der Beharrlichkeit, dem edlen Mannestrotz, dem feurigen Eifer für eine gerechte Sache geräth. In der Wirklichkeit entsteht dieser Konflikt aber zu oft, so daß man in Versuchung kommt, jene theoretischen Tugenden der Demuth und Sanftmuth dem einfachen Muth, der praktisch ist, aufzuopfern. — Die Schauspiele, welche Knigge nach dem Französischen bearbeitete, sind keine Lustspiele, eher Leidspiele; wenigstens faßt man Mitleid bei dem gebrechlichen Verstande, der sich hier kund giebt. »Der Gefällige« ist erst aller Welt Freund, wird aber aller Welt Feind,

weil der eine Gegner erfährt, daß jener es auch mit dem anderen hält. Treuberg — der Name sagt's schon — die ehrliche Haut, die bei jenen Gefälligkeitssprüngen verkannt wird, führt natürlich, nachdem der Achselträger entlarvt ist, die Braut heim.

Hat man ferner Einen von Knigge's Romanen gelesen, so kennt man sie sämmtlich. Derselbe Teig wird nur in verschiedene Formen geknetet. Man darf sich dadurch nicht bestechen lassen, daß die Worte Humanität, Menschenfreundlichkeit, Aufopferung beständig abgenutzt werden. Viel ist von gefühlvollen Menschen die Rede, bei denen das Weinen recht locker sitzt; nie von energischen Charakteren, voll Geist und Adel der Gesinnung. Niemals steckt ein fester sittlicher Kern darin. Ja, wenn wir nur einmal recht durchtriebenen Taugenichtsen begegneten! Aber wo blasirte, hypochondrische Menschen, die ihr Vermögen, ihre soziale Stellung durch Dummheit einbüßten, nun Genügsamkeit, ländliche Stille, Frieden mit aller Welt empfehlen, da faßt man kein sonderliches Vertrauen zu ihren Sittensprüchen. Ist endlich das Geheimniß entdeckt, daß Knigge ohne alle Objectivität unter den verschiedenen Masken immer selbst die guten Lehren giebt, die er nicht befolgte, daß er seine eigenen Schicksale, sein Durchschlagen, seine Reiseabenteuer, sein Bißchen Theilnahme an den philanthropischen Ideen jener Zeit stets zu Markte bringt, so wird man es richtig zu würdigen wissen, wenn Höfe und Hofleute mit dürftigem Witz verfolgt werden und Knigge in allen Vorreden ein Breites über seine Unannehmlichkeiten berichtet, die ihm der Ausfall auf einen Minister, auf eine Maitresse oder einen Junker zugezogen haben soll. Gedankenöde, empfindungsleer und deshalb prunk- und vergnügungssüchtig genug sah es damals allerdings in der vornehmen Welt aus, so daß man diese matten Bilder leicht ähnlich finden konnte. Allein wenn man sieht, wie der Schriftsteller darüber aus ist, jedes herzhafte Wort, das ihm entschlüpfte, sogleich wieder zurückzunehmen, sich mit den dargestellten Personen, statt sie dem Gelächter oder der Verachtung preiszugeben, in Güte

abzufinden und wie es dem Schriftsteller unter diesen Menschen im Grunde recht wohl behagt, weil er sie kennt und eigentlich mit ihnen auf vertrautem Fuß steht, so fällt der Widerwille, welchen der nur einigermaßen nachdenkende Leser empfindet, von den geschilderten Charakteren auf den Autor zurück. In der That, derselbe begreift weder einen genialen Schurken, noch ein selbstbewußtes, durchgebildetes Genie. Die ganze Reihe der Knigge'schen sozialen Romane ist aus locker zusammengehaltenen Anekdoten, wie sie schon damals gleich der Scheidemünze umliefen, entstanden und ausstaffirt mit Reiseskizzen, Reflexionen, wie sie jedes alte Weib anstellt. Wie von keiner Charakterentwicklung, so ist auch von keiner dramatischen Handlung die Rede. Oft ist der Titel des Buches schon hinreichend, um den Inhalt errathen zu lassen. Die »Geschichte des armen Herrn von Mildenburg« ist eine kümmerliche Geschichte. Der arme Herr von Mildenburg ist sehr mild und sehr arm: arm am Beutel und noch ärmer an Kopf. Er behilft sich, bis bessere Zeiten und ein reicher Freund aus England kommen, ja es wäre aus dem ganzen Romane nichts geworden, wenn Jemand dem Manne ein mäßiges Kapital vorgestreckt hätte. Inzwischen sieht dieser in manche Haushaltung, er erlebt manche Schnurre und schreibt seine Memoiren, um zu beweisen, daß Jeder glücklich sein und seinen guten Zweck durchsetzen kann, der immer weise und immer redlich handelt: ein Thema, wie ein Thorweg, durch den man auf der einen Seite ein- und auf der andern wieder ausfahren kann, ohne bei der widersprechenden Wirklichkeit im Geringsten anzurennen. Eben so bringt die »Geschichte des Amtsraths Gutmann, von ihm selbst geschrieben« Pachterleid und Pachterfreude, ohne daß die Mannigfaltigkeit der Situationen den geringsten Werth hätte. Sie sind von keiner Einheit durchdrungen, arbeiten auf kein Ziel los. Zahlen und Kontrakte, wie sie hier verwendet werden, haben für den Roman keine Bedeutung, weil sie nicht unter den Gesichtspunkt der poetischen Freiheit fallen, und keinen praktischen Nutzen, weil sie willkürlich erfunden sind. Wie

sich Jemand in plötzlichem Unglück einschränke, wie er ein längst abgelegtes Kleidungsstück wieder hervorziehe und verändere, muß Jeder vorkommenden Falls selbst wissen, und wer es nicht weiß, der lernt es aus Knigge's Roman auch nicht. Eine Klugheitsregel, wie diese: es ist nicht genug, eine Frau zu nehmen, man muß auch wissen, wovon man mit ihr und den Kindern, die da kommen können, leben will — brauchte der Freiherr von Knigge nicht drucken zu lassen; sie findet sich im Munde jedes Gänsehirten mit eben so viel Witz. — Die »Verirrungen des Philosophen, oder die Geschichte Ludwigs von Seelberg« sind allerdings Verirrungen, aber keines Philosophen. Es soll darin gezeigt werden, »wie früh schon im Menschen der Grund zu großen, edlen Handlungen, so wie zu unzähligen Irrthümern gelegt werden kann.« Es soll noch vieles Andere gezeigt werden, wozu sich weder eine philosophische, noch poetische Betrachtung, sondern nur das oberflächlichste Denken entschließen wird. Allerdings machen gute und verwerfliche Handlungen — wenn man in Bausch und Bogen rechnen will — das Leben aus. Soll aber die Philosophie, im vorliegenden Fall die Erziehung, daran etwas bessern, so beruhigt sie sich nicht bei dem von den schlechtesten Köpfen herkömmlich angenommenen Thatbestande, sondern sucht strenger zu unterscheiden und strebt in der Wegräumung der tieferen Gründe des Übels die Besserung der Zustände. Soll die Poesie sie unterstützen, so geschieht es durch Steigerung der psychologischen Wahrheit, durch geistvolle Eigenthümlichkeit der Charaktere, kluge Durchbildung der Leidenschaften und noch klügere Zügelung derselben durch vernünftige Überlegung und durch den Drang der Umstände, der in der Wirklichkeit oft unerklärlich bleibt, im Kunstwerk aber als vernünftiges Schicksal ausgebildet werden kann. Das ist aber weder eine lebenvolle Kollision, noch eine psychologische Wahrheit, wenn die eine Eigenschaft des Geistes sogleich durch eine andere, direkt entgegengesetzte, wieder aufgehoben wird; wenn einzelne Blicke in das menschliche Herz zwar der Wirklichkeit abgelauscht sind, im Verein aber nicht ein-

mal eine Karrikatur, sondern eine Musterkarte von zufällig neben-einander liegenden Eigenschaften daraus wird. Einzelne Züge würde man gern hinnehmen, wenn sie nur richtig benutzt wären. Es heißt z. B.: »Der Tod des alten Herrn war der letzte Akt eines mittelmäßigen Trauerspiels, eine gemeine Sterbeszene. Zur Seite ein Arzt und ein Geistlicher, die beide für die Gebühren ihr Amt mit gehöriger Kälte und Ernsthaftigkeit verrichteten. Die Bedienten, ermüdet vom vielen Wachen, waren heute ein wenig lebhafter und geschwinder, da nun Hoffnung, bald des Zwanges überhoben zu sein. Der Sohn in Thränen, aber mehr aus Anstand, als aus Zärtlichkeit. Der Sterbende, sobald er Linderung fühlte, voll Religion und kalter Lehren für seinen Sohn; sobald die Schmerzen kamen, ängstlich, ungläubig oder stumm.« Durch solche Schilderungen wird natürlich keine tragische Wirkung hervorgebracht; allein der Eindruck peinigender Öde und Leere bleibt nicht aus. Eine Sehnsucht nach herzlichern, edleren Menschen tritt ein. Und wäre die benutzt, um durch den Kontrast des Bessern zu wirken, so würde neben der ästhetischen Befriedigung zugleich eine moralische, für einen großen Leserkreis zugängliche erzielt worden sein, während jetzt solche zerstreute Körner in den Scheffeln von Spreu verloren gehen.

Dasselbe ist über den »Roman meines Lebens« und über die »Geschichte Peter Klausens« zu sagen, obgleich Knigge die letztere für das Beste hält, was er jemals geschrieben. In beiden Erzählungen häufen sich wieder aphoristische Lebensläufe, Karrikaturen auf die Üppigkeit und Gallomanie der Höfe, Reflexionen über Moden, Zimmerdekoration, Dies und Jenes. Und wenn man auch hier ebenfalls manches kleine freundliche Bild ländlicher Sitte anerkennen möchte, so ist man schon zehnmal ermüdet, ehe man zu ihm gelangt.

Der politische Roman Knigge's ist von wahrhaft tödtlicher Langerweile. Man sollte fast auf die Vermuthung kommen, der Verfasser habe diese Bände, die freisinnig sein sollen, im Interesse

des Servilismus geschrieben, um das größere Publikum durch das bodenloseste Gewäsch von der Politik abzuschrecken. Namentlich, wo die Sache ernsthaft genommen wird, ist Knigge unerträglich. Greift er die Sache komisch und satirisch an, so entsteht freilich sogleich die Frage, ob die reine Dummheit, auf die es alsdann abgesehen ist, noch lächerlich und des Spottes werth sei, oder ob nicht vielmehr der Pauperismus der Köpfe, wie jedes Armenwesen, lediglich von der sehr betrübenden, ernsthaften Seite genommen werden müsse. Wenigstens muß der Schriftsteller, der in dieser Sphäre noch die Satire spielen lassen will, selbst gescheidt genug sein, um dem Leser überall den klügeren Gedanken durchblicken zu lassen. Ja, es ist sogar nothwendig, daß der Dumme in seiner Einfalt, in seinem »dummen Verstande« dann und wann die Weisen an Weisheit überbiete. Die bloße Abschilderung der Bornirtheit, ohne diesen Humor, erregt bei dem nur einigermaßen gewitzten Kopfe Überdruß, und der schwerfällige merkt den Spott nicht. Das Ziel wird verfehlt. — Die »hinterlassenen Papiere des Etatsraths von Schaafskopf« stehen etwa auf der Grenze, wo es noch ungewiß ist, ob man über den Tropf die Achseln zucken, oder ob man ihm die Treppe weisen soll. Das Ganze ist gegen den Adel und das Ordenswesen, namentlich gegen die Jesuiten gerichtet. Der Held des Romans, schon seines Namens wegen dem feinen Geschmack zuwider, soll einer weitverbreiteten, sehr einflußreichen Familie angehören, so daß in manchen Ländern Niemand zu Ehrenstellen gelangen kann, wenn er nicht durch Geburt oder Heirath zu dem Stamme Derer von Schaafskopf gehört. Hauslehrer, Gymnasium, Universität thun das Ihrige, den jungen Mann in einer Weise heranzubilden, daß er seiner Familie zur Ehre gereicht. Er geht auf Reisen, kommt sogar nach Straßburg, »wo selbst die gemeinen Leute Französisch sprechen«, hält sich als Kammerrath, der den Staatskalender besorgt, endlich als Kammerherr in den geheimsten Angelegenheiten an verschiedenen Höfen auf. Seine reichen Erfahrungen und natürlich die wiederholte Auffor-

derung zahlreicher Freunde bewegen ihn, seine Memoiren zu schreiben. Und so giebt er denn höchst schätzbare Nachrichten über den uralten Pinselorden, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, der einreißenden Zuversicht zu der trüglichen menschlichen Vernunft und deren Herrschaft entgegenzuarbeiten, die alte Würde eines auf Autorität und Tradition gestützten Glaubens wieder herzustellen; das Reich der Aufklärer zu zerstören; diejenigen, welche sich an Weisheit und Verstand über ihre Brüder erhaben dünken, auf alle Weise zur Demuth zurückzuführen; die goldene Mittelmäßigkeit unter den Menschen zu erhalten; das abscheuliche Laster der Toleranz zu bekämpfen und gegen die vermaledeite Publizität, Denk-, Sprech- und Preßfreiheit muthig zu streiten. Man sieht leicht, daß diese allgemeinen Sätze keine sonderliche Wirkung hervorbringen können. Wo die Darstellung mehr ins Konkrete geht, belebt sie sich etwas. Und die Absicht des Buchs wird sogleich anschaulicher, wo dem ächten Pinselbruder vorgeschrieben wird, seine Stimme etwas singend und gedehnt zu halten, recht langsam zu reden, den Kopf, je nachdem die Leute sind, auf die Seite hängen oder wanken zu lassen. Allein solche ausgemalte Partien kommen selten vor. Der schwache Anflug von guter Laune geht schnell verloren. Und da Knigge es nie versteht, im richtigen Moment inne zu halten, so sinkt der Ton zu stiller Resignation zurück, die das Einschläfern nicht hindert, sondern fördert. Es ist durchaus nicht im Sinne der Satire gedacht, wenn der Pinselorden es für zweckmäßig hält, sich des Jugendunterrichts zu bemächtigen, weil die Jugend noch für Alles empfänglich sei. Denn das ist, wenn noch so unbedeutend, doch richtig gedacht. Jede Lehre, die von ihrer sittlichen Begründung überzeugt ist, wird und soll die Jugend in ihren Grundsätzen zu erziehen trachten. Es ist gar nicht pinselhaft, es ist nur in der Ordnung, wenn der Orden auf Sorge für physische Entwicklung dringt. Wenn Platen satirisch zu Werke geht, so läßt er die Philologen schon mit den Kindern in der Windel die Sage von den Harpyen erörtern. Und ein Pinsel-

orden, sollte man denken, müßte, statt das heranwachsende Geschlecht recht frei und munter herumspringen zu lassen, vielmehr darauf sehen, daß die Kinder hübsch tief in Flanell gehüllt würden, sich der rauhen und rauhen Sinn erzeugenden Luft entwöhnten, recht altklug in Gesellschaft neben der Mutter säßen, stets vorlaut plapperten und bloß dann nicht sprächen, wenn sie gefragt würden. — Auch hier kommt Knigge wieder mit seinem Nothbehelf, der weder heitern, noch bittern Scherz verträgt oder verdient. Was soll man dazu sagen, wenn Jemandem empfohlen wird, seine schlechtern Zimmer selbst zu bewohnen und die eleganten nur zu öffnen, wenn Fremde erscheinen? Man thue es oder lasse es, uns ist es gänzlich gleichgiltig.

Aber durchaus abgeschmackt, wie Bettelsuppe, wird Knigge's Geschreibe, wenn er in »Benjamin Noldmann's Geschichte der Aufklärung in Abyssinien« ernsthafter Weise die langweiligste, unwahrscheinlichste Geschichte erzählt, um die tiefsinnigen Rousseau'schen Ideen in populärer Form zu verbreiten. Der »contrat social« ist nur für solche Leser, die es im Denken so weit gebracht haben, rein philosophische Begriffe zu verarbeiten, und die ihr Land und ihre Nation erfahrungsmäßig hinlänglich kennen, um jene Abstraktionen auf die konkreten Zustände anzuwenden. Durch fingirte Verhältnisse wird da nichts aufgeklärt. Und wahrhaft rathlos verläuft das Unternehmen, wenn man sieht, wie nach den einzelnen Paragraphen des philosophischen Staatsrechts ein Staat gezimmert ist, so einfach, so regelmäßig, so sehr in der Ordnung, daß alle Erfordernisse für die Glückseligkeit vorhanden sind, die Kleinigkeit ausgenommen, daß die Bürger dieses Staats ebenfalls nur menschgewordene Paragraphen sind. Hier haben wir allerdings jene Schattenbilder von Staatseinrichtungen und Staatsmenschen, womit die Gegner einer vernunftgemäßen Politik beständig drohen. Allein kein Philosoph wird zugeben, daß Knigge das Wesen der Staatsidee versinnlicht habe.

Der Versuch zum rein komischen Roman wird in dem »Zau-

beschloß, oder Geschichte des Grafen Tunger« gemacht. Indessen es ist Alles erklärt, wenn der Leser weiß, daß hier natürlich präparirte Zauber und Wunder als Polizei- und Besserungsmittel verwendet werden. Alle im Schlosse umgehende Geister werden entlarvt, alle Verwandlungen des Weins, nicht in Wasser, sondern sogar in Sand und was der Dinge mehr sind, werden offenbar, sobald der Schloßherr zuvor seine Geschichte erzählt hat, wie aus einem leichtsinnigen Junker ein höchst bedächtiger, menschenfreundlicher, kopfhängerischer Sonderling geworden ist.

Witziger, als vieles Andere von Knigge, ist seine Parodie auf Zimmermann's Buch »Über Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit ihm.« Das Buch heißt ebenfalls: »Über Friedrich Wilhelm den Liebreichen und meine Unterredung mit ihm. Von Meywerk, Chur-Hannöverschen Hosenmacher.« — Meywerk muß dem Könige eine Hose anmessen, da die Berliner Schneider Höchstdemselben nicht nach Wunsche zu arbeiten verstehen. Meywerk geht sehr umsichtig zu Werke. Der König sieht, daß der Mann Talent für Hosen hat und bespricht mit ihm deshalb auch Staatsangelegenheiten. Allein Meywerk darf aus Diskretion nicht darüber ausschwatzen. Auch über des Königs Verhältniß zu sämmtlichen Potentaten Europas erfährt er sehr viel. Allein Meywerk darf aus Diskretion nicht reden. Und endlich erfährt er über die Minister und Schneider Berlins sehr viel. Allein auch hier muß er Schweigen beobachten.

Am meisten ist der niedrigkomische, populäre Ton, wie das Publikum auch schon herausgefunden hat, in der »Reise nach Braunschweig« getroffen. Zwar ist die Erzählung in vieler Hinsicht im höchsten Grade geschmacklos und plump; indeß sie faßt sich glücklicher Weise sehr kurz, sie dringt hier und da zur Naturwahrheit durch: und dem Leser, welcher sich etwa bis zur Wachtelhöhe über die Alltäglichkeit erhebt, wird es immer ein Vergnügen sein, die dummen Dorfhonoratioren zu verspotten. Ihm wird die Geschichte natürlich doppelt interessant, wenn er das stolze Bewußtsein hat, daß er die Dinge, welche dem Amtmann Baumann,

Förster Dornbusch und Ehren Schottenius das größte Kopfbrechen verursachen, längst an den Schuhen abgelaufen hat. Das Buch hat deshalb im nördlichen Deutschland, um Braunschweig herum, die meiste Theilnahme gefunden. Vieles wird übrigens dadurch wieder verdorben, daß den burlesken Szenen mit aller Gewalt eine Moral abgezapft wird, von der der Verfasser selbst sagt, sie sei ganz gemein, ganz trivial und bekannt genug, ohne daß Jemand danach handle. Ist das der Fall, so muß der Leser gerade dadurch, daß der alten Sache eine neue Seite abgewonnen, eine neue frappirende Form gegeben wird, aufmerksam gemacht und, wie der Müller durch den Mühlenlärm hindurch, zum Aufhorchen gezwungen werden.

Das Resultat der sämmtlichen Knigge'schen Romane bleibt, daß sie alle ohne Ausnahme des Verfassers eigene unbedeutende Persönlichkeit wiederspiegeln. Und wäre der »Umgang mit Menschen«, das bekannteste Buch dieses Schriftstellers, nicht erst das Resumé aller jener sozialen Versuche, so würde man die Charaktere illusionsweise danach eintheilen können, daß sie diesen Umgang entweder gelesen, oder nicht gelesen haben: die, welche ihn nicht gelesen haben, sind roh und einfältig, die sich nach ihm bildeten, sind geschliffen und ebenfalls einfältig. Für ein leider schon zu umgängliches, zu devotes und unterthänigst ersterbendes Geschlecht ist dort keine Kräftigung zu holen und nie zu holen gewesen.

Auch in Betreff dieses Umgangs mit Menschen bemerkt schon Schlosser, daß die Deutschen Alles aus Büchern lernen sollen, was gar nicht aus Büchern zu lernen ist. Wer voll Lebenslust und bestimmten Berufseifers unter den Leuten verkehrt, bedarf des Buches nicht. Dasselbe ist eine Lektüre für Menschen, die sich aus der Gesellschaft zurückgezogen haben, die einsam spazieren, isolirt arbeiten, sich die Welt überhaupt durch Bücher vermitteln lassen und in recht kühler Betrachtung sehen möchten, nicht einmal wie es unter den Menschen hergeht, nein, wie es unter ihnen hergehen könnte. Denn Knigge verhält sich, trotz dem, daß er sich beständig auf die Erfahrung beruft, auch hier wieder theoretisch, er macht

die Zustände, die betreffenden Lehrsätze und ihre Anwendung auf dem Papiere. — Daß das Buch viel gelesen wurde und noch immer aufgeschlagen wird, liefert nur den Beweis, wie viel Einsiedler es in Deutschland giebt. — Der Knigge'sche Umgang liegt wie ein Schiff unter gänzlicher Windstille regungslos im Meere. Einzelne Kommandos erschallen darauf; man sieht einige Bewegungen in den Raaen; einige Zimmerleute waren auf dem Verdeck und in den Räumen thätig, ein Leck zu verstopfen, eine baufällige Stelle auszubessern, das Ganze zu kalfatern, und ganz neuerlich hat man, wo es anging, verschiedene neue Segeltücher aufgezogen. Allein auf ein Weiterkommen müssen die Passagiere verzichten. — Die Standesunterschiede und Trennungen waren zu der Zeit, wo Knigge sein Buch schrieb, wohl aufs Äußerste in Deutschland gestiegen. Von nationalem Sinn, von Gemeingeist war keine Rede. Alles drängte sich in geselliger Beziehung, so viel wie möglich, nach Oben, richtete sich nach den Sitten der großen und kleinen Höfe; Alles war eifersüchtig gegen Höhere und anmaßend gegen vermeintlich nur eine einzige Stufe niedriger Stehende. Die Vergnügungen hatten keinen poetischen Reiz. Kurz, im sozialen Verkehr herrschte das Zerimoniöse, Gemessene, Frostige, Egoistische. Die rüstigern Köpfe suchten für das Allgemeine nach Abhilfe. Allein gebrochen konnte dieser Zustand nur durch totale Umbildung des Geistes werden. Knigge's Buch hat in dieser Hinsicht gar nichts genützt, da es nicht den Kopf aufrichten und den Blick befreien, sondern höchstens das Hutabnehmen verbessern will.

Der Umgang mit Menschen ist nämlich, wie er hier genommen wird, ein ganz untergeordneter Begriff. Er trifft nichts Materielles, sondern nur etwas Formelles. Sobald aber jenes feststeht, kann dieses keine Schwierigkeiten bieten: sobald der einzelne Mensch sein Verhältniß zur bürgerlichen Gesellschaft, in der er lebt, nach den Prinzipien der Menschenrechte, die zu Knigge's Zeit doch eine so große Rolle spielten, und der Menschenliebe mit richtigem Selbstvertrauen und kluger Beurtheilung der bestehenden Verhältnisse zu ordnen strebt, so muß sich die bloße Manier des Auftre-

tens in den einzelnen Fällen von selbst ergeben. Wird dagegen nur die Außenseite geglättet, so werden dadurch die Konflikte der Leidenschaften, die Schliche des befangenen Egoismus, des Zorns, des Hasses, der Furcht, des Neides mit der bessern Überzeugung und einer wohlbegründeten Moral keineswegs beseitigt. Mangeln jene Grundsätze der Humanität, so ist ein bloß äußerlich feines Betragen nichts als Heuchelei, auswendig gelernte Etikette, gnädige Herablassung und gebückte Unterthänigkeit, die beide nichts taugen. Ja, die noch so sorgfältige Aufzählung von feinen Wendungen ist nicht einmal im Stande, einen einzigen neuen Fall des persönlichen Zusammentreffens zu entscheiden.

In Knigge's Buche fehlen nun jene Grundsätze entweder ganz, oder, was eben so schlimm ist, sie sind durch falsch verstandene Herzensgüte bis zur Ohnmacht geschwächt. Knigge kennt keine Tugend der Kraft, er kennt nur die Butterblumen der Schwäche. Er opponirt der Nichtswürdigkeit, o ja, wie immer, mit einem leisen Achselzucken; für edle Bestrebungen hat er sehr viel beifälliges Lächeln in Bereitschaft. Ehe noch entschieden ist, was bös, was gut, recht, schlecht sei, wird der Mensch schon als durchaus empfehlenswerth hingestellt, der nur nichts Böses thut. Gegen Kraftgenies wird geeifert; aber vergessen, daß die ernste und anhaltende Richtung des Denkens und Strebens am ersten im Stande ist, vor weichlicher und süßlicher Sünde zu bewahren. — Es soll nicht verkannt werden, daß Knigge diejenigen Situationen sehr glücklich trifft, wo herzliche Beziehungen vorwalten dürfen. Was über die Freundschaft gesagt wird, ist sehr wohl im Stande, einsame Seelen zu erquicken, wird aber nie Freunde zusammenführen, die mit einander streben und ringen, lachen und zechen wollen. Das Kapitel über Herren und Diener athmet Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit. Auch erscheint es sehr brav, daß der seine Pflicht erfüllende Lehrer besonderer Hochachtung empfohlen wird; aber es ist dennoch eine Übertreibung, wenn es heißt, der ehrliche Dorfschulmeister sei eine wichtigere und nützlichere Person im Staate, als der Finanzminister. Wer liest ferner die zarten Worte über den

Umgang zwischen Liebenden, außer denen, die so unglücklich sind, keine Anwendung von so schönen Regeln machen zu können? Jeder Andere wird, wenn er sein Mädchen im Arme hält, schon wissen, was er ihr zu sagen hat — sei es noch so drollig für den nüchternen Beobachter. Liebe lernt Niemand. Und eben so könnte es nur einen komischen Auftritt abgeben, wenn Jemand, der mit einem Vornehmen etwas zu verhandeln hätte, vorher zu Knigge's Umgang greifen wollte, wie der Thorschreiber zum Briefsteller greift, wenn er den Steuerdirektor zu Gevatter bitten will. Es läßt sich deshalb auch kein sonderliches Gewicht darauf legen, wenn der Verfasser während der Revolution einzelne Kapitel über den Verkehr mit Fürsten nach dem Bedürfniß der Zeit abändern zu müssen glaubte. Hauptsächlich wären Leser ins Auge zu fassen gewesen, die mit Fürsten in Geschäftsverkehr treten und sich nicht zu den Vertrauten derselben rechnen. Dessen ungeachtet dringt der Verfasser nicht etwa darauf, dem Fürsten gegenüber Selbstbewußtsein und Bürgerehre festzuhalten, sondern geht auf den Privatcharakter über, meint, daß die meisten Fürsten ungesellig, kalt, unfähig zu ächter Freundschaft und überhaupt im Umgange schwer zu behandeln seien. Zwar sollen den Fürsten die Rousseau'schen Ideen ans Herz gelegt werden; aber — der ehemalige Kammerherr blickt durch — der Günstling soll den günstigen Augenblick abwarten und die gehörige Einkleidung gebrauchen. — Es ist eine nichtsnutze Redensart, der beste Fürst sei, der am wenigsten von sich reden mache, sowohl im Guten als im Bösen. Ein guter Fürst soll wenigstens, nicht von seiner erlauchten Person, seinen Jagden und Vergnügungsreisen, wohl aber von seinen Regierungsmaßregeln, geschehenen und projektirten, sehr viel reden lassen.

Wenn daher Schriftsteller, wie Wilmsen und Gödeke, die sich besonders für die untergeordnetern Bildungsstufen zu schreiben bemühten, das Buch über den Umgang durch Überarbeitung zeitgemäß zu erhalten gesucht, so trifft das obige Urtheil dessen ungeachtet stets noch zu. Die Überarbeiter haben hier angestrafft, dort gemildert und es sind, wenn man die verschiedenen Ausgaben vergleicht, oft

höchst sonderbare Umwandlungen vorgefallen. Warnt Knigge seine Leser z. B. vor den Anhängern Voltaire's, den er nicht verstand, so setzt Gödeke dafür die Hegelianer, und giebt Regeln, wie sich der auf dem Standpunkt der Kirche befindliche mittelmäßige Verstand gegen den Philosophen verhalten soll. Nur ist vergessen, daß in diesem Falle der philosophische und nicht der mittelmäßige Kopf die Position bedingen wird. Der Philosoph müßte sehr befangen sein oder sehr unklug in den Tag hineinsprechen, wenn er nicht sehr bald herausfände, wie viel oder wie wenig sein Mann zu begreifen im Stande wäre, um das Gespräch danach einzurichten. Entweder würde er doch wohl die philosophischen Gegenstände nicht seinem, sondern dem Standpunkt des Andern gemäß besprechen, oder es durchaus vorziehen, ein allgemein verständliches Thema, wie die Eisenbahnen, den Zollverein, den letzten Landtagsabschied zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen. — Ein prinzipvoller Angriff des Buchs war bei diesen Bearbeitungen natürlich unmöglich, da der Grundstein des Ganzen, der Ton des Kleinbeigebens, beibehalten werden mußte.

Das ist es ohngefähr, was sich vom literarhistorischen Standpunkte über Herrn von Knigge sagen läßt. Von einem Einfluß, den er geübt hätte, kann weiter nicht die Rede sein. Er wurde gelesen und wird auch ferner noch gelesen werden: aber eine Spur hinterläßt er schwerlich. Die große Masse der Mittelmäßigkeit hat, so lange sie lebt, ihr Recht auf des Lebens Leid und Lust. Später ist vorüber nur vorüber! Nur was hervorragt, was faßt und fortreißt, ist ein Gegenstand der Geschichte, um auch in dieser Form noch fortzuwirken. Und wenn wir deshalb sehen, wie unsere großen Nationalschriftsteller, meist Knigge's Zeitgenossen, tiefer und tiefer in das Bewußtsein des Volks eindringen und hier lichten und richten, so beruhigen wir uns gern darüber, daß Leistungen, die lediglich Folge eines bestimmten Kulturstandes waren, nicht zugleich wieder die Ursache und Grundlage eines neuen Aufbaues abgeben wollen, sondern vielmehr auf dem großen Markt verloren gehen.

Der Begriff

der

antiken Elegie

in seiner historischen Entwicklung.

Von

W. Hertzberg.

Erster Aufsatz:

Die hellenische Elegie bis zu den Alexandrinern.

Vorwort.

In wie weit nachstehender Aufsatz auf eine Unterscheidung von früheren Behandlungen der griechischen Elegie (namentlich der werthvollen Arbeit Weber's) Anspruch macht, liegt schon in dem durch die Überschrift bezeichneten Standpunkt desselben angedeutet. Daß wir unsre Vorgänger gewissenhaft benutzt haben, bedarf eben nur der Erwähnung. Wie es geschehen ist, und in wie fern daher diese Arbeit als selbständige Forschung gelten muß, unterwerfen wir der Beurtheilung der Männer von Fach. Auf eine detaillirtere Polemik haben wir uns nur eingelassen, wo sie dem Fortschritte der Untersuchung unmittelbar förderlich schien. Was die mitgetheilten Übersetzungsproben betrifft, so sind wir zu der Überzeugung gekommen, daß abstracte prosodische Regeln (wie sie bei uns seit Voß aufgestellt und verbreitet sind) in keiner Sprache weniger, als in der deutschen, zur Bestimmung des Silbenmaßes und der gefälligen Versbildung ausreichen. Denn fast jede Silbe verlangt an jeder Stelle des Verses besondere Erwägung, so daß beispielsweise selbst nicht jede s. g. Naturlänge an jeder Stelle des Hexameters, wo das Vers-Schema abstract eine Länge vorschreibt oder gestattet, Platz finden kann. Wir sind noch weit entfernt von einer wissenschaftlichen Darstellung der deutschen Metrik bis in ihre feinsten Details. Bis dahin haben wir also die Voß'schen Normen als durchaus bindend für uns angesehen, und glauben darin selbst rigoristischen Anforderungen zu entsprechen. Wir haben uns vielmehr innerhalb derselben denjenigen Beschränkungen gefügt, welche uns der natürliche Wohlklang, dessen Richter noch für's Erste in jedem einzelnen Fall das gebildete Gehör sein muß, als Gesetz auflegte. So haben wir namentlich den Gebrauch eines wirklichen Compositums in der Mitte des Pentameters, wodurch die Cäsur verwischt, und den einer Mittelzeit vor der Cäsur, wodurch sie ermäßigt wird, durchaus aufgegeben. Dadurch ist zwar der Unterschied zwischen dem antiken Verse, in welchem Wort- und Rede-Accent frei über dem Metrum schwebt, und dem deutschen, in welchem er sich mit dem Vers-Ictus zu kräftigem Hammerschlag verbindet, nur noch mehr befestigt. Aber wenn wir natürlich bleiben wollen, müssen wir darauf verzichten, die Ähnlichkeit mit dem Klange des Originals weiter zu treiben, als bis wohin die Mittel unsrer Sprache und die Gewohnheit des deutschen Ohres ungezwungen nachfolgen. Dafür müssen wir aber um so mehr darauf dringen, daß an sich richtige, vom Alterthum überlieferte Grundsätze nicht anders als cum grano salis auf unsre Hexameter und Pentameter angewendet werden. Namentlich verlangen unsre zahlreichen Enklitika und Proklitika (Artikel, Präpositionen, Conjunctionen), wodurch zusammenhängende Accent-Gruppen um den

Hauptton einer sie dominirenden Stammsilbe sich bilden, so wie die in der Thesis als Längen gebrauchten proklitischen Mittelzeiten oder consonantisch beschwerten Kürzen eine vorzügliche Berücksichtigung für die Beurtheilung der Cäsuren. Also glaube man z. B. den Vers:

Laßt uns denn streiten mit Muth für das Land und unsere Kinder —

nicht etwa so messen zu dürfen:

— ⏑ | ⏑ — ⏑ | ⏑ — ⏑ | ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑

wodurch allerdings eine unerträgliche Amphibrachen-Reihe entstehen würde; sondern vielmehr so:

— ⏑ ⏑ | — ⏑ | ⏑ — || ⏑ ⏑ — | — — ⏑ ⏑ | — ⏑

Da wir uns nun außerdem zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht haben, keine undeutsche Wendung, kein Wort von eignem Gepräge uns zu erlauben, Freiheiten, von denen die letztere dem Original-Dichter allerdings zu allen Zeiten zugestanden hat, dem Übersetzer aber, der auf den vorhandenen Sprachschatz, auf den factischen Bestand der von seinem Volke anerkannten Formen verwiesen ist, nicht geziemt: so folgt von selbst, daß wir uns gegen den Anspruch einer Worttreue in diesem Sinne, die nicht ohne Barbarismen und Solöcismen zu gewinnen wäre, entschieden verwahren müssen. In wie weit die Coincidenz-Punkte beider Sprachen von uns erfaßt, die Differenzen durch möglichst entsprechende Wendungen ersetzt, und beide den Anforderungen eines gefälligen Versbaues abgerungen sind, darüber steht uns natürlich kein Urtheil zu. Das Unzulängliche und, wenn man will, theilweis Verfehlte ist beinahe eine Grundbedingung jeder metrischen Übersetzung; und wer darauf sein Augenmerk richten will, dem könnten wir selbst aus der vorliegenden Anthologie einen ansehnlichen Beitrag zu einer derartigen negativen Kritik liefern. Hier gilt aber vor allem der Spruch:

si quid scis rectius istis,
Candidus imperti: si non, his utere mecum.

In Bezug auf den Text sind wir Bergk's Sammlung, so weit sie geht, gefolgt. Auf sie bezieht sich auch die Nummer der Fragmente. Abweichungen sind in den Noten angegeben. Letztere haben wir auf das allerkürzeste Maß dessen beschränkt, was wir bei einem durch die Schule humanistischer Bildung gegangenen Leser nicht als präsent voraussetzen konnten.

Endlich bemerken wir, um möglichen von uns nicht absehbaren Mißverständnissen vorzubeugen, daß die in der Einleitung angedeutete Polemik Stahr's gegen Vischer uns bis jetzt nur durch fremde Referate bekannt geworden ist. Sollten wir in unserer Darstellung, der natürlich der weitere Verfolg des angeregten Streites fern liegen mußte, zufällig oder nothwendig in einzelnen Punkten mit den Ansichten jenes von uns nach seiner Gesinnung wie seiner Stellung in der Wissenschaft gleich hochgeehrten Gelehrten zusammentreffen, so würden wir darin eine schätzbare Gewähr für unsre eigenen Resultate finden.

Elbing. August 1844.

Wir lasen in dem letzten Jahrgang dieses Taschenbuchs einen Aufsatz über Shakespeares Verhältniß zur deutschen, insbesondere zur politischen Poesie, in welchem durchdringender Scharfsinn, Gedankenfülle, und edle Gewandtheit der Darstellung sich auf eine Weise die Hand reichten, wie es der Name des Verfassers im Voraus schon verbürgte. Der Versuch, die Möglichkeit einer politischen Poesie zu negiren, hat eine Polemik hervorgerufen, an welcher, wie es in der Natur der Sache lag, patriotische Sympathien einen nicht geringen Antheil hatten. Aber die Argumente, durch welche der Verfasser sich den Weg zu seiner Schlußansicht bahnt, wurzeln so tief in dem gemeinsamen Boden aller ästhetischen Kritik und sind so weithin mit andern Fragen dieses Gebietes verzweigt, daß sie durch ihre überraschende Neuheit und das Gewicht der Autorität, außer dem speciellen Interesse unsrer Gegenwart, auch auf scheinbar fernliegenden Punkten sich die lebendigste Theilnahme erzwingen. Es werden hier Blößen in der herkömmlichen Auffassung des politischen Gedichtes und seiner, so Gott will, Tendenzen aufgedeckt, die, wenn sie in der Natur des Gegenstandes begründet wären, zugleich die Existenz eines bedeutenden Drittheils aller poetischen Productionen, der gesammten Lyrik, gefährden würden. Indem der Verfasser nämlich den unbestreitbaren Satz, daß jedes Kunstwerk, und somit auch

das Gedicht, seinen Zweck in sich selber, nicht außerhalb haben müsse, zur Unterlage seiner Kritik macht, treibt er sich selbst durch die einfache Betrachtung der Begriffe »Aufforderung, Anmahnung, Paränese« zu der weiteren Behauptung fort, daß diejenigen politischen Gedichte, welchen diese Begriffe anhaften, in das Gebiet des Didaktischen und somit aus dem der Poesie hinaus fallen. Hiedurch schon ist der Mehrzahl aller lyrischen Gedichte der Krieg erklärt. Aber weiter. Das ästhetische Axiom, daß der sinnliche Körper des Kunstwerkes in einem »untrennbaren Akte« mit der ihn belebenden Idee geboren und durch »das Feuer der Phantasie zum Ideale geläutert werde,« führt ihn zu der, unsrer Ansicht nach, keineswegs völlig vermittelten Consequenz, daß die wahre Poesie immer eine große (hier also speciellpolitische) Vergangenheit zum Stoffe habe, und daß diejenige, welche die Gegenwart beklagt und die Sehnsucht nach einer bessern Zukunft an diese Klage knüpft, »nicht reine Poesie« sei. Somit, da die in Anspruch genommenen Argumente nicht nur für die Sehnsucht, sondern auch für die Furcht, d. h. für sämmtliche auf die Zukunft gerichteten Affekte Anwendung erleiden, ist das Verdammungsurtheil über die ganze lyrische Gattung ausgesprochen. Denn die Lyrik hat das dichtende Subject zum Object; der Dichter aber gehört, nicht minder, indem er dichtet, als indem er lebt, der Gegenwart an; die Gegenwart aber ist nicht nur eine sterbende Vergangenheit, sondern zugleich die werdende Zukunft. Daher giebt es kein lyrisches Gedicht, welches nicht mehr oder minder mit den der Zukunft angehörenden Empfindungen geschwängert wäre. Wenn hiemit das Interesse begründet erscheint, welches Jeder, dessen Aufgabe es ist, sich im Zusammenhange mit der poetischen Literatur eines Volkes zu beschäftigen, an dem Resultat der besprochenen Forschung zu nehmen hat, so wird dasselbe insbesondere dem Philologen durch den Verfasser selbst noch näher gerückt. Denn die Autorität des Pindar dient ihm als Erläuterung seiner Deduction, insofern dieser, ein Lyriker

im echten Sinne, in seinen Hymnen nur gewonnene Siege preise. Wir werden später darauf zurückkommen, inwieweit Pindar auf diese Art der Exemption, oder wie weit Vischer Recht hat, sie ihm zu ertheilen. So viel heben wir nur hervor, daß der Sänger der Siegesoden dadurch im Wesentlichen der Lyrik enthoben und zum Epiker gemacht wird. Es tritt das selbst in dem Ausdruck des Verfassers auf das schärfste heraus, indem er einen Unterschied zwischen historisch-politischer und paränetisch-politischer Poesie aufstellt, jene für die echte und einzige, diese für eine rhetorisirende Zwittergattung erklärt. Zwar ließe sich immerhin noch gegen uns einwenden, daß der Subjectivität, dem Lebensnerv der lyrischen Gattung, durch die von der historischen Entwicklung unabhängige Anordnung und Combination der objectiven Stoffe Spielraum gelassen und somit ein hinlänglicher Unterschied derselben und des Epos eingeräumt werde. Aber abgesehen davon, daß einem in diesem Sinne objectiven Verfahren der Thatbestand der lyrischen Productionen aller Völker und aller Zeiten widerspricht, daß selbst bei Pindar, durch den compacten Lavastrom des Mythos der Gluthschein des feurigen Gemüthes, die reine Empfindung, aus hundert Spalten hervorbricht, so ist es von vornherein nicht abzusehn, wie wir uns aus den Bruchsteinen der Vergangenheit in willkürlicher, unhistorischer, und darum widernatürlicher Ordnung ein Gebäude aufgethürmt denken sollen, wenn wir nicht der Titanen-Arbeit selbst mit zusehen, an dem Zertrümmern und Bauen selbst und an dem Architekten unsre Lust haben: — jenen chaotischen Massen aber nur insofern unser Interesse zuwenden dürfen, als sie die Kraft dessen bezeugen, der sie in Bewegung setzt. Mit einem Worte: die Anordnung und Combination der historischen Objecte verlangt, um verständlich zu werden, die Motivirung durch das persönlich hervortretende, dichtende Subject. Allerdings bewegt sich, und hier treten wir dem Differenz-Punkt, der causa litis, um einen Schritt näher: es bewegt sich das dichtende Subject keineswegs, und

kann sich nicht bewegen, in dem reinen Äther der Speculation; noch weniger kann sich der Kampf der Empfindungen in der puren und abstracten Behauptung von Schmerz und Lust, von Hoffnung und Furcht offenbaren. Wenn die Seele sich selber zum sinnlich wahrnehmbaren Object machen soll, so kann sie es nur, indem sie sich mit materiellem Inhalt füllt. Der Stein, der in der Luft fällt, wird letztere zwar afficiren, aber den Sinnen verborgen; erst auf der Fläche des Sees zeigen sich die Schwingungen in größern und immer größern Kreisen, die, abermals gebrochen an den festern Hemmnissen der Gestade, auf sich selbst zurückkehren, bis sie zuletzt in unendlich feinen und mannigfach gegitterten Curven-Netzen in die frühere stille Klarheit zurück verschwimmen.

Aber woher nimmt, und wie ergreift die Lyrik diese sinnlichen Objecte, von denen und in denen sie sich allein manifestiren kann? An diese bisher nicht scharf genug gestellte und ungenügend beantwortete Frage knüpft sich die Existenz der ganzen Gattung. Hier aber, wo es sich um die Mittel der sinnlichen Manifestation handelte, war es zunächst nothwendig, daß man sich des wesentlichen Unterschiedes zwischen der plastischen Kunst und der Poesie erinnerte. Dies ist zuerst von Vischer versäumt, und schon diese erste Versäumniß rächt sich im ganzen Verlaufe seiner Darstellung. Während nämlich die Plastik unmittelbar auf die äußern Sinne wirkt und durch diese sofort in die Vorstellung übergeht, ist der Poesie in dieser Beziehung durch Rhythmus und Reim nur eine sehr untergeordnete und secundäre Wirksamkeit gestattet. Sie bedarf der Vermittlung des Wortes und Gedankens, um sich zunächst der Phantasie des Hörers zu bemächtigen, und macht an diese unendlich größere Ansprüche, als die plastische Kunst. Sie muß den Hörer zwingen, dem Dichter nachzudichten, und je größer der Poet, desto leichter wird ihm dieser Zwang (das πιθανόν im ψεῦδος) gelingen. Darum schon ist das Publikum des Dichters unendlich exclusiver,

als das des Bildners und Malers. Denn während hier, abgesehen von dem eigentlichen künstlerischen Gehalt der Darstellung, auch der Ungebildete aus allen Zonen und Zeiten der überraschenden Natürlichkeit, durch welche das Bild seine Sinne unmittelbar gefangen nimmt, seine staunende Anerkennung nicht versagen kann, muß der Dichter nicht nur auf ein Minimum selbstschöpferischer Phantasie bei seinen Hörern gefaßt sein, sondern er wird nicht einmal bei der ersten Station und in der Vorhalle des Verständnisses, bei dem bloßen Wortsinn, auf einen größern Kreis rechnen können, als den seines Volkes und derer, welche mit ihm in der Atmosphäre derselben Bildung athmen. Dies ist an sich so klar, daß es bei dem Dichter einer fremden Nation zuvörderst selbst der Erlernung der fremden Sprache bedarf, ehe auch nur von der Möglichkeit seines Verständnisses die Rede sein kann.

Allerdings liegt nun von allen Dichtungsarten das Epos der Plastik am nächsten. — Denn beim Drama bedarf es zur Annäherung an dieselbe der Vermittlung einer dritten Kunst: der Mimik. — Aber man muß nie vergessen, daß der Ausdruck »plastisch«, der zur Bezeichnung des Objectiven im Epos fast herkömmlich geworden ist, immer doch nur tropisch und vergleichsweise zu verstehen ist. Das erste Mittel nämlich, den historischen Stoff der Anschauung des Hörers aufzuzwingen, seine Phantasie zur Reproduction zu nöthigen, sie zu nöthigen, daß sie dieselben Bilder, welche dem innern Gesicht des Dichters vorschwebten, auch dem Hörer vergegenwärtige, ist die schlichte Erzählung des historischen Progresses, mit Hinweglassung alles Störenden und Unwesentlichen. Wesentlich aber sind nicht sowohl die Motive der Handlung, die Reflexionen der handelnden Gestalten, die abstracte Pragmatik der Zusammenhänge; vielmehr, da es sich zunächst um sinnliche Vergegenwärtigung handelt, diejenigen Momente der äußern Erscheinung des Factums, die sich auch in der Wirklichkeit den Sinnen des gesunden Beobachters zuerst und unwillkürlich aufdrängen, und die daher in seiner Einbildungskraft,

auch wo es der bloßen Rückerinnerung gilt, ungerufen und zuerst auftauchen: die schärfsten Umrisse der Gestalt, die frappirende Farbe, der Ton, vor allem aber die Bewegung. Dennoch reicht dies Mittel der schlichten Erzählung nicht überall hin aus, namentlich wo es sich um neue, außerordentliche Vorgänge handelt, wie im Epos fast auf jedem Schritte. Hier tritt nun vor allem zweitens das Gleichniß ein, das seinen nächsten Werth in der allgemeinen Zugänglichkeit der in ihm gebotenen Anschauungen hat, wenigstens für das Volk und für die Kreise, denen der Dichter angehört; woher denn die Volksthümlichkeit sich vor allem im Gleichniß kund giebt. Drittens endlich gehören hieher diejenigen Wendungen der Rede (τρόποι) — neu erfunden, oder durch die poetischen Elemente einer reichen Sprache schon im voraus geboten — die mit absichtlicher Aufopferung der logischen Genauigkeit, die Anschauung an die concrete Erscheinung fesseln. Hier nimmt die Metonymie mit allen ihren Verzweigungen durch das ganze Gebiet der Syntax einen Hauptplatz ein. Aber diese Figuren, und besonders das Gleichniß, mit seiner energischen Verkürzung, der Metapher, sind nicht lediglich Vehikel zu poetischen Zwecken. Sie sind ein wesentlicher Theil der Dichtkunst selbst. Dies stellt sich schon im Epos heraus, wo, so oft es sich um Darlegung psychischer Zustände handelt, sofort und fast mit Nothwendigkeit das Gleichniß eintritt. Und fürerst sind wir auf dem Standpunkt angelangt, von wo aus sich absehen läßt, ob wir auch von der Lyrik eine sinnliche Objectivität zu erwarten haben (ohne die wir ihre poetische Berechtigung leugnen müßten), und in welcher Weise namentlich die antike Lyrik Anspruch auf dieses Prädicat machen dürfe.

Zuerst nun halten wir uns an den unzweifelhaften Satz, daß die Lyrik die poetische Darstellung der schönen (idealen) Persönlichkeit des dichtenden Subjectes ist. So wie die Persönlichkeit aber nur im Empfinden, Wollen und Handeln, oder mit eins im Leben, sich entfalten kann, so kann seinerseits das schöne Leben, das heißt, das auch der sinnlichen Wahrnehmung als ein von der Idee

durchdrungenes sich offenbarende, äußerlich erscheinende Leben, nur im Kampf mit den äußern Dingen und Verhältnissen, nur an ihnen und im Gegensatz mit ihnen sich manifestiren. Hienach könnte es freilich immer noch zulässig erscheinen, daß die Lyrik es mit den vollendeten Thaten des Dichterlebens, also doch mit der Vergangenheit dieses Lebens zu thun habe. Und zum Theil wird sie wirklich von daher ihre Objecte entnehmen; aber weder nothwendig, noch ausschließlich, noch selbst vorzugsweise. Denn wer wirklich sein Leben hinter sich hätte, wer, wie Götz von Berlichingen, das Schwert mit der Feder vertauschen, Selbstbekenntnisse und Memoiren schreiben wollte, der wäre, wie jener selbst sich nicht anders ansah, bei lebendigem Leibe eine Leiche. Verstorbene aber schreiben keine Gedichte, am wenigsten lyrische. Vielmehr, wer Schlachtgesänge anstimmt, der muß selbst noch Speere zu werfen und Schwerter zu schleifen Lust wie Kraft haben. Ja es möchte vielleicht die Spannkraft des Dichtergeistes eher erschlaffen, als die des Armes. Also der Dichter lebt noch; sein Leben ist kein abgeschlossenes, kein fait accompli. Im Gegentheil tritt gerade die höchste Energie des Dichterlebens im Augenblick des Schaffens hervor. Hier könnte man nun den ersten wesentlichen Mangel in der lyrischen Gattung zu entdecken meinen, insofern die vollendete Harmonie, der innere Abschluß des Gedichtes, die conditio sine qua non eines jeden Kunstwerks bei der Darstellung eines in Wirklichkeit unvollendeten Lebens unmöglich scheint. Und allerdings: wer den völligen absoluten Abschluß des Drama für jedes Gedicht postulirte, würde die Lyrik für eine unmögliche Gattung erklären müssen. Der würde aber consequenter Weise auch die Ilias zu tadeln haben, daß sie nicht mit Troja's Brand endet, oder gar, daß sie nicht die gesammte griechische Geschichte von Leda's Ei bis König Otto abwickelt. Oder genauer: wie das große Epos der Weltgeschichte sich nicht in einem Epoche machenden Ereigniß auslebt, wie aber trotzdem solche Ereignisse in sich eine relative Geschlossenheit haben, wie der Dichter sie als die

Silberblicke im historischen Fluß der Dinge auffaßt, in denen der Weltgeist aus dem scheinbar wüsten Drängen der rohen Facta sich, seinem prophetischen Auge sichtbarlich, zur Erscheinung emporringt, so sind es die Silberblicke in der Geschichte des Individuums, die, in Worten dargestellt, zum lyrischen Gedichte werden. Der Strom fließt fort und fort: aber jede Welle der bewegten Fluth ist eine flüchtige Welt für sich, in jeder spiegeln sich die wechselnden Gestalten der Ufer, der Himmel mit seinem Gewölk und seinen Sternen als saubrer Mikrokosmus ab. — Dies sind die Momente, in denen sich die Fülle des poetischen Genius zu einer relativ geschloßnen Einheit zusammen nimmt. Allerdings wird erst die Gesammtheit dieser Momente, der ganze lyrische Nachlaß erst in einem eposartigen Cyclus das ganze schöne Dichterleben zur Anschauung bringen; aber in jedem einzelnen wird der Geist, der alle belebt, sich dem Mitempfindenden offenbaren.

Ein andrer wesentlicher Zweifel, und der besonders von Vischer geltend gemacht wird, erhebt sich in der Frage, wie es möglich sei, daß in dem Augenblick der sinnlichen Erregung der Dichter Ruhe gewinnen könne, um sich selbst als Object zu projiciren. So gestellt, wird die Frage natürlich ohne weiteres verneint werden müssen. Aber Vischer knüpft sie an den Kantischen Satz vom interesselosen Wohlgefallen an dem Schönen, den er, wie es uns scheint, willkürlich und fehlerhaft von dem Kunstgenuß auf die Production und den Künstler selbst überträgt. Bei letzterem nämlich scheint ein Interesse in dem Kantischen Sinne überhaupt nicht möglich, da dasjenige Interesse, welches sich in den Kunstgenuß mischen, diesen trüben und in den Hintergrund drängen kann, nur ein sinnliches ist; wie wenn ich ein schönes Gemälde nicht bloß um der Schönheit willen bewunderte, sondern es zu besitzen wünschte. Dies kann aber erst dann geschehen, wenn das Schöne bereits fertig vorliegt; nicht vor seiner Production und von Seiten des Künstlers. Denn nicht die Freiheit z. B. oder die Geliebte, welche der Dichter zu besitzen wünscht, ist das Schöne,

um das es sich hier handelt, sondern die Darstellung seines Verhaltens zur Freiheit und zur Geliebten, des Kampfes um beide, d. h. das lyrische Gedicht. Aber freilich ist nun die Frage noch nicht beseitigt, sondern erst recht in den Vordergrund geschoben, wie die Selbst-Objectivirung unmittelbar nach dem Kampfe, und sogar noch während desselben möglich sei. »Die Hand, welche selbst vom Fieber zittert, kann das Fieber nicht beschreiben,« sagt Vischer nach Hippel. Richtig; aber wenn er fortfährt: »der Verliebte kann die Liebe nicht schildern, wie er denn auch über die Schönheit der Geliebten kein richtiges Urtheil hat,« so ist diese Consequenz in dreifacher Beziehung verfehlt. Denn erstlich ist die Beschreibung eines Fiebers niemals Gegenstand eines lyrischen Gedichtes, die krankhafte Spannung und Störung der Functionen, durch ein Körperleiden herbeigeführt, noch von Niemandem für eine Steigerung unsrer Seelenthätigkeiten ausgegeben, in welcher und durch welche wir uns besonders berufen fühlen könnten, uns sammt unsern Leiden abzuschildern. Zweitens kommt es bei einem lyrischen und in specie Liebes-Gedicht mit nichten auf die naturgetreue Beschreibung eines schönen Gesichtes an, sondern, wo überhaupt eine solche Beschreibung nöthig wäre, darauf, daß diese Beschreibung schön, unter Umständen auch, daß das Gesicht in dem Gedichte schön sei. Das wirkliche Original darf ja, kann ja niemals das Ideal sein. Der Historienmaler, ja nicht einmal der geistreiche Portraitmaler soll ein Daguerreotypist sein. Drittens endlich ist die Behauptung, daß der Verliebte die Liebe nicht schildern könne, geradeswegs falsch; fast so falsch, als daß nur der Blinde die Farbe schildern, gewiß so falsch, als, daß nur der Blindgewordene es könne. Allerdings verlangen wir keine Goethisch-Römische Elegien, deren Pentameter im Schooße der Geliebten auf deren Rücken gefingert sind, wir verlangen keinen Gesang der drei Männer im feurigen Ofen, keinen Nero, der zu Roms Brand die Cither schlägt. Aber so wahr es ist, daß Anakreon's und Sappho's Oden weder von einem Castraten, noch von

einer Matrone gedichtet werden konnten, daß selbst das Epos noch eine dem Heldenthume, welches es feiert, homogene Zeit erheischt, so gewiß ist es, daß auch der Lyriker noch warm von den Erlebnissen sein muß, die er besingt, daß er für die Erlebnisse, welche er noch hofft, gerade im Augenblick des Producirens mehr entzündet sein muß, als sonst jemals. Aber um diese letztere Frage nicht vorweg zu nehmen: es ist wirklich etwas an jener fieberhaften Spannung des Organismus, in welcher er sich über sich selbst zu erheben vermag, an jenem dichterischen Wahnsinn, dem wahren ἐνθουσιασμός, den der Dichter durch Mark und Bein rieseln fühlt, in welchem der Schwung des Augenblicks der Empfindung sofort das richtige Wort, die Fülle des Ausdrucks, den Rhythmus und den Reim leiht und der mitten in dem Sturm und Drang des pulsirenden Herzens dennoch, weil er von Gott ist, sich selber Maß und Zügel ist. Ja, wir dürfen unbedingt weiter zu der Behauptung fortgehen, daß, wem diese Entzückung unbekannt ist, wer nie mit glühenden Wangen geschrieben hat, daß den auch die Chariten nicht auf ihren Flügelwagen gehoben haben, daß er unter dem Zorn der Pallas seine künstlichen Verse feilt und vergebens seine Feder zerbeißt, daß er Alles sein mag, nur kein Dichter. Natürlich ist diese dichterische Gluth immer noch verschieden von der, welche die That vollbringt, die Praxis des Lebens ergreift, und sie nach Kräften umgestaltet; wohl aber eng verwandt: so zwar, daß sie sich verhält, wie die Sympathie des Künstlers zum Naturschönen, aber, da sie sich selbst auch Object ist, zugleich wie das Kunstschöne zum Naturschönen. Tyrtäos hat seine geharnischten Elegieen nicht in Reih' und Glied gedichtet, wohl aber noch warm von der Schlachtenarbeit, und Körner sein schönstes, vielleicht sein einziges, Gedicht im Bivouac. Eindrücke von Verhältnissen, deren natürliche Schönheit dem Ideale nahe kommt, frommt es, immer frisch zu fesseln; so wie ja auch der Maler Studien sammelt und Modelle gebraucht. Das frischeste lyrische Gedicht ist aber fast immer das beste, und bei einer Kunst, die eines so geringen Ma-

ßes mechanischer Fertigkeit bedarf, wie die Poesie, finden sich mitten in dem bewegtesten Drängen der Thaten und der Ereignisse ruhige Momente genug zur Fixirung der zunächst vorangegangenen bewegten. Der Liebende küßt nicht immer, Apollo spannt nicht immer den Bogen, und auf Kallinus, Archilochus und Alcäus litt wohl in gleicher Weise Anwendung, was Horaz von dem letztern singt, daß er stürmisch im Krieg, doch unter den Waffen, oder wenn er den schwankenden Nachen ans Gestade gebunden, zur Cither griff.

Wir haben aber schon oben angedeutet, daß das lyrische Gedicht, als der Gegenwart angehörig, nicht nur aus der Vergangenheit des Dichters, wenn auch selbst aus der nächsten, sich bereichert, sondern, eben als gegenwärtiges, auch die Zukunft mit der Vergangenheit zu vermitteln hat. So sind denn zunächst die Objecte seiner Sehnsucht, seiner Hoffnung, seiner Furcht, kurz aller auf die Zukunft gerichteten Empfindungen ein durchaus wesentlicher Theil des lyrischen Gedichts. Und dies wäre an sich unverfänglich genug. Denn es begreift sich leicht, daß, wie der Dichter die erfreulichen Bilder der Vergangenheit, bei denen er mit Liebe verweilt, eben in diesem freundlichen Lichte, das Entsetzliche hingegen mit den Farben des Grausens und Abscheues malt, er eben so die entsprechenden Bilder der Zukunft, welche sein weissagender Geist schon vorher heraufbeschwört, mit entsprechendem Kolorit darstelle. Diese anticipirte Zukunft ist eben so gut ein Factisches für den Dichter und den gläubigen Hörer, wie die Vergangenheit. Aber die Sache nimmt hier eine eigenthümliche Wendung. Indem nämlich der Dichter das Schöne, was noch nicht ist, aber natürlich sein soll, eben als etwas, das sein soll, vor denen darstellt, in deren Hand es liegt, die Zukunft zu gestalten und von denen er es mit Zuversicht voraussieht und ausspricht, daß sie das Ideale in die Wirklichkeit rufen werden: so nimmt seine Rede ganz naturgemäß die Form des Optativs und Imperativs an, sie erscheint wirklich als Ermahnung, als Ermunterung, als Überredung, ja sie wirkt auch als solche, und um so energischer, als der Enthu-

siasmus der Überzeugung unmittelbar ansteckend ist. Und hier liegt nun in der That die Grundtäuschung verborgen, durch welche Vischer veranlaßt ward, die Unzulänglichkeit des paränetisch-politischen Gedichts erweisen zu wollen. Allerdings gewinnt in diesen Phasen die Lyrik den Schein des didaktisch-rhetorischen, sie hat das Ansehn, als läge noch außer dem Bedürfniß des Dichters, sein ideenschwangeres Herz zu befreien, das postulirte Ideal in die Welt zu setzen, als läge außer diesem Bedürfniß noch ein Zweck, eine Tendenz jenseit des Gedichtes, wodurch letzteres zu einem Mittel, zu einer bloßen Standrede herabsinken müßte. Dieser Schein ist nun aber so verführerisch, und darum der Irrthum des Kritikers um so verzeihlicher, daß die größten Dichter, und gerade unter den Alten, sobald sie es sich beikommen lassen, über ihren Dichterberuf zu reflectiren, durch den Erfolg und die Anerkennung bestochen, fast durchgängig selbst darin verfallen, indem sie sich für Lehrer des Volks, und also ihre Gedichte für Tendenzgedichte ausgeben. Diese Bemerkung drängt sich so wiederholt, fast auf jeder Seite der antiken Literatur auf, daß es überflüssig ist, sie aus den rein lyrischen sowohl, als aus den elegischen und satirischen Gedichten der Alten (denn auch die Satire und die echte Komödie gehört hieher) durch Belege zu erhärten. Aber dennoch darf man sich nicht irre führen lassen. Denn wenn auch ihrerseits die Rhetorik der Poesie oft bis zum Täuschen ähnlich wird, so geschieht dies nur deshalb, weil sie von der Poesie ihre Farben (ampullae) erborgt, ähnlich, wie die andern dem praktischen Leben geweihten an sich nicht schönen Künste, z. B. die Baukunst, aus den Mitteln der Sculptur und Malerei sich bereichern und schmücken. Sie hat allerdings den Zweck lediglich außer sich; ihr Wesen ist es, zu überzeugen, im Nothfall zu überreden. Für den erstern Zweck würde dem sicher folgenden Verstand gegenüber das logische Gerüst der Argumentation, die nackte, in festem Schritt fortschreitende Beweisführung, welches ihr eigentlicher Keim ist, genügen. Aber die Wenigsten aus der Menge, auf

welche sie zu wirken hat, sind scharfe Denker; außerdem würde die Nacktheit jeden Fehler in ihrem Körperbau, der Structur der Schlüsse, offenbaren. Letztere hat sie daher zu bemänteln; erstere durch andre Waffen anzugreifen. Und diese Waffen und jenes Gewand entlehnt sie aus der Rüstkammer der Poesie. Die Menge geht an den Redner mit dem Willen, sich durch ihn, den Besserwissenden, belehren zu lassen, oder im entgegengesetzten Fall seine Bedenken anzuhören. Er seinerseits tritt von Haus aus ruhig den Unentschiedenen entgegen: er exponirt, deducirt, remonstrirt. Dazwischen aber beginnt er bei zunehmendem Interesse die Schwingen zu lüften, die er von der Dichtkunst geliehen. Er wiegt durch reizende Bilder den Zweifel ein, blendet und verwirrt durch überraschende Fictionen den Widersacher; nun läßt er aus seinem Hinterhalt das Beispiel, den Vergleich, er läßt den versteckten Zauber des Rhythmus und alle jene lumina orationis ihr Gaukelspiel treiben, an deren Glanz die Phantasie sich so gerne weidet, die auf den Sohn des Volkes so hinreißend wirken. In diesen Schlingen fängt er das Gefühl und hat mit ihm den ganzen Menschen; denn der Verstand folgt wohl oder übel mit. Hier allerdings geschieht es zu Zeiten, daß der Redner von der Erhabenheit des Gegenstandes oder der Fülle seiner eignen Production überwältigt zum Enthusiasmus fortgerissen wird, seines Zweckes vergißt, und nur durch die begeisterte Zuversicht seiner Rede, durch diese aber um so gewisser seine Erfolge erkämpft. Dann ist er aber für den Augenblick auch wirklich mehr als Lehrer, dann ist er Dichter und Mime zu gleicher Zeit — der Enthusiasmus seiner Überzeugung wirkt durch die Anschauungen, die er als Dichter der Phantasie des Hörers zur Reproduction darbietet, ansteckend. Denn es ist und bleibt das Verhältniß zwischen den beiden Künsten, um es noch einmal zusammen zu fassen, dieses: daß der wesentliche Inhalt der Lyrik, das mit den äußern Objecten erfüllte und an ihnen sein eigenthümliches Leben entfaltende Subject, oder wie es dem Hörer oft erscheint, das von den Affecten des Dichters beleuchtete, durchdrungene und

umgeschmolzene Object, in der Rhetorik nur Mittel, daher Figur, rhetorische Figur (und nicht einmal überall anwendbares Mittel, denn: Circa stillicidia affici absurdum est) daß gegenseits, was in der Rhetorik Wesen und Zweck, ja der eigentliche Grund ihres Daseins ist, in einer gewissen Gestalt der Lyrik nur der natürliche, zwar nothwendige, aber keineswegs beabsichtigte Erfolg ist. Dabei ist es nun augenfällig, daß diejenige Lyrik, welche die Postulate in der Zukunft eines Volkes in ihren Inhalt aufnimmt, einer Standrede äußerlich ähnlicher wird, als die, welche es nur mit dem Verhältniß zu Einzelnen zu thun hat, z. B. die Serenade eines verschmähten, aber noch hoffenden Liebhabers.

Und hiermit kehren wir zur Beantwortung unsrer zu Anfang gestellten Frage zurück, die im Grunde viel subtiler, und wesentlichen Zweifeln zugänglich, doch auf der andern Seite für die vollständige Exposition des Begriffs der Lyrik von größter Erheblichkeit ist. Bisher haben wir nämlich die Bewegung des dichtenden Geistes nur an den objectiven Substraten seines Empfindens und Wollens verfolgt, wir haben das schöne Subject sich nur in seiner Reciprocität mit den Dingen der Sinnenwelt, an den Ereignissen in seinen — ob schon ausgeführten, oder doch vorgesetzten — Handlungen sich entfalten sehen, und in dieser Gestalt grenzte die Lyrik ihrem stofflichen Inhalt nach so nahe an die epische Gattung, daß sie kaum als etwas anders erschien, denn als ein Epos, dessen Held der Dichter ist. Den Focus dieses Lebens, wohin die Erscheinungen der Außenwelt reflectiren, die Werkstatt, in welcher die Entschlüsse bereitet werden, ehe sie in das Licht des Tages hinaustreten, den Kampfplatz der Empfindungen, deren Widerstreit schon lange des Dichters Brust erschüttert, bevor sie die trägen Objecte der Wirklichkeit in ihren Hader hineinziehen und zu idealer Gestaltung bewältigen, mit einem Worte: die ganze eigenste Innerlichkeit des Dichtergemüthes, haben wir bis jetzt noch nicht beleuchtet. Und doch ist diese Innerlichkeit der Empfin-

dungen das wesentlichste Eigenthum der Lyrik, der Mittelpunkt in der Bewegung ihrer Producte, ihr Allerheiligstes, das, unenthüllt, den ganzen übrigen Bau als ein unverständliches Räthsel erscheinen lassen würde. Und wieder ist es doch auf der andern Seite klar, daß das Gemüth des Dichters in seiner abstracten Geistigkeit für die Kunst unerfaßlich ist. Aber es handelt sich hier auch nicht um die Darstellung des Kampfes zwischen der abstracten Lust und dem abstracten Schmerz: nichts wäre der Poesie todbringender, als ein reflectirendes Raisonnement, welches die Motive in verständiger Pragmatik explicirte. Vielmehr sind Leid und Lust, Furcht und Hoffnung in jedem Individuum besonders, und nun namentlich in der schönen Persönlichkeit durchaus concret gestaltet, und nur in dieser Gestalt der Dichtkunst zugänglich. Und hier erinnern wir an die zu Anfang dieser Untersuchung hingestellte Observation, daß schon der epische Dichter zur Darlegung der psychischen Zustände seiner Helden vorzugsweise das Gleichniß eintreten lasse. Der Dichter nämlich faßt die ganze Natur als eine Einheit auf, die ein klarer Spiegel des ewigen, also auch des menschlichen Geistes ist. Die Vernünftigkeit ihrer Zusammenhänge tritt ihm aber, von dem Standpunkte seiner eigenen, individuellen Empfindungsweise, zunächst in den diesen homogenen Verhältnissen entgegen. In ihnen sieht er sein Lieben, sein Hoffen, seine Furcht, seine Sehnsucht ausgesprochen. Dem Traurigen weinen die Wolken zu; dem Fröhlichen lächelt der Himmel. So wird die Natur zum Spiegel seiner Individualität, und wiederum er selbst der Spiegel der umgebenden Natur. Oder genauer: es findet eine solche gegenseitige Durchdringung beider statt, daß der Dichter einestheils die adäquaten Verhältnisse der Natur statt seiner Empfindungen substituiren kann, und umgekehrt in den fertig vorliegenden, dem gemeinen Auge zufällig erscheinenden Verhältnissen die bewußte Sympathie der Natur, den beabsichtigten lyrischen Ausdruck seiner Empfindungen entdeckt, und als solchen dem Hörer deutet. Bis ins Einzelne die einzelnen Genres, die sich durch die verschiedenen

Combinationen dieser Potenzen bilden, zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Wir erinnern nur an die beiden Arten, welche dem Alterthum so gut als fremd geblieben sind, die sinnige Naturpoesie, welche in die Elementar- und Pflanzenwelt ein menschlich-vernünftiges Empfinden und Handeln hineinträgt und die von Keinem objectiver und mit mehr Bewußtsein, als von unserm Rückert ausgebeutet ist, und an die wesentlich davon verschiedene romantische Auffassung der Natur, die in den Productionen der Schöpfung nur die Hüllen wirklicher Elementargeister, bald in innigerer, bald in lockerer, aber stets in zauberhafter Verbindung und Verschmelzung ahnt, und die niemals liebenswürdiger ausgebeutet ist, als von Fouqué. Das Alterthum, wie gesagt, kennt diese Auffassungen als durchgebildete Arten nicht, wenn auch von jener Anklänge sich hin und wieder finden mögen und die gleich zu betrachtende Metapher wirklich in ihr Gebiet hinüberschweift, und wenn auch von der zweiten Art die dämonenhaften Gestalten der hellenischen Ursagen Spuren selbst in der spätern, sonst ganz und gar menschlich ausgeprägten Götterwelt zurückgelassen haben. So selbst noch in den Nachbildungen der Römer, sobald sie in das kosmogonische Gebiet streifen.

Für gewöhnlich ist dies aber nicht die Art, wie die antike Lyrik der freien Bewegung subjectiver Empfindung, der poetischen Reflexion sinnlichen Ausdruck verleiht. Vielmehr äußert sich die Verknüpfung mit der Natur hauptsächlich als Metapher. Der Form nach ist diese allerdings nur ein abgekürztes Gleichniß; sie wird aber aus einem bloßen Ornament dadurch zum integrirenden Inhalt der Lyrik, daß sie die Seelenzustände mit dem Verhalten der Natur identificirt. Hier dient sie nicht mehr als Beleg für diese und jene subjective Anschauung, wobei die Vernünftigkeit der Natur vorausgesetzt wird: sondern der Dichter fühlt sich mit seiner ganzen Persönlichkeit in dieselbe aufgegangen, und sie in sich. So sind denn auch alle jene sprachlichen Erscheinungen, in welchen die logische Abstraction durch die Energie der Anschauung über-

wältigt wird, oder, was dasselbe sagen will, die logischen Beziehungen der sinnlichen Dinge unter einander entweder durch diese selbst vertreten und verdrängt oder als concrete Wesen der Anschauung zugeführt werden — in der Rhetorik Figuren — hier Inhalt: Acte der Concrescirung des Dichtergeistes. Sie im Einzelnen von diesem Standpunkte aus durchzugehen liegt außerhalb der Sphäre dieser Darstellung. Wir haben es in Bezug auf Properz versucht in dem sechsten Capitel des zweiten Buches der Quästionen.

Unmittelbar aber an die Metapher schließt sich der für die antike Lyrik so überaus wichtige Gebrauch der historischen Beziehungen. Auch sie erscheinen häufig noch als Beispiel, als Beweismittel für die Richtigkeit eines Urtheils. Dies ist natürlich ein offenbarer Übergriff in das Gebiet des Lehrhaften, worauf wir unten noch einmal zurückkommen werden. Das ist aber ihre eigentliche, poetische Bedeutung nicht; auch treten sie so am seltensten grade bei dem auf, der sich ihrer am meisten bedient, bei Pindar. Vielmehr dient genau, wie das Gleichniß und die Metapher die Spiegelung des Dichtergeistes in den adäquaten Verhältnissen der Natur ausdrückte, genau so der Mythos und das Beispiel demselben Verhalten des Dichters zur Sage und zur Geschichte. So hat namentlich die antike Lyrik das Epos zur Voraussetzung. Es ist klar, wie dieser Weg, mit Vorliebe betreten, zur gelehrten Lyrik führen kann. Und wenn nun auch die Berufung auf ein früheres Dichterwerk allerdings für den, der es ganz kennt, ein Keim unendlicher Anschauungsfülle ist, ein Knoten, in dem tausend Fäden zusammenlaufen, so wird diese Art sich doch nicht mit der Metapher messen können, da zwar die Natur allen lebenden und empfindenden Menschen gegenwärtig, stets frisch, stets jung, stets verständlich[1]) ist, die gelehrte Anspielung dagegen immer

1) Es versteht sich, daß dieser Vortheil verloren geht, und dafür alle Schwächen der gelehrten Poesie trotz der Beziehung auf die Natur eingetauscht werden, wenn der Dichter seine Feder ausschließlich in exotische Tinten taucht

nur ein Schatten des Rauches bleibt. Ganz anders natürlich stellt sich die Sache, wenn der Mythos selbst in seiner vollendetsten und concretesten Gestalt, dem Epos, in Fleisch und Blut der Nation übergegangen ist, der der Dichter angehört, und für welche er singt. So bei Pindar. Dissen hat, wiewohl vielfach willkürlich und extravagirend in seinen Erklärungen, doch das unbestrittene Verdienst, zuerst mit Bestimmtheit auf die rein subjective Verwendung des Mythos bei Pindar hingewiesen zu haben. Der Mythos ist ihm mit seinen Gegensätzen und Kämpfen nur ein Träger der kämpfenden Affecte des Dichters selbst; und nicht nur der Mythos, sondern auch seine Fortsetzung, die Geschichte, sogar der Gegenwart. Oder näher: die im Mythos präformirten Seelenkämpfe des Dichters gehen, indem letzterer sie von neuem durchlebt und zum Abschluß führt, in die Substanz seines Geistes über, so daß sie von hier aus wieder zum Gedichte werden. Der Mythos hat daher für den Dichter, der an ihn glaubt, den doppelten, für die moderne Zeit fast unersetzlichen Werth, daß er die Geschichte des (hellenischen) Menschengeschlechtes bereits in idealer Gestalt darbietet, daß er, in dem Munde eines durch und durch poetischen Volkes zum Gedichte geworden, gleich ohne Weiteres und unzweifelhaft poetisch verwandt werden kann. Zweitens aber zwingt er fast zur Anwendung der in ihm niedergelegten versöhnenden Weltanschauung für die Gegenwart und die subjectiven Empfindungen des Dichters, weil die in ihm waltenden Götter- und Heroengestalten als noch der Gegenwart angehörig und die heutige Weltordnung, wie die vergangne, mit Vernunft leitend geglaubt werden. Daher ist der Lyriker der fromme Dichter; daher, wo die gebildetere Subjectivität des Dichters mit den Schöpfungen roherer Zeiten in Widerspruch geräth, bald die scheinbare Kritik der alten Mythen, bald die naive Schöpfung neuer.

---

und sein immerhin glühendes Colorit von Mekka's Thoren und vom Ganges, von Esquimaux und Hottentotten, von Giraffen und Urang-Utangs herholt, eine Lectüre für Schiffscapitains und Menageriebesitzer.

Man denke nur an Tantalus und Pelops. Weit entfernt natürlich, in der Continuität des Epos zu erscheinen, das aus der nothwendigen Entwicklung von Factum aus Factum und zu Factum auf einen Abschluß hinarbeitet, und nur die Dialektik des Thatsächlichen als Richtschnur anerkennt, ist hier der Faden, an den sich die aus dem historischen Zusammenhange losgelösten Perlen des Mythos anreihen, einzig die Bewegung der subjectiven Empfindung. Darum erscheinen sie auch überall in innigster Verbindung mit der Metapher: Edelstein und Perlen an Einer Schnur.

Aber es mischt sich zu ihnen noch ein drittes Element, dessen Einklang mit der Poesie zu erklären, dessen Berechtigung für dieselbe darzulegen allerdings die bedeutendste Schwierigkeit bietet: die Sentenz. Wenn wir nämlich einen Rückblick auf das über die paränetische Natur der Lyrik Gesagte werfen, so wird es ohne Weiteres einleuchten, daß bei der Annahme eines außer dem Gedichte liegenden Zweckes schon Metapher und Mythos (wie das in der wirklichen Rede der Fall ist) nur zu Mitteln für die Tendenz herabsinken müssen, als Belege durch Exempel, als Erläuterung durch ähnliche Verhältnisse. Noch klarer nun scheint dieser untergeordnete Werth ein für allemal hervorzutreten bei der Subsumtion des Concreten unter einen allgemeinen Gedanken, gegen dessen Giltigkeit Niemand etwas einzuwenden haben wird; und der daher auch als wahrhaftes Argument an die Spitze einer Deduction gestellt auftritt, während der vorliegende concrete Fall ihm angereiht, und seine Beurtheilung aus dem Vordersatze abgeleitet wird. Aber dennoch verhält sich die Sache in der Poesie gerade umgekehrt. — Abgesehen nämlich von dem entschieden anderen Werth und Wesen der Sentenz im Drama, oder wo immer sie zur schlagenden Charakteristik der Personen (hier der poetischen Objecte) dient, denen sie in den Mund gelegt wird — ist in dem lyrischen Gedicht die Identification des Materiellen (des stofflichen factischen Objectes) mit dem dichtenden Geiste (den Postulaten der Affecte) von Haus aus keine vollständige; vielmehr arbeitet sie das

Gedicht durch Gegensatz und Kampf erst heraus. Nun ist aber ein bedeutsames Stadium zu diesem Ziel hin das Bewußtsein der Coordination mit der als gleichartig erkannten Außenwelt: und diese eben wird durch die allgemein giltige (von dem Concreten abstrahirte und durchaus verstandesmäßige) Form der Sentenz ausgedrückt. Diese würde allerdings als die lebendige Mannigfaltigkeit der concreten Erscheinung zersetzend und verflüchtigend, als durchaus unschön und unpoetisch gelten müssen, wenn nicht der (wenigstens angedeutete) Einklang des ganzen Menschen, folglich auch seiner verständigen Seite mit der Welt der Erscheinungen zur vollkommnen Harmonie des Ganzen verlangt würde. Allerdings ist der explicirte Ausdruck dieses Verhältnisses nicht nothwendig, es kann unausgedrückt stillschweigend verstanden werden: aber darum ist dieser Ausdruck in der richtigen Stellung und in den gehörigen Grenzen noch kein Fehler. Unter richtiger Stellung verstehen wir nicht sowohl die Nothwendigkeit, die Sentenz hinter dem Kampf der Empfindungen mit der Wirklichkeit zu placiren und als aus ihm erwachsend darzulegen: sie kann auch in der Voraussetzung, daß dem Ausdruck durch die Rede schon ein (verschwiegener) Kampf vorangegangen ist, sofort zu Anfang des Gedichtes heraustreten. Wohl aber würde es durchaus falsch sein, sie der schon ausgesprochenen und zum poetischen Abschluß gediehenen Durcharbeitung der Gegensätze, der vollendeten Identität des Geistes und seines sinnlichen Substrates, nachhinken zu lassen, weil sie hier nur einen auflösenden, verwässernden Rückschritt bewirken, und unter dem Schein, die spirituelle Quintessenz des Ganzen zu geben, zur geschwätzigen Lehrhaftigkeit und Vernichtung der absoluten Würdigung des Concreten führen würde. Darum das Unerträgliche des: Quid fabula docet? das Unzulängliche der ganzen Gnomenpoesie, die selbst noch in der sprüchwörtlichen Haltung bei Rückert und Goethe und bei Einigen der Alten das Kennzeichen der Senilität trägt, wie sie denn auch das Steckenpferd des Greisenalters ist. Wiewohl solchen vereinzelten Sprüchen

allerdings der Umstand zu Gute kommen wird, daß sie als Schlußstein und Ergebniß eines schon anderweitig bekannten und liebgewonnenen Dichterlebens Interesse erwecken, und den Hörer oft schon durch die Form des Verses und die überraschende Evidenz des verblümten Ausdrucks anregen, sich die Situation des Schreibenden nach ihren Anlässen zu vergegenwärtigen, und die poetische Bewegung in denselben über den hier gebotenen Durchgangspunkt hinaus zu ihrem Abschluß zu führen.

Ein entschiedner Irrthum Vischer's ist es endlich, daß er die Lyrik Pindar's nur darum in Schutz nehmen zu müssen glaubt, weil sie factisch Vollendetes, errungene Siege besinge, so daß also nur die subjective Anordnung des Stoffes das Verdienst des Lyrikers wäre. Damit streitet die Thatsache, daß Pindar keineswegs, wie es allerdings ein moderner Lyriker unzweifelhaft machen würde, einer Schilderung des jedesmaligen Kampfes und Sieges giebt, zu dessen Feier die betreffenden Epinikien bestimmt sind, gewürzt mit Exclamationen der Bewunderung und dem Lobe des Siegers: sondern daß er diesen Sieg und die begleitenden Umstände nur mit wenigen Worten andeutet, daß daher der einzig wahre Inhalt der Gedichte die durch die Gelegenheit nur angeregte Bewegung der Affecte des Dichters selbst ist, die zu ihren eignen Trägern das Lebensgeschick des besungenen Mannes und seines ganzen (stets edeln) Stammbaumes machen, dessen erste Wurzeln mit den Göttergeschlechtern und den hellenischen Nationalsagen innigst verwebt sind: woher sich ihm denn doppelt ungezwungen die Gelegenheit bietet, mit der goldnen Kette seiner Empfindungen Erde und Himmel auf- und niedersteigend zu umschlingen. Sein eigenes Ich, das er ganz im Gegensatz des Epikers überall zur Schau trägt und durchaus in den Vordergrund rückt, verwächst hiebei so ganz und gar mit den persönlichen Geschicken des zu feiernden Siegers, oder vielmehr: nimmt dieselben als integrirenden Bestandtheil seiner Empfindungen in sich auf, daß nichts gewöhnlicher ist als die Wendung, das, was er dem Andern räth, als seinen Vorsatz und

Wunsch auszusprechen. (S. Dissen zu Olymp. III, 78.) Das Wesen der Lyrik aber, aus der Gegenwart in die Zukunft hinüberzugreifen, sie aus der Vergangenheit zu divíniren, und in sie erst die Versöhnung der widerstrebenden Empfindungen zu verlegen, hat der Dichter so wenig vernachlässigt, daß er fast durchgängig mit einem Wunsch, einem Gebet, einer Voraussagung, aber auch selbst mit einem Zweifel, mit einer freilich oft nur leise angedeuteten und für sich und den Andern deprecirten Befürchtung schließt. So also, um ein früheres Gleichniß wieder aufzunehmen, sinkt die Woge der lyrischen Bewegung nie ohne die Aussicht, wieder zu steigen, und obwohl in dem Bewußtsein, für sich auch ein relativ Ganzes zu sein, schließt sie die Überzeugung nicht aus, ihren rechten Werth erst in dem Zusammenhang mit den verschwisterten Wogen zu finden, die, zum mächtigen Strom vereint, dem Alles aufnehmenden Ocean zueilen. Dies sind also die stimuli, welche der wahre Dichter in der Seele des Hörenden zurückläßt, und die ihn, wie jedes Schöne, mit Wehmuth an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen: es ist der stille Schmerz, der sich gerade dem edelsten Genuß beimischt und der vor Allem in der Dichtungsart seinen Ausdruck finden muß, deren Wesen es ist, auf der schwankenden Schneide der Gegenwart zu schweben. — Schließlich sei uns noch die Bemerkung gestattet, daß es ein Unrecht gegen die hellenische Lyrik wäre, sie nur nach Pindar, und ein Unrecht gegen Pindar, ihn ausschließlich nach den Epinikien beurtheilen zu wollen, die ihrem ganzen Wesen nach immerhin objectiver sich halten mußten, als jede andre Art. Es mag, ehe wir uns zu dem speciellern Inhalt dieses Aufsatzes wenden, des lieblichen erotischen Skolions auf den Tenedier Theoxenos, des Agesilaus Sohn, gedacht werden, welches uns Athenäus aufbewahrt hat:

Wohl frommt es zu lieben, und gern Liebesgunst zu zollen, so lang' es noch Zeit.
Jage darum, mein Herz, nicht vor der Zeit altklugem Treiben nach.

Wohl magst du, mein Herz, in der Zeit süßer Jugend pflücken der Liebe Genuß:
Doch wer Theorenos' Antlitz geschaut, dem Blitzgeschoß im Strahlenglanz ringsum entsprüht,
Und nicht von Sehnsuchtsrasen ergriffen wird, sicher
Ist ihm Stahl oder Eisen um die schwarze Brust geschweißt
In frostigem Feuer, den nie Kypris mit liebäugelndem Blicke beehrt,
Da er sein Leben als Geizhals traurig hinquält, oder Weiberübermuth
Zu jedem Dienst ihn zwinget auf kläglichen Pfaden.
Aber ich schmelze jetzt hin um die Göttin, gleich dem Wachs
Der heil'gen Bien' in sonniger Gluth, wenn die frisch ersprießenden Knaben ich schaue:
Aber auf Tenedos brennt der Charis Reiz und Anmuth
Glühend in Agesilaus' Sohne.

Wenn sonach diese Hauptgattung der Dichtkunst, welche namentlich in unsern Zeiten eine solche Fülle von Zweigen und Zweiglein in die Luft gestreckt hat, daß ein klares Ordnen selbst dem geübtesten Scheidekünstler nicht mehr gelingen dürfte, und so manche Afterbildung und Zerrgestalt das Urtheil des Kritikers über die Bedeutung und das Wesen der Lyrik zu verwirren recht eigentlich gemacht scheint: wenn, sage ich, diese Hauptgattung an sich ihre Existenz weder zu entschuldigen noch zu vertheidigen hat, wenn vielmehr ihre volle Berechtigung durch die Explication ihres Begriffes selbst gegeben ist, so werden wir dadurch für die genauere Betrachtung auch derjenigen Dichtungsart eine sichere Unterlage gewonnen haben, welche das verbindende Glied zwischen Epos und Lyrik im speciellen Sinne bildet: die Elegie.

Der Name Elegie zuvörderst war im Alterthume nicht, wie in dem Vulgärgebrauch unsrer Zeit, auf ein Object der Lyrik beschränkt, sondern umfaßte ein solche wechselnde Fülle von Kunstgebilden, daß wenn wir durch eine Klassification derselben das Gemeinsame in ihnen herausfinden, und so das Wesen der Elegie bestimmen wollten, wir nimmer zu Ende kämen. Es ist daher der natürlichste Weg, die Bedeutung des von den Alten selbst nicht genügend erklärten Wortes zu finden, daß wir uns

nach seiner Ableitung umsehen. Und dies Bedürfniß ist in der That allgemein gefühlt worden. Denn wir treffen hier sogleich auf eine Unzahl etymologischer Versuche, wovon die meisten untereinander in Absurdität zu wetteifern scheinen, und die wir um so eher im Einzelnen zu übergehen das Recht haben[1]), als die letzten Ermittelungen Hermann's (Ztschr. f. Alterth. Wissenschaft. 1836. p. 531) und Welcker's (Rhein. Mus. Th. IV, S. 429) keinem weitern Zweifel über die Entstehung des Wortes Raum geben. Die Resultate der betreffenden Untersuchungen dieser ausgezeichneten Kritiker sind von N. Bach zusammengefaßt in seinem letzten Programme (Fulda 1840. 8.), offenbar der besten aller seiner Arbeiten in diesem und den verwandten Feldern. Daß nämlich dem Worte ἐλεγεία das einfachere ἔλεγος zu Grunde liege, ist eine eben so handgreifliche, als allgemein anerkannte Thatsache. Desto weiter divergiren die Ansichten von dem ferneren Ursprung dieses Wortes. Am nächsten der Wahrheit und ohne Zweifel auf gute, wenn auch mißverstandene, Autoritäten gestützt, kommen jedoch schon diejenigen der Alten, welche es von ἔ ἔ λέγειν ableiteten, so daß ἔλεγοι am wörtlichsten durch »Wehklage« sich übersetzen ließe. So gefaßt, stritte jedoch das Wort mit den anerkanntesten und klarsten Gesetzen der griechischen Etymologie. Dagegen gewinnt die Ableitung einen ganz andern Gesichtspunkt, und einen hohen Grad von Zuverlässigkeit, wenn wir hier nicht eine Zusammensetzung des Verbums »Sagen« (λέγειν) nach seiner Wortbedeutung und dem Klagelaute ἔ suchen, sondern die unmittelbare Nachahmung eines Epiphonems, wie sie mit schlagender Analogie die auch der Bedeutung nach verwandten Liedernamen: Ailinos, Jelemos, Iepaieon, Iobakchos, Bakchebakchos bieten. So wie dort nämlich die letzten Worte des klagenden oder jubelnden Refrains auf ganz rohe Weise aneinandergefügt und mit der sich zunächst bietenden Endung in die

1) Sie sind in aller Kürze zusammengestellt Quaest. Propertian. II, 2. p. 49 ff.

Sprache aufgenommen sind, so haben wir etwas Ähnliches auch für unser ἔλεγος anzunehmen, wofür die Natur der Sache in Übereinstimmung mit dem nun verständlichen Zeugniß der obigen Grammatiker den Ausruf

ἔ ἔ λέγ' ἔ ἔ λέγε —

fast mit Nothwendigkeit anzunehmen gebietet. Wie überaus folgenreich aber diese an sich unscheinbare, wenn immerhin geistreiche Ermittelung für das ganze Wesen und die Geschichte der antiken Elegie sei, wird aus dem Folgenden erhellen.

Elegos nämlich, das erst spät, zuerst von Kallimachus, und nach seinem Vorgange von den Römern, für Elegie gesagt ist, hat ursprünglich und in der bessern Zeit der Gräcität durchaus nur die Bedeutung: Klagelied. Und zwar wird es nur für dasjenige älteste Klagelied gebraucht, welches beim Leichenzug oder bei der Bestattung von einem Chor gemeinschaftlich mit Flötenbegleitung*) angestimmt wurde. Nähmen wir nun an, daß solche Todtenklagen ganz gleichbedeutend mit den späterhin in mannigfaltigen Metren gedichteten threnodischen Gesängen (θρῆνοι) gewesen, und daß die Ableitung des Wortes Elegie sich auf diesen ihren Inhalt bezogen hätte, so würde das zwar ungefähr mit dem Begriffe stimmen, welchen wir uns mit dem Namen dieser Dichtungsart jetzt zu verknüpfen gewöhnt haben. Es würde auch mit gewissen, sogleich näher zu erwähnenden Zeugnissen alter Gewährsmänner einigermaßen im Einklang stehen: aber geradewegs zuwiderlaufen würde es der historischen Thatsache, daß die Elegie in ihrer ersten Gestalt, unter welcher sie uns als eigenthümliche Gattung bei demjenigen entgegentritt, der von den Alten mit ziemlicher Übereinstimmung geradezu als Erfinder derselben genannt wird, daß bei Kallinos und seinen unmittelbaren Nachfolgern die Elegie nichts weniger, als eine Todtenklage, nichts weniger selbst, als ein Klagegesang ist. Ferner würde eine solche

*) In welcher Beschränkung dieser Ausdruck zu fassen sei, wird sich aus dem Verlauf der Untersuchung ergeben.

Ansicht das Mittelglied in der Etymologie überspringen, durch welches die Elegie an den Namen des Elegos sich historisch anreiht, nämlich: ἐλεγεῖον, welches im bessern Sprachgebrauch entschieden das Versmaß, die Verbindung eines Hexameter und Pentameter, das elegische Distichon, bezeichnet. So heißt denn Elegie zunächst wirklich nichts anders, als ein aus Distichen bestehendes Gedicht: und ohne jetzt auf die nöthigen Beschränkungen einzugehn, die dieser Gebrauch theils bereits im Alterthum erfahren hat, theils, um Mißverständnissen vorzubeugen, noch mehr für unsre Auffassung unterliegen muß, drängt sich zunächst die Frage auf, wie dieses Versmaß theils seinen Namen den unvordenklich alten Klagegesängen verdanken, und wie doch zugleich seine Erfindung erst in eine verhältnißmäßig jüngere Zeit, in das Ende des achten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, oder auch wohl noch später heruntergeschoben werden könnte. Ulrici, dem, so viel wir wissen, das Verdienst gebührt, zuerst diese Scrupel mit aller Bestimmtheit hervorgehoben zu haben (Geschichte der Hellen. Dichtkunst II, S. 184 ff.), ist in Beantwortung der Frage viel weniger glücklich gewesen, als in ihrer Aufstellung.

Denn zuerst will er dem ältesten Elegos gar kein bestimmtes Metrum zugestehen, und beruft sich für die allgemeinste Bedeutung des Wortes im Sinne von Threnos theils auf die liebliche Metapher des Aristophanes, welcher die Nachtigall Elegoi anstimmen läßt (Arist. Avv. 217), theils auf eine Stelle des Alexandriners Apollonius, die nach seiner Ansicht die Elegie in vortrojanische Zeiten hinaufrücken würde, wenn wir überhaupt an eine bestimmt recipirte metrische Form derselben denken wollten. Er entscheidet sich daher für die Annahme eines musikalischen Satzes für die Flötenmusik, dessen Taktverhältniß den Rhythmus des Pentameters dargestellt hätten, und dessen Name (Elegos) später auf den analog gebildeten Vers übertragen wäre. Aber indem er diesen Satz als aulodische Me-

lodie, nicht bloß als Begleitung irgend welcher Worte, sondern als Gesangweise der fraglichen Klagelieder aufgefaßt wissen will, geräth er zu dem Widerspruch, den Takt der Melodie und den Rhythmus des ihr untergelegten Verses als zweierlei möglicher Weise entgegengesetzte Dinge zu denken: ein Widerspruch, welcher modernen, durch italienische halsbrechende Operntexte an jede Resignation gewöhnten Ohren erträglich scheinen mag, der aber nirgends greller hervortreten konnte, als im hellenischen Alterthum. Denn den Griechen erschien zu jeder Zeit die Musik dem Verse untergeordnet, das Instrument als Diener des Dichters und Sängers; es trat vor dem rhythmischen Elemente selbst die qualitative Verschiedenheit der Töne unbedingt in den Hintergrund. Dieses wahre Verhältniß war aber dem geistreichen Verfasser der Geschichte der hellenischen Dichtkunst zu bekannt, als daß er nicht, um den Consequenzen des obigen Widerspruchs zu entgehen, zu einem neuen hätte fortschreiten müssen, dem Geständnisse nämlich, daß in der That auch die Texte jener Gesänge einen pentametrischen Wortfall (wenn auch nach seinem Ausdruck einen unsichern, schwankenden) gehabt hätten.

Vollends aber nichts berechtigt ihn zu der weiteren Annahme, daß sie in bloßen Pentametern (oder pentameterähnlichen Versen) abgefaßt gewesen seien. Denn das Wesen dieses Verses ist so durchaus in seiner Verbindung mit dem Hexameter begründet, daß er ohne Zusammenhang mit demselben dem griechischen Schönheitssinn unerträglich erschienen sein würde. Außerdem beruhen Ulrici's Folgerungen noch auf zwei Prämissen, deren Unstatthaftigkeit uns aber so gewiß scheint, als der Nachweis, worin diese Unstatthaftigkeit beruhe, wichtig ist für die klarere Beurtheilung unsrer vorliegenden Frage. Zuerst die Voraussetzung, daß vor dem achten Jahrhundert schon andere Versarten, als der Hexameter, nicht nur hin und wieder in ungeordneter Weise und für das Bedürfniß des Augenblicks bestanden, sondern auch die Weihe des öffentlichen, feierlichen Gebrauchs, die bestimmte An-

wendung zu bestimmten Zwecken, ja sogar schon den Namen erhalten hätten. Denn so wenig jene Annahme sich bezweifeln oder beweisen läßt, so sicher ist es andererseits, daß der einzige anerkannte, die ganze Vor- und Mitwelt umfassende und zurückspiegelnde, wir möchten sagen offizielle poetische Ausdruck der ältesten hellenischen Weltanschauung die epische Poesie war, also auch das einzige ihm adäquate Versmaß der majestätisch hinfließende heroische Hexameter. Die Regung individueller Empfindungen war noch nicht mächtig und selbständig genug, um nicht in der beständigen Reproduction der objectiven Sagenwelt ihr Genüge zu finden; Vereinzeltes entgegengesetzter Art mochte in Hymnen und Feiergesängen unbeschadet dem Eindruck des Ganzen mit unterlaufen, ohne daß man nöthig gehabt hätte, an der einmal beglaubigten, überdieß so fügsamen Form zu rütteln. Erst als jene naive Welt aus Einem Guß entschieden in Trümmer ging, als zum erstenmal der Kampf des Einzelnen mit dem äußern Leben proclamirt war, da zerbrach auch die ruhige Form des poetischen Ausdrucks, und jenachdem der Gegensatz und Kampf ein gewaltsamerer, plötzlicherer oder ein allmäliger, transigirender war, in demselben Maße schuf sich der dichtende Geist den unendlich mannigfaltigen Wechsel der lyrischen Metren, oder richtete die zerbrochene Hülle des Epos nach Maßgabe der umgemodelten innern Welt seinen Anschauungen paßlich zu. Zwar sind wir weit davon entfernt, die Überlieferung, daß Kallinos der Erfinder des elegischen Maßes gewesen, wie irgend ein anderes historisches Factum zu urgiren. Vielmehr nehmen auch wir für unsre spätere Darstellung eine freiere Deutung dieser Notiz in Anspruch. — Denn wie der gemeine Verstand der modernen Welt die Anfänge irgend einer Formation im Staatsleben, der Kunst und der Wissenschaft, die aus vielen, lange und ungesehen zusammenwirkenden Ursachen entkeimt ist, bis auf das Punctum saliens zu verfolgen und an bestimmte Data und Namen zu knüpfen bestrebt ist, ähnlich, wiewohl aus ganz andern Gründen die poe-

tische Intuition eines Volkes, wie das hellenische. Aber indem diese nicht allerlei sublimirte Folgerungen und Einfälle des Augenblicks, selbst mit dem prätendirten Scheine von Wissenschaft, zu einer Art von Wahrscheinlichkeitsrechnung zusammenflickt, bietet sie auch nicht jene nackten Notizen, die, wiewohl von Compendium zu Compendium überliefert, Jedermann mit dem Prädicat »unwahrscheinlich« zur Seite zu schieben, und durch einen Einfall von eigenem Gepräge zu ersetzen berechtigt wäre. Vielmehr da sie das Mysterium einer neuen Schöpfung, an der der Geist eines ganzen Volkes Theil hat, für die Geschichte zu erhalten und zu fixiren und in concreter Gestalt für die Nachwelt aufzubewahren sich bemüht, faßt sie den ganzen Act in der poetisch einzig zulässigen Gestalt des Mythos zusammen, für den sie in seltenern Fällen sich selbst die Person des Trägers erst schafft, bei weitem häufiger aber ihn an schon vorgefundene hervorragende Persönlichkeiten anlehnt. Daher in der Geschichte der hellenischen Literatur nicht weniger, als des Staatenlebens Personificationen, Collectivnamen, sichtlich allegorische Benennungen und Traditionen in so großer Zahl, selbst noch bis an die nächste Grenze des hellsten historischen Lichtes. Sonach dürfen wir nicht zweifeln, daß die epische Dichtkunst und ihr Exponent, der heroische Hexameter, vor jener durch Kallinos uns bezeichneten Periode noch durch keine andere Dichtungsart von entschieden ausgeprägter Physiognomie, noch weniger durch einen anderen Vers verdrängt oder beeinträchtigt war.

Viel verwickelter, aber auch für den Verfolg unsrer Untersuchung ungleich bedeutsamer ist die Frage, in wie weit und ob überhaupt die Flötenmusik eine wirkliche Begleitung der Elegoi (und nach Analogie von diesen auch der späteren Elegie) gebildet habe, so daß diese als Gesang im eigentlichen Sinne des Wortes, und in bestimmte Weisen gesetzt, durchgehends im Einklang mit dem accompagnirenden Instrumente gestanden hätten. Denn abgesehen von dem Interesse für jeden Zuwachs an Detail-

kenntnissen, die unsre Vorstellungen von antiker Kunstübung zu vervollständigen dienen, ja ohne welche ein klares Bild von dem Eindruck des poetischen Erzeugnisses, so wie der Zeit und der Umgebung, in der es entstand, gar nicht möglich ist: abgesehen von diesem allgemeinern Interesse, sehen wir das Wesen und den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen im Gebiete der griechischen Elegie in der Weise durch die aufgestellte Frage bestimmt, daß eine unbedingte Bejahung fast nothwendig die schon an sich bedenkliche Consequenz nach sich ziehen würde, zu der Ulrici a. a. O. wirklich fortgeschritten ist. Wir hätten nämlich zwei entschieden divergirende Richtungen der Elegie anzunehmen, deren ältere durch Kallinos begründet und durch seine nächsten Nachfolger bis auf Solon und Theognis hingeführt, nur das Metrum der Elegoi aufgenommen, in der Darstellung aber die Flötenbegleitung und die Melodie ganz habe fallen lassen, während die später (fast um anderthalb Jahrhunderte) auftretende klagende Elegie des Mimnermos als die eigentliche Fortsetzung und wahre Tochter der threnodischen alten Elegoi zu betrachten sei. Wir können uns eben so wenig mit dieser gewaltsamen Scheidung zweier in ihrem innersten Wesen identischen und nur durch die Individualität der Dichter äußerlich variirenden Erscheinungen derselben Dichtungsart einverstanden erklären, als mit dem plötzlichen Sprung, der Stoff und Inhalt der ersten Elegie zugleich von den, nur wie durch zufällige Namensähnlichkeit noch verknüpften, Elegoi getrennt haben sollte, oder mit dem Anachronismus, der hier die sonst so folgerechte Entwicklung der griechischen Kulturgeschichte trübt, daß nämlich der seinem Wesen nach ungleich verwandtere und auch wirklich der Zeit nach sich unmittelbar anschließende Schößling einer früheren Kunstform unsichtbar fortvegetirt haben und erst anderthalb Jahrhunderte später für die Geschichte in die Erscheinung getreten sein sollte, als eine entschieden secundäre Formation. Nichts desto weniger verhindert uns die Gesammtheit unverächtlicher Zeugnisse, die Bedeutung der Flöte für die

elegische Gattung so in den Hintergrund zu drängen, wie es C. O. Müller thut, der die durchgängige Verbindung des genannten Instrumentes mit dem in bestimmte Melodie gesetzten Gedichte, überhaupt die musikalische Darstellung im eigentlichen Sinne, nur wie einen einmaligen verunglückten Versuch des Sakadas (?) und Echembrotos fassen möchte. Das Thatsächliche aber mit Sicherheit festzustellen, ist darum so außerordentlich schwierig, weil theils die schwankende Bedeutung der betreffenden Kunstausdrücke *νόμος* (bald Tonart, bald eine bestimmte Art lyrischer Gesänge, bald auch höchstwahrscheinlich Melodie) und *μέλος* (bald Melodie, bald lyrisches Gedicht, woran sich die Verba *μελοποιεῖν* und *μελῳδεῖν* schließen) schon bei den authentischen Berichten sachkundiger Zeitgenossen uns das Verständniß sehr erschweren würden; wie vielmehr jetzt, wo unsre hauptsächlichen Gewährsmänner, der unter Plutarch's Namen gehende Verfasser des Dialogs über die Musik und der schwachsinnige Athenäus, einer Zeit angehören, die von der ursprünglichen hellenischen Musik und ihrer Verbindung mit der Poesie eben so wenig wußte, als wir, und die daher zum Theil ihre Quellen ungenau benutzt, zum Theil (und Letzteres für Athenäus ganz ohne Zweifel) in den wesentlichsten Dingen mißverstanden haben. Kommt noch hinzu, daß diese an sich complicirten und oft widersprechenden Berichte durch die mannigfachsten Conjecturen neuerer Forscher im entgegengesetztesten Sinne und für die divergirendsten Resultate ausgebeutet worden sind, so erhellt von selbst, daß eine vollständige Prüfung und Sichtung des vorliegenden Materiales den Zweck dieses Aufsatzes weit überschreiten würden. Einklang in die Überlieferungen zu bringen, ist ohnehin doch unmöglich, und es kann uns daher nur darum zu thun sein, mit Hindeutung auf die hauptsächlichsten abweichenden Ansichten und die offenbaren Mißverständnisse in unsern Quellen, die Spuren der unverfälschten Zeugnisse so zu ordnen, wie es die sonst überall conse-

quente historische Entfaltung des hellenischen Geistes und seiner Producte zu erheischen scheint.

Zuvörderst nun wird es wohl jetzt von Niemand bezweifelt, daß der musikalische Vortrag der homerischen, so wie der an dieselben sich knüpfenden Epen, und, wenn dies zu sagen erlaubt ist, der vorhergehenden (Demodokos, Phemios), sich lediglich auf ein Vor- später vielleicht auch Nachspiel auf der Cither beschränkt habe, der Gesang aber, einem Recitativ ähnlich, nur vielleicht hin und wieder durch einzelne Klänge des Instrumentes gehalten und unterstützt worden sei. Daneben geht dann, von wenig späterem, aber doch wohl nachhomerischem Ursprunge der rhapsodische Vortrag: ganz ohne Instrumental-Begleitung, eine lebhafte Declamation, die sich bemühte, durch scharfe Bezeichnung und sinngemäße Betonung das wahre Verständniß des Gedichtes den Zuhörern zu eröffnen. Erst verhältnißmäßig spät (Olymp. 20. ungef. 690 J. v. Chr.) ward, wie Heraklides in seinem Werke über die Musiker berichtet hatte (Plut. a. a. O. S. 281. Tauchn.) von Terpander der Versuch gemacht, homerische und eigne Verse [1]), wirklich in Melodien gesetzt, mit durchgängiger Citharbegleitung zu singen. Zwar will Athenäus wissen (XIV, p. 632. D. v. 32), daß Homer schon seine ganzen Gedichte förmlich in Musik gesetzt gesungen habe (*μεμελοποιηκέναι πᾶσαν ἑαυτοῦ τὴν ποίησιν*) und der Alexandrinische Kirchen-

1) Wir sagen absichtlich nicht die ganzen Gedichte, da es mehr als bloß zweifelhaft erscheinen muß, ob nicht Plutarch wenigstens, der den Terpander einen Dichter zur Cithar zu singender Nomen nennt, (*κιθαρῳδικῶν ποιητὴν νόμων*) unter Nomos hier und in den sogleich folgenden Worten (*κατὰ νόμον ἕκαστον τοῖς ἔπεσι τοῖς ἑαυτοῦ καὶ τοῖς Ὁμήρου μέλη περιτιθέντα ᾄδειν*) nicht die Tonart oder Melodie, sondern die gleichnamigen Gesänge (Gedichte) verstanden und in diese sich homerische und eigne Hexameter verwebt, das Ganze aber zur Cithar gesungen gedacht habe. Wenigstens wäre der Ausdruck *ποιητής* für Verfertiger, Erfinder schlechthin, hier wo es sich gerade um die Unterscheidung des Sängers und Dichters handelt (vgl. Wolf Prolegg. XI, 11. p. XLII.), unglaublich schlecht gewählt.

vater Klemens berichtet (Strom. I. S. 309) mit demselben Ausdrucke, wie oben Heraklides vom Terpander (*μέλος περιέθηκε τοῖς ποιήμασι*), so von dem mythischen Sänger Philammon, der weit über Homer's Zeit hinausreichen soll, ein Gleiches. Allein wir haben uns durch solche Fehlgriffe ebensowenig irre machen zu lassen, als dadurch, daß selbst Plutarch a. a. O. des Heraklides Bericht offenbar so gedeutet hatte, als ob schon der ganze Kreis der sagenhaften homerischen Barden, Amphion, Linos, Thamyris, Demodokos, Phemios u. s. w. Cithar und Gesang nicht anders gehandhabt hätten, als weit nach ihnen Terpander oder Stesichorus [1]). Aber der Vergleich mit Stesichorus und der Gebrauch des doppelsinnigen *μελοποιός* (Componist oder Lyriker) verräth den Ursprung des Mißverständnisses. Heraklides hatte nichts weiter gesagt, als daß die uralten Musiker auch zugleich die Dichtkunst geübt hätten, und daß der Text (*λέξις*) ihrer Gesänge (nach dem Obigen: Recitative ohne Citharbegleitung) keineswegs prosaisch, sondern in Versen (Hexametern) abgefaßt gewesen wäre; so wie denn auch noch in spätern Zeiten (natürlich mutatis mutandis) Terpander mit seiner Schule [2]) und der Lyriker Stesichorus die doppelte Qualität des Dichters und Musikers in einer Person vereinigt hätten. Nun haben wir aber nicht die mindeste äußere Veranlassung, uns das Verhältniß des Flötenspieles zu den poetischen Texten anders zu denken, als das der Citharа. Waren, wie das nach dem Gesagten nicht bezweifelt werden darf,

---

1) *οὐ λελυμένην δ' εἶναι τῶν προειρημένων λέξιν — ἀλλὰ καθάπερ Στησιχόρου καὶ τῶν ἀρχαίων μελοποιῶν, οἱ ποιοῦντες ἔπη τούτοις μέλη περιετίθεσαν.*

2) Nach den obigen Worten: *οἱ ποιοῦντες ἔπη τούτοις μέλη περιετίθεσαν* folgt sogleich: *καὶ γὰρ – τὸν Τέρπανδρον – τοῖς ἔπεσι μέλη περιτιθέντα – ᾄδειν.* Weiter sagt auch Sextus Empiricus (adv. Mathem. 16.) nichts: *ἀμέλει γέ τοι καὶ οἱ ποιηταὶ μελοποιοὶ λέγονται, καὶ τὰ Ὁμήρου ἔπη τὸ πάλαι πρὸς λύραν ᾄδειν*, mag immerhin er selbst es mißverstanden haben.

die ältesten feierlichen Klagegesänge, so gut wie alle Poesie vor dem achten Jahrhundert, auf das epische Versmaß beschränkt, so wurde die Ähnlichkeit noch größer, und folgerecht kann auch nach dem Aufkommen des elegischen Metrums und der eigentlichen Elegie für letztere keine andere Vortragsweise gedacht werden, als die doppelte: entweder recitative mit Flöten- Vor- und Nachspiel, oder die rhapsodische. Directe und indirecte Zeugnisse bestätigen vollkommen diese naturgemäße Angabe. Zuerst ist es eine unverdächtige Notiz des Athenäus, die er wahrscheinlich dem Musiker Aristoxenos verdankt (wiewohl die daraus gezogene Folgerung absurd ist): Xenophanes und die sogenannten gnomischen Elegiker (Solon, Phokylides, Theognis), zu denen er noch Periander von Korinth hinzufügt, hätten ihre Gedichte nicht für einen musikalischen Vortrag in eigentlichem Sinne bestimmt. Zu einem solchen Schluß würde sich unser modernes Gefühl schon durch den bloßen Anblick der Überreste dieser Dichter berechtigt halten, wenn nicht das Trügliche eines solchen Maßstabes für antike Productionen uns Vorsicht geböte. Auf keinen Fall aber können wir aus den Worten des Athenäus zu der Folgerung weiter gehn, als sei es grade nur der rhapsodische Vortrag, auf den jene Meister ihre Gedichte beschränkt hätten. Vielmehr zeigt Theognis' ausdrückliche Erwähnung der Flöte in Bezug auf seine Gedichte (v. **237**), zeigt die Anmerkung des Schol. zu Aristoph. Vögel. **1426**, in welcher der völlig mit den Genannten in eine Reihe zu rückende Archilochos ᾠδων ὑπ' αὐλητῆρος aufgeführt wird (Frgm. **110**. Bergk.), daß auch wohl Solon, der nach Plutarchs Ausdruck (Solon. **1**.), die Elegie Salamis ἐν ᾠδῇ vorgetragen haben soll (womit Solons eigne Worte Frgm. **1**. **2**. genau stimmen), vielmehr als Sänger, denn als Declamator zu denken sei; und wir haben keinen besondern Grund anzunehmen, daß die Elegie sich gleich anfangs von der Flöte losgerissen, und auch in ihrer ganzen äußern Erscheinung wesentlich den threnodischen Elegoi entfremdet habe, denen sie doch Ursprung und Namen ver-

dankte. — Auf der andern Seite dürfen wir aber eine vollständige musikalische Composition der dem Inhalte nach allerdings den Elegoi näher stehenden Elegieen des Mimnermos für so frühe Zeit (bis 600 v. Chr.) noch viel weniger annehmen. Denn der Schluß aus den Elegoi selbst ist schon oben abgeschnitten, zugleich aber ebendaselbst auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam gemacht, daß die Flötenmusik, die nach bestimmten Normen erst viel später geordnet wurde, als die Kithara-Musik durch Terpander, nämlich durch den Argiver Klonas (c. Ol. 40.), früher als die letztere, ja sogar vor Terpander (Ol. 40.) zu musikalischen Compositionen verwandt worden sei. Wenn nun unter den Nomen des Klonas (hier ohne Frage Tonarten, nicht Melodien) auch eine, *Ἔλεγοι* genannt, aufgeführt wird (Pseudo-Plutarch de music. 4.), so ist die Folgerung daraus, die Elegoi überhaupt seien nichts weiter als rein-musikalische Sätze für die Flöte gewesen, diese Melodien seien aber fortwährend den threnodischen Elegien untergelegt (Ulrici a. a. O. II, S. 182.) ebenso voreilig, als in dem Zusammenhange der Stelle sprachlich falsch. Vielmehr ist dieser Nomos *Ἔλεγοι* sicher nichts weiter, als die erst nach den Klageliedern selbst benannte Tonart, in welcher die Flötenproömien zu demselben seit undenklicher Zeit gehalten sein mochten. Dagegen ist wohl der Schluß erlaubt, wenn gleich von geringer Erheblichkeit für unsern Zweck, daß Klonas, der uns selbst als der Verfasser von Elegien genannt wird, auch für letztere jene Tonart festgehalten habe, und daß überhaupt das musikalische Vorspiel der threnodischen Elegieen in Noten und Tonsatz sich wenig von den alten Elegoi unterschieden habe. Das Zeugniß des Pseudo-Plutarch endlich, auf welches sich Ulrici's Argumentation vorzugsweise stützt, beweist, wenn irgend Etwas, gerade das Gegentheil dessen, wofür es angezogen wird. Nach ihm soll nämlich, auf die unverwerfliche Autorität des wenig spätern Hipponax hin, Mimnermos einen alten Nomos (Tonart oder Melodie?), den nach einem alten Sühnungsgebrauch

benannten Kradias (Feigenast), zur Flöte geblasen haben. Wir sehen hier also Mimnermos noch ganz nach Art der alten Aöden, so wie vor ihm den Tyrtäos[1]) als Dichter, Sänger, und, wie es denn auch durch andre Zeugnisse bestätigt wird (b. Athen. XIII. S. 598. A. vgl. unten) als Musiker, der selbst die Proömien spielt, nur mit dem Unterschied, daß er statt der Cither die Flöte handhabt. Dieser letzte Umstand ist nun aber für die Art des Vortrags entscheidend, da seine eigenen Gesänge mit der Flöte zu begleiten, d. h. gleichzeitig zu singen und zu blasen, sich von selbst verbietet. Außerdem läßt sich für die Elegie des Mimnermos nur noch der Schluß ziehen, daß, wenn auch hier unter *νόμος*, wie es der Autor sicher gemeint hat[2]), die Tonart verstanden ist, gerade Mimnermos es war, der zuerst die herkömmliche Weise verließ, und vielleicht eben um dieser Neuerung willen von seinen höhnenden Zeitgenossen erwähnt und gegeißelt ward. Dagegen *αὐλεῖν* in der angeführten Stelle durch *πρὸς αὐλὸν ᾄδειν* zu erklären, ist eben so gewaltsam und unmöglich, als wenn Jemand deutsch: die Flöte blasen (oder flöten, wie Ulrici es wirklich thut) sagen, und doch zur Flöte singen meinen wollte. Auffallend nun freilich für den ersten Anblick ist es, daß unser Autor zur Erklärung der obigen Notiz hinzufügt: »Denn im Anfang sangen die Auloden durchcomponirte Elegien; das beweiset das Statut der Panathenäen über den musischen Wettkampf.« Aber auch hier zeigt wieder die Berufung auf ein Document, welches erst nach Perikles, dem Stifter jener Wettkämpfe, datiren konnte, die Art und den Grund des Fehlgriffes. Die Verbin-

1) Suid. s. v. *Τύρταιος Ἀρχιμβρότου – ἐλεγειοποιὸς καὶ αὐλητής.*

2) Auf die Aufzählung der alten Nomoi; und nur hierauf kommt es demselben an, wie denn auch nach Hernennung der andern des Kradias mit den Worten Erwähnung geschieht: *Καὶ ἄλλος δ' ἐστὶν ἀρχαῖος νόμος.* Dies ist also die Hauptsache; das Übrige sind beiläufige Erwähnungen, nicht umgekehrt, wie Ulrici meint.

dung der Elegie mit der Musik war der Zeit der Abfassung des Dialogs über die Musik eben so fremd als der jetzigen, und der Autor beruft sich daher für diese seinen Lesern seltsam klingende Combination auf eine Autorität, die ihm für seinen Standpunkt alt und ehrwürdig genug erscheinen mußte, um für das Verhältniß, wie es »im Anfang« gewesen, ein hinlängliches Zeugniß abzugeben. An das Wie? dieser Verbindung dachte er dabei eben so wenig, als an den Zwischenraum von mehr als dreihundert Jahren, der seit der Entstehung der Elegie bis Mimnermos und von da bis zur Aufzeichnung der Sieger in den musischen Kämpfen der Panathenäen sich ausdehnte. Auf jenes Wie? aber kommt es uns hier vor Allem an. Und hierfür müssen wir es durchaus festhalten, daß die entschiedene Melodisirung der Elegie erst mit Sakadas beginnt, der in der Geschichte der griechischen Musik ebenso eine neue Periode für das Flötenspiel und die Elegie begründet, wie Thaletas für die Cither. Er war selbst, wie die meisten seiner Vorgänger, zu gleicher Zeit Flötenspieler und Elegieendichter. (Plut. a. a. O. c. 9.) Die Vervollkommnung aber, die er dem Instrumente lieh, veranlaßte ihn nicht nur für die Aufführung die doppelte Function des Sängers und Instrumentisten unter zwei Personen zu theilen, was vielleicht schon früher hin und wieder geschehen war, jetzt aber durch die Natur der Sache geboten wurde: sondern auch das Flötenspiel von seiner Dienstbarkeit zu emancipiren und als selbstständige Kunst zu üben. Und als Instrumentist eben war es, daß er Ol. 48, 3. bei den pythischen Spielen auftrat, und den für diese neue Kunstübung von den Amphiktyonen ausgesetzten Preis erwarb. Ebenso nun aber war die gleichzeitig gestiftete, von den Amphiktyonen ebenfalls in den Kreis der musischen Spiele aufgenommenen Aulodie. Könnte nach dem Obigen noch ein Zweifel über das Wesen derselben sein, so löste ihn Pausanias' [1]) bündige Erklärung,

1) Pausan. X, 7, 2. ἐλεγεῖα καὶ θρῆνοι; dieses wohl auf Grund der Inschrift auf Echembrotos' Weihgeschenk:

der sie ein »düsteres Flötenspiel« nennt, »verbunden mit threnodischen Elegien, die zu den Flöten abgesungen wurden.« Die Ehre der Bewerbung und des Sieges überließ aber Sakadas dem Arkader Echembrotos, der offenbar sein Schüler war. (S. Plutarch. a. a. O.). Haben wir uns Sakadas als den ältern, bereits gereiften Mann zu denken, so ist der Grund begreiflich genug. Anfangs blieb diese Neuerung jedoch nur auf diejenige Elegie beschränkt, welche dem Inhalt nach allerdings sich am natürlichsten derselben fügte, auf die Erbin des Namens nicht nur, sondern auch der Tendenz der alten Elegoi, die threnodische. Dieser Klaggesang mochte jedoch zur Festfeier des lichten Gottes Apollon wenig geeignet scheinen, und so wurde er bei der nächsten Pythiade wieder abgeschafft. Keineswegs aber dürfen wir annehmen, daß die innigere Verbindung von Musik und Dichtkunst für die besprochene Gattung überhaupt nur ephemer gewesen wäre. Vielmehr mußte der nun einmal gebahnte Weg zur Nachfolge reizen, und eine Anwendung auf die schon vorliegenden und von den Griechen liebgewonnenen Elegieen veranlassen. Und so erfahren wir in der That, daß in derselben Weise, wie seit Terpander Homers und Hesiods Epen, so nun Archilochos' und bald auch Mimnermos' Gedichte in Musik gesetzt wurden; ja selbst nach unserm Sinn gar wenig geeignete Stoffe, wie Phokylides' Elegieen es ohne Zweifel waren. Denn wenn in der betreffenden Stelle des Athenäus [1]) (nach Chamäleon) Ulrici das *μελῳδεῖν*

Ἐχέμβροτος Ἀρκὰς ἔθηκεν Ἡρακλεῖ·
Νικήσας τόδ' ἄγαλμ' Ἀμφικτυόνων ἐν ἀέθλοις
Ἕλλησιν δ' ᾄδων μέλεα καὶ ἐλέγους

nach der bekannten Redefigur: wiewohl es nicht schlechthin unmöglich wäre, daß er außer den eigentlichen Elegoi (jetzt wohl schon sämmtlich wirkliche Elegeia) auch andre Threnoi zur Flöte gesungen hätte.

*) XIV. p. 620. *Χαμαιλέων δ' ἐν τῷ περὶ Στησιχόρου καὶ μελῳδηθῆναί φησιν οὐ μόνον τὰ Ὁμήρου – ἀλλὰ καὶ τὰ Ἡσιόδου καὶ Ἀρχιλόχου, ἔτι δὲ καὶ Μιμνέρμου καὶ Φωκυλίδου.*

von dem gesteigerten Vortrag der Rhapsoden verstanden wissen will, so ist dies um so mehr eine lexikalische Gewaltthat, als derselbe Athenäus (XIV, 632. D. 5. 32.), offenbar mit Rückblick auf eben diese Notiz, von derselben Sache das gar nicht anzuzweifelnde Wort μελοποιεῖν gebraucht, und, um jeden Rückzug abzuschneiden, μελῳδία damit als gleichbedeutend setzt. Allerdings hat Athenäus, durch ein unverstandenes Zeugniß des Klearchos verführt [1]), die Rhapsodie damit verwechselt und sich unter letzterer einen wirklichen Gesang gedacht. Wer aber wollte das bei einer längst außer Gebrauch gekommenen Sache am urtheilslosen Pedanten verargen? Der wichtigste Erfolg übrigens, den die selbständigere Ausbildung der Flötenmusik und die gesteigerten Ansprüche in der musikalischen Ausführung der Elegie nach sich zogen, war die entschiedene Trennung des Dichters vom Musiker. Zwar sehen wir noch eine Zeitlang, wenigstens in größeren Kreisen und in der Öffentlichkeit, den Dichter selbst in alter Weise recitiren; aber nicht er bläst das Instrument, sondern gemiethete Flötisten [2]), und auch die Verse werden nicht aus dem musikalischen Bewußtsein heraus gedichtet und geschrieben sein, wie bei den früheren Meistern. Ja, seit Melanippides (Ol. 82. c. 450.) fiel auch dies weg. Die Dichtkunst wurde von der Ausführung vollständig getrennt: jene blieb auf die Fassung durch Schreibrohr und Griffel beschränkt; diese fiel den Musikern und Componisten von Profession anheim, die nach Bedürfniß und Laune sich die vorliegenden Stoffe wählten. So konnte denn, wie oben geschehen, selbst ein Phokylides zu dieser Ehre kommen, die dem Wesen seiner Dichtungen so durchaus fremd zu

---

1) Τὰ Ἀρχιλόχου ὁ Σιμωνίδης ὁ Ζακύνθιος ἐν τοῖς θεατροῖς ἐπὶ δίφρου καθήμενος ἐῤῥαψῴδει.

2) Auf diese Zeit also vorzugsweise bezieht sich diese Notiz bei Pseudo-Plutarch: τὸ γὰρ παλαιὸν ἕως Μελανιππίδην συμβεβήκει, τοὺς αὐλητὰς παρὰ τῶν ποιητῶν λαμβάνειν τοὺς μισθούς.

fein scheint; und für die Spätesten wird das Wort Gesang und Singen so gut bloße Redensart, als die Leier bei den Alexandrinern und Römern und bis zu unsern jüngsten Sonettendichtern hinab.

Kehren wir nach diesen nothwendigen Vorfragen zu dem Ursprung des elegischen Gedichtes zurück, und suchen wir demgemäß das Wesen der Gattung zu ermitteln, so haben wir zuerst festzuhalten, daß die Elegoi genannten Klaggesänge in der That ursprünglich in Hexametern gesetzt waren. Waren sie vor Einführung lyrischer Threnoi die einzigen, so ist es klar genug, warum dieser Name für Klaggesang überhaupt gebraucht, also mit vollem Recht, und in gefälligster Metapher, auch auf die Flötentöne der Nachtigall, die ja auch um ihren ermordeten Liebling Itys weint, übertragen werden konnte. Der Name selbst aber entstammte dem Doppel-Refrain des Chores: ἔ ἔ λέγ' ἔ ἔ λέγε, das entweder nach jedem Verse des Vorsängers erscholl, oder, was wahrscheinlicher ist, da, wo in dem Klagelied Sinn und Stimme einen Ruhepunkt gebot. Ob dieser Wehruf selbst auch von begleitenden Flöten vorgetragen ward, lassen wir unentschieden, erinnern jedoch an das im Alterthum so berühmte: Tenella Kallinike des Archilochos, welches zum Ersatz der einfallenden Cithara von Chorführer und Chor in dem Herakleischen Jubelhymnus angestimmt wurde. So viel liegt aber auf der Hand, daß eben dieser Ruf bereits vollständig die Elemente des Pentameters enthält, und, verbunden mit dem zunächst vorhergehenden Hexameter, schon von selbst das elegische Distichon bildete. Wurden diese Takte nun auch mit einem dem Sinn des Pentameters sich anreihenden Inhalt erfüllt, und dadurch zu einem wirklichen auf den musikalischen Rhythmus durch entsprechende

1) S. Schol. zu Pindar. Olymp. IX, 1. Aristoph. Vögel 1760. Acharn. 1228. Suidas unter d. W. Böckh zu Pindar. a. a. O. Lieb. Archil. S. 178. 2te Aufl.

Längen stützenden Verse, so ist es klar, warum diese neue Combination »elegisches Maß« (ἐλεγεῖον), ein aus diesen Versen zusammengesetztes Gedicht zuerst in lockerer Weise pluralisch: ἐλεγεῖα, hernach erst auch als Singular ἐλεγεία, genannt werden mußte [1]). Irren wir nicht, so zeugt von dem ursprünglich unregelmäßigen Eintreten des Epiphonems noch die so häufig auf Grabinschriften bis auf späte Zeiten hin vorkommende Gewohnheit, einer größeren Reihe von Hexametern einen einzelnen oder mehre Pentameter hinzuzufügen [2]). Aber auch das erklärt sich nun am angezwungensten, warum in der ersten Zeit noch die Benennung Epe, den eigentlich hexametrischen Gedichten entlehnt, auch für diese durch den Zusatz vermehrte Form ausreichen konnte. Hatte ja doch Niemand die Verse der Elegoi anders als Epe nennen können. Wir bedürfen also auch hier nicht der gezwungenen Auskunft Ulrici's, daß die Benennung Elegie eigentlich nur den klagenden Gedichten in Mimnermos' Weise zugekommen, und von diesen mißbräuchlich auf die epischer gehaltenen des Kallinos u. s. w. übertragen sei. Vielmehr kommt es in dieser Beziehung ganz und gar nicht auf das Stoffliche ihres Inhalts an, und es kann somit für unsre Frage ganz gleichgiltig erscheinen, ob neben Kallinos', Archilochos', Tyrtäos' u. A. politischen Elegieen, auch vor Mimnermos andre, threnodischen Inhaltes, hergegangen seien. Das Wesentliche in ihrer

---

1) Über das Thatsächliche dieser chronologischen Folge s. N. Bach a. a. O.

2) Als ein Beispiel dieses Gebrauchs möge die Inschrift von einer Stele im Piräeus dienen, nach Roß' Mittheilungen im Intelligenzblatt der A. L. Z. 1837. Nov. № 54, die wir hier nach Roß' und eignen Ergänzungen wiedergeben:

Lebend noch theilten sie schon einmüthig die Güter des Vaters;
Hatten denselben Besitz, dieselbige Schwelle gemeinsam.
Keinen verletzend, und fromm der Verwaiseten Töchter verehrend,
Wirf des gemeinsamen Staubs du auch ein Theilchen auf's Grab.
Sostrate. Melino.
Konons des Anaphlystiers Töchter.

Anderes, da Böckhs Sammlung nicht zur Hand, vergl. in Jakobs' Paralipom. ad Anthol. Gr. T XIII. p. 763. n. 11. 20. 37. 42. 47. 66.

äußern Erscheinung ist immer der Vortrag und das Versmaß (beides von den Elegoi hergeleitet), die Hauptfrage aber, und der Kern der Untersuchung fortan: in wie weit die poetische Anschauungsweise, welche sich in den nachmals das ganze Alterthum hindurch Elegie genannten Gedichten ausspricht, in Einklang, oder vielmehr im nothwendigsten Zusammenhang mit der gewählten Form, also mit dem elegischen Distichon stehe.

Denn wiewohl ohne Zweifel bei der Definition der Elegie, so wie mehrer bedeutender antiker Dichtungsarten, von dem Metrum auszugehen ist, so ist doch die Beschränkung darauf, und die Behauptung, jedes mögliche in Distichen gefaßte Gedicht sei ohne Weiteres eine Elegie (s. W. A. Schlegel in der Recension von Goethe's Römischen Elegieen: Krit. Schriften Th. I. S. 33), offenbar einseitig. Wenn diese Definition gleichwohl die Stimme des Alterthums selbst für sich zu haben scheint, so ist dabei vor Allem nicht zu übersehen, daß die Griechen der klassischen Zeit vermöge ihres angebornen, durch nichts zu störenden Schönheitsinnes und ästhetischen Taktes, ungefährdet auch schon das äußere Merkmal der metrischen Form als hinreichend zur Charakteristik der Gattung ansehen konnten, weil sie dabei stillschweigend und unbewußt die Voraussetzung machten, daß kein gesunder Mensch in die vor Augen liegende Form einen widersprechenden Inhalt gießen werde. Denn, wie schon Aristoteles durchaus richtig bemerkt (Poet. 4.), die Natur des Stoffes selbst hat sich das ihr eigenthümliche Metrum erschaffen. Wenn also auch Abschweifungen unbedeutenderer Art in diesem oder jenem Gedichte sich finden mögen, so kann man doch selbst noch für verhältnißmäßig späte Zeiten des Alterthums mit Recht behaupten, daß weder eine Elegie in andern Versen, als in Distichen, geschrieben sich vorfinde, noch das Distichum gleichgiltig auf andre Gattungen übertragen sei. Gleichwohl tadelt Aristoteles (a. a. O. zu Anfang) jene vulgäre Ansicht vom Epos und der

Elegie [1]). Und von seinem Standpunkt aus mit Recht. Denn die naive, unmittelbar mit der umgebenden Natur und ihren Erscheinungen einige Weltschauung der Hellenen hatte damals bereits so empfindliche Stöße erlitten, ja war in ihren Grundfesten so vollständig zertrümmert worden, daß die von dorther entlehnten oder vererbten Kategorieen ihm, dem ersten Vertreter und mächtigsten Chorführer der neuen Zeit, in keiner Weise mehr genügen durften. Er hatte mit bewundernswürdiger Klarheit seine Aufgabe begriffen, im Gegensatz mit aller, auch der heiligsten Tradition, den Geist von der vielfach unbequem gewordenen Form zu befreien, die Dinge in ihres Wesens Wesenheit zu erfassen, und sich nicht mehr von der concreten Erscheinung derselben genügen zu lassen, die allerdings in der Blüthezeit der hellenischen Nationalität die ihr einzig homogene und rechtmäßige gewesen war. Es ist der Widerspruch, der hier gegen die populäre Auffassung der Elegie erhoben wird, derselbe, mit welchem er an einem andern Ort die früher (und zwar mit vollstem echt historischem Rechte) für nothwendig erachtete Behandlung mythischer Stoffe, als der einzig der Tragödie zuständigen bekämpft, und Agathons moderngeniales Drama »Anthos« gegen dessen Widersacher durch die Dialektik des Begriffs in Schutz nimmt (p. 161, 20. Bekker). Aristoteles hatte aber hinsichtlich des vorliegenden Falls um so größeres Recht, mit Strenge der vulgären Ansicht entgegenzutreten, als der wissenschaftliche Geist der Hellenen in seinem ersten vergeblichen Ringen nach Unabhängigkeit, sich nur desto enger in die das ganze Leben umstrickenden Schlingen der schönen Form verwickelt, und dadurch jene wunderliche Zwittergeburt von Wissenschaft und Dichtkunst, das Lehrgedicht, ins Dasein gerufen hatte, das seitdem so oft vergeblich bekämpft, durch sein stets erneuertes Auftauchen überall

---

1) οἱ ἄνθρωποι συνάπτοντες τῷ μέτρῳ τὸ ποιεῖν ἐλεγειοποιούς, τοὺς δὲ ἐποποιοὺς ὀνομάζουσιν, οὐχ ὡς κατὰ μίμησιν ποιητὰς, ἀλλὰ κοινῇ κατὰ τὸ μέτρον προσαγορεύοντες.

die Perioden der Kindheit und der Senilität in der Poesie der Völker, wie der Individuen bezeichnet. Gegen Empedokles' ἔπη und ähnliche Erscheinungen besonders ist es, daß sich Aristoteles verwahrt; an ihm thut er dar, daß der Inhalt, nicht der Vers über das Wesen der Dichtungsart entscheide: weshalb denn Homer mit allem Rechte Dichter, jener aber vielmehr Physiolog, als Dichter, zu nennen sei.

Er durfte nur einen Schritt weiter thun zu der Behauptung, daß der Vers überhaupt dem Gedicht unwesentlich sei, um sich ganz der modernsten Ansicht anzuschließen, zugleich aber auch der innersten Wahrheit der hellenischen, d. i. wahrhaft poetischen Anschauungsweise zu entfremden. Diesen Schritt hat er nicht gethan, und darum ist seine Polemik innerhalb der Grenzen der Poesie inconsequent in Bezug auf den oben von ihm selbst ausgesprochenen Satz. Vielmehr ist das Metrum durchaus als ein wesentliches und für den Begriff der antiken Elegie maßgebendes Merkmal mit in die Definition aufzunehmen. Afterbildungen aber, durch Laune und Ungeschmack entarteter Zeiten erzeugt, wie des Kolophoniers Nikander in Distichen geschriebene »Lehre von den Schlangen«, oder des Trikkäers Philon und des Kreters Antimachos Bücher von Giften und Gegengiften, sind nicht sowohl aus dem Bereich der Elegie zu entfernen, vielmehr, wie jener Römer sagt, mit Spießen und Stangen vom Helikon herunterzustoßen; sie gehören in dieser Beziehung durchaus in eine Reihe mit der lebendigen Carricatur und gerechten Selbstperstflage des Lehrgedichts, den Hexametern des Remmius Palämon über Maß und Gewicht, und den acht Büchern »Matheseos« des Firmicus Maternus. Aber nicht nur wer überhaupt den Vers, sondern auch, wer ein Versmaß mißbraucht, ist aus der Reihe der wahren Dichter zu streichen, und wir bleiben daher bei der schon andern Ortes von uns aufgestellten Erklärung stehen: Die antike Elegie ist diejenige Dichtungsart, welche der Natur des Distichons entspricht. Bei dieser Bestimmung, welche nur erst in spätern Zeiten gewisse Ausnahmen

erleidet, für das Epigramm aber noch einer weiter unten zu gebenden Erläuterung bedarf, drängt sich die auf jeder Seite der hellenischen Culturgeschichte wiederkehrende Beobachtung auf, wie dies wunderbare Volk einestheils mit den anscheinend geringsten Mitteln so durchgreifende Erfolge zu Wege gebracht hat; anderseits die verschiedenen Bethätigungen seines schaffenden Geistes mit fast logischer Genauigkeit auf entsprechende Zeiträume und Volksstämme vertheilt, und dadurch die Blüthen und Früchte seiner Bildung in einer Reinheit und Klarheit zu entfalten gewußt hat, wie kein anderes vor- oder nachher.

Die prächtige Fülle des Hexameters, der, mit dem einzigen wahren Epos geboren und erstarkt, recht eigentlich dazu geschaffen ist, den Geist durch alle Weiten und Höhen der idealen Geschichte, der Götter- und Heroen-Welt zu tragen, diese prächtige Fülle wird bei ihrem zweiten Anlauf in der Mitte gebrochen, und gezwungen, mit umgekehrtem Wellenschlag zu ihrem Ursprung zurückzufluthen. Die Welle erhebt sich: und würde, in unbeschränkter Schwingung, die Fläche eines Oceans in Bewegung setzen. Aber der zu enge Rand des nahen Gestades hemmt sie: sie sinkt plätschernd in sich selbst zurück. Die Beschränkung des Gesichtskreises in Bezug auf das Object, und die Reflexion (natürlich und wohlverstanden die poetische) sind die charakteristischen Merkmale der Elegie; sie weisen ihr zugleich ihrer metrischen Gestalt, ihrem innern Wesen, ihrer Zeit nach die Stellung zwischen Epos und Lyrik an. Der Stamm aber, welcher behufs seiner Nationalität zuerst und vor Allem zum Träger dieser neuen Gattung berufen war, konnte kein andrer als der ionische sein. Die Stürme, welche auf dem Festlande von Hellas den Übergang des ritterlichen Lebens in das bürgerliche, und damit der monarchischen Verfassungen in republikanische vorbereiteten und begleiteten, hatten nicht nur in den äußern Verhältnissen, sondern in der ganzen Denk- und Empfindungsweise des Volkes eine Revolution zu Wege gebracht, deren Folgen durchzuarbeiten manches Jahrhundert

nöthig war. In den glücklichen Pflanzstädten der kleinasiatischen Küste wirkten sie ungleich weniger erschütternd. Die Gründung derselben war größtentheils von der Secession desjenigen Volkstheils ausgegangen, der, an den alten Zuständen mit Liebe hangend, jenen Gewaltthätigkeiten jenseit des Meeres hin ausgewichen war. Zugeständnisse wurden zwar auch hier gewiß dem erwachenden und sich seiner bewußt werdenden Volkswillen gemacht. Aber wir haben allen Grund anzunehmen, daß gerade hier das Bild der alten Heroenzeit, wiewohl in ungleich humanisirterer Gestalt, fortlebte. Nur so war hier Homer und das heroische Epos möglich. Aber allmälig schwand auch hier jene kindliche und dabei doch so unendlich großartige Weltanschauung, vermöge deren das Individuum nur in dem Schicksal der ganzen Mit- und Vorwelt sein eigenes gelesen, und die großen Räthsel desselben im Epos zu lösen versucht hatte. Sie schwand, theils dem nie ruhenden Gange der Geschichte gemäß, die selbst die lieblichsten Träume der Kindheit nicht ewig träumen läßt, theils und sichtlich in dem überraschend wachsenden Wohlstand und Selbstgefühl der einzelnen Bürger: und wiederum in den Bedrängnissen, welche die Lüsternheit kluger und mächtiger Nachbaren über die einzelnen hellenischen Gemeinden der blühenden Küste herbeigeführt hatte. Vereinzelung und Zerwürfniß im Innern des Städtebundes, rascher Wechsel von Glück und Gefahr, wobei auch der Einzelne durchgängig betheiligt war, lenkten die Blicke auf die nächstliegenden Zustände und Ereignisse, und gaben dem Individuum mehr als einen Anlaß, sich und sein Privatleben oder doch den enger gezogenen Gesichtskreis seines städtischen Gemeinwesens zum Gegenstand seiner Reflexion zu machen. Und während das so erwachte Selbstbewußtsein sich bei Andern anders Bahn brach, konnte zur poetischen Versöhnung des zwischen dem Subjecte und den Dingen der Außenwalt entschieden ausgesprochenen Zwiespaltes das Epos, das auf der Voraussetzung gerade der Einheit beider beruht, nicht mehr ausreichen. Der dichterische Geist mußte nach einer andern Form suchen.

Aber, wie erwähnt, dieser Zustand war allmälig geworden; nicht durch Jahrhunderte von Trümmern und poetischer Verödung, hatte sich das Subject jugendkräftig emporgerafft, und war aufgetreten, ein ganzer Mann, der in sich allein, dem schönen Subject, die verlorene Einheit wiederfand, die Welt mit ihren Erscheinungen nach seinem Willen um seinen Mittelpunkt ordnete und um die ihm selber inwohnenden Gottheiten, die Charis und Nemesis, das zügelnde Maß und die Anmuth, die den Griechen nie verließen, als wahrhaftigen Maßstab der Dinge erkannte. Mit einem Wort: die Lyrik im eigentlichen Sinne war den andern Stämmen, und vor allem den Hellenen des Mutterlandes vorbehalten; den Joniern gehört die Elegie. Noch bot das Leben Reize genug, um es zu lieben, um bequem darin aufzugehn. Die Zierlichkeit, die Pracht, ja die Üppigkeit des Privatlebens; Wein, Tanz, Gelage, schöne Weiber, die süße Muße und beschauliche Versenkung in die anmuthigste Natur ringsum; aber auch noch mächtige, oft innerlich kräftige, ja trotzige Bürgergemeinden: Stoff, reicher Stoff zu plastischer Behaglichkeit, wenn auch nicht des gewaltigen Epos, doch einer dem Epos nicht allzu unähnlichen Kunstform. Nur der Gesichtskreis, wie gesagt, ist beschränkter, und darum auch der Stoff des elegischen Gedichtes, und ihm angemessen der geschwächte Tritt seines Verstaktes, dessen Natur auch in dieser Bezeichnung selbst der feine, an griechischen Mustern gebildete Kunstsinn der Römer nie verkannt hat. Man vergleiche Ovids Fasten II, 125 f.

Wie doch vertraut' ich elegischem Vers so gewaltigen Inhalt
Ohne Bedacht; der Stoff paßt für heroisches Maß!

u. A. worüber man sehe: Quaest. Prop. II, 2. S. 52.

Mit dem beschränkteren Object ist aber das Wesen der Elegie keineswegs erschöpft; es würde vielmehr eine kunstsinnige Behandlung des Hexameters schon diesen Vers befähigen, depotenzirte epische Stoffe aus dem Stillleben und den engern Kreisen der Geselligkeit und der Natur aufzunehmen, wie es mit Glück in den

Idyllen der antiken Bukoliker geschehen, und nicht ohne Erfolg selbst von modernen Nachahmern versucht worden ist. Vielmehr ist die Verbindung und Verschmelzung des objectiven Stoffes mit der gemüthlichen Reflexion ihr wahrer Inhalt, der sie zum wirklich vermittelnden Gliede zwischen epischer und lyrischer Dichtkunst macht. Zur Bezeichnung dieses Verhältnisses aber ist die Form des Distichons auf ausgezeichnete Weise befähigt. Wie der erste Vers in die Ferne hinausschweift, um nach vollendetem Kreislauf durch den Pentameter in sich selbst zurückzukehren, so giebt sich das Herz des Dichters zuerst den umgebenden Objecten anheim, aber nimmt sich sofort zur Selbständigkeit zusammen, kehrt in sich selbst zurück, mit den Reflexen der Außenwelt bereichert. Das elegische Distichon ist schon durch den unendlich schärferen Abschnitt, den es hinter dem Pentameter macht, und dem eigentlich das gleichgiltige Übergreifen des Gedankens aus dem einen Verspaar in das andere (enjambement) durchaus zuwider ist, seiner Natur nach eine Strophe kleinsten Umfanges, was schon die Alten richtig erkannt haben. S. Hephäst. Enchirid. S. 115. Gaisf. Also auch von dieser Seite das Mittelglied zwischen dem gleichförmigen Fluß des heroischen Verses und der bunten Mannigfaltigkeit der lyrischen Systeme.

Wir mußten oben in Ermangelung eines anderen Ausdrucks uns des in gewisser Weise doppelsinnigen Wortes Reflexion bedienen, um diejenige Bewegung des Geistes zu bezeichnen, die, aus dem bewußten Gegensatze außenliegender Objecte entspringend und stets an diese wieder anknüpfend, den Gegensatz zu überwinden strebt. Aber indem wir die Reflexion ausdrücklich eine poetische nannten, glauben wir jede Möglichkeit eines Mißverständnisses beseitigt zu haben, und verweisen wir auf das, was wir im Anfang dieses Aufsatzes über die lyrische Bewegung des Gemüths und ihrer, dem paränetischen Raisonnement zwar äußerlich ähnlichen, im innern Wesen aber durchaus verschiedenen Natur gesagt haben. Das, was wir in der Elegie Reflexion nennen, ist in der That ihr

rein lyrisches Element, welches, weil bei einmal eingetretenem Gegensatz zwischen dem Subjecte und den Objecten ersteres sich durchaus als Brennpunkt der äußeren Reflexe, und somit wieder nach außenhin als Agens erkennen muß, in so weit prävalirt, daß dadurch die Elegie wirklich eine Unterart der lyrischen Gattung wird. Dennoch wird sie von der reinsten Form des Melos, von der Ode, sich stets durch die breite objective Unterlage unterscheiden, von der sie sich nur entfernt, um immer und immer wieder darauf zurückzukehren. Allerdings hat auch die Ode einen objectiven Ausgangspunkt; aber die freie Bewegung des Geistes, die sofort eintritt, und die das Zurückkehren zum Anfang nicht einmal am Schluß des Gedichtes erheischt, sondern, wenn und wo es geschieht, dies immer nur als einen durchaus freien, fast willkürlichen Act erscheinen läßt, gebietet, jenen Ausgangspunkt mehr wie die zufällige Veranlassung zum Gedicht, als wie einen Theil seines Inhaltes zu betrachten. Umgekehrt hier. Das Epheu, »die immergrüne Elegie der Zeiten« umrankt die Trümmer der Vergangenheit in mäandrischen launenhaften Schlingungen: aber ob es auch nach Willkür auf- und niedergleite und mit üppigen Dolden das Gestein bis zur Unkenntlichkeit überwuchere: immer haftet es liebend fest an dem Boden, auf dem es entsprossen ist. Die Lerche aber schwingt sich wirbelnd von dem dunkeln Geklüft in den freien Äther. Wird sie zurückkehren zu ihrer niedrigen Behausung? Vielleicht, und zu Abend gewiß: inzwischen erhebt sie sich jubelnd durch das Gewölk und entschwindet dem verfolgenden Blick in der ewigen Bläue. Ihr Lied verhallt, das ist ihr Schluß.

Allerdings ist auch hier, wie in allen Gebieten der Natur und Kunst, das Wesen der Dinge nicht mit dem Beil auseinandergehauen, sondern die Grenzen fließen unmerklich ineinander. Die Blätter des Herbstes sausen durch die Luft: und Schmetterlinge sind fliegende Blumen. So mag es geschehen, und so ist es in der That der antiken Elegie je nach der Persönlichkeit des Dichters geschehen, daß der Geist auch in ihr sich freier regt und das Stoffliche

in den Hintergrund verschwinden läßt. Ja wenn die Ode, ihre Schwingen leiser regend, ihr auf halbem Wege entgegenkommt, so nähern sich beide Gattungen oft in dem Maße, daß es nur noch von der augenblicklichen Neigung des Dichters abgehangen zu haben scheint, zu welchem Metrum er sich entscheiden wolle, um den letzten Unterschied aufzuheben, der auch so noch durch die äußerliche Färbung die Auffassung, mit der das Gedicht gegeben und genommen wird, modificirt. Und in solchen Fällen, die auch auf den Grenzgebieten andrer Gattungen sich treffen, mag denn immerhin das Metrum als einzig charakteristisches Merkmal festgehalten werden. Für uns handelt es sich aber eben und zunächst um die Auffassung aus dem Vollen und Ganzen. Erst nachdem diese gefunden und als sicherer Regulator aufgestellt ist, können auch die durch die verschiedenartigste Mischung der Elemente entstandenen Abarten das geübte Auge nicht mehr verwirren. Wir werden in den folgenden Mittheilungen eben auf diese Modificationen der Gattung unser besonderes Augenmerk richten, und müssen in dieser Beziehung gleich hier eine Bemerkung machen, die uns bei dem Rückblick auf die traurig verstümmelten Reste der griechischen Elegie beinahe abgedrungen wird. Wir haben nämlich, anders als in andern Gebieten der griechischen Poesie, den Vortheil, gleich von den *ersten* Erzeugnissen dieser Dichtungsart, welche uns selbst von den Alten als solche bezeichnet werden, Proben vor uns liegen zu sehen. Während die ersten rohen Ansätze und Versuche des dichtenden Volksgeistes, aus welchem sich das homerische Epos glatt und rund, völlig gereift, herausschälte, spurlos für uns untergegangen sind; während die Anfänge des Melos sich in dem unbestimmten Nebel der Sage verlieren; während endlich kein geretteter Vers von Thespis oder von jenen hefengeschminkten Mimen zeugt, welche das letzte und wunderbarste Erzeugniß des attischen Genius vorbereiteten: tritt uns hier, gleich an der Wiege der hellenischen Dichtkunst, *Kallinos* entgegen, den die gewichtigsten Stimmen des Alterthums als den Erfinder des Pentameters bezeichnen. Es könnte

schon deshalb nicht fehlen, daß wir in der Handhabung der neuen, ja der erſten Form nach dem Hexameter Härten und Ungefügigkeiten begegneten, die das Ringen vielmehr nach dem Ziele, als den Sieg über die Form bezeugten. Und in der That iſt hieher vor allem das Übergreifen der Sätze aus einem Diſtichon ins andere zu zählen, die, ſelbſt ohne die grammatiſche Gliederung den natürlich durch das Metrum gebotenen Intervallen anzupaſſen, oft ſich ganz gleichgiltig gegen den Vers zu verhalten ſcheinen: ein allerdings der eigentlichen Beſtimmung des Pentameters zuwiderlaufendes Verhältniß, und ein Reſt jener entfeſſelten Bewegung des heroiſchen Maßes, von dem ja auch, wie oben bemerkt, das Diſtichon noch lange den Namen (ἔπη) beibehielt. Im Anfang waren dieſe Spuren des Urſprungs nichts weniger, als wunderbar. Aber freilich können wir nicht verhehlen, daß mit wenigen Ausnahmen die helleniſche Elegie ſie nie ganz überwunden hat. Allerdings iſt in der lockern Satzfügung der griechiſchen Sprache dieſer Widerſpruch viel weniger empfindlich, als in der compacten, ſcharf gegliederten und feſt gefügten Periodologie des Lateiniſchen: und wenn Catull, in das faltenreiche Gewand der oratoriſchen Syntax gewickelt, mit einem Quae quum ita sint — über die rebelliſchen Diſticha dahinſtolpert, ſo ſind, mit ihm verglichen, die kunſtloſeſten Verſe der Griechen noch graziös zu nennen. Aber dennoch gehört der ganze toniſche Wohllaut, und eine Harmonie, wie nur die griechiſche Sprache ſie kennt, dazu, um das Widerſtrebende zwiſchen Vers und Satz für das Ohr auszugleichen. In der deutſchen Überſetzung, wo die Treue für das Urbild wenigſtens eine analoge Herſtellung des Satzes erheiſchte, konnte jener Schmelz der Sprache natürlich nicht erſetzt werden: und wiewohl unſre Wortfügung von Natur der griechiſchen unendlich näher ſteht, als die lateiniſche, ſo muß dennoch der erwähnte Mißſtand ſich fühlbarer machen, als im Original. Daß es aber in der That ein Mißſtand iſt, der dem abſoluten Werth der Kunſtform Abbruch thut, keine durch das Weſen der griechiſchen Elegie bedingte und in ſo fern beabſichtigte Mo-

dification des Versbaues, daß also wirklich hier Form und Inhalt sich nicht vollständig durchdrungen haben, davon zeugen am klarsten diejenigen Bruchstücke, in welchen sich die Idee der elegischen Gattung am vollsten und reinsten entfaltet, die poetische Conception (abgesehen zunächst von dem Vers) sich in ihrer ganzen Fülle zu untadliger Vollendung herausgearbeitet hat. Hier hat wirklich die Unmittelbarkeit der dichterischen Begeisterung auch das Versmaß zu sich emporgezogen: der Inhalt hat sich sein Metrum erfunden, wir finden nicht mehr jenen Widerstreit, und man kann einfach sagen, daß die nach Auflösung des Metrums noch schönsten Stellen zugleich die am schönsten gebildeten Verse zeigen. Dasselbe ließe sich vielleicht noch von andern Eigenthümlichkeiten des griechischen Distichons sagen, von dem Vorherrschen des Dactylus über die ernsteren Spondeen, von dem Vernachlässigen der Censur nach der dritten Hebung (πενθημιμερής), die sonst recht eigentlich für den elegischen Hexameter geschaffen scheint. Aber über solche Einzelheiten könnte man immerhin streiten, und für letztern Punkt besonders die Weichheit des ionischen Charakters hervorheben, dem der weibliche Ruhepunkt nach dem dritten Trochäus angemessener erscheinen könnte, als die kräftig einschneidenden Intervallen nach dem dritten oder fünften Ictus. Wir haben uns daher nur damit begnügt, auch diese Eigenthümlichkeit in der Übersetzung wiederzugeben, unentschieden, ob wir sie für eigenthümliche Schönheiten oder Schwächen erklären sollen. Dagegen bedarf unser obiger Ausspruch, daß die schönsten Stellen auch durchgängig von den schönsten Versen getragen würden, einer Erläuterung, bei Vielen vielleicht sogar einer Entschuldigung. Denn allerdings liegt darin das Urtheil, daß wir es in den vorhandenen Bruchstücken auch mit minder schönen, oder, da das Schöne in der That nur Eins ist, wirklich mit unschönen Partieen zu thun haben. Wir wollen dies Eingeständniß weder mit einem Seufzer, noch mit einem: Leider! einleiten, sondern uns lediglich an die Thatsache halten, daß ebenso, wie die philosophische Speculation zum Theil gerade bei den Joniern in die unpas-

sende Form des Hexameters getrieben wurde, so umgekehrt die poetische Reflexion, deren Kunstform, wie wir gesehen haben, eben die Elegie ist, oftmals in die bloß verständige, in das abstracte Raisonnement umgeschlagen ist. Interessant ist aber auch das Factum, daß hier sowohl, wie im Epos, diejenigen, welche die erwähnte verfehlte Richtung auf die Spitze getrieben haben, Theognis für die Elegie und Empedokles für das Epos, beide Dorer von Geburt und nur der Sprache nach ionisirt sind. Den Weg zu solcher Auffassung bahnt die in der Elegie zur rechten Statt nicht nur ganz gehörige, sondern fast unentbehrliche Sentenz, von deren Werth wir oben ausführlicher gesprochen haben. Aber indem sie, namentlich bei den s. g. gnomischen Dichtern, durchaus in den Vordergrund tritt und sich zur Hauptsache macht, so kehrt sie wirklich das Wesen der Lyrik um, und erscheint nur als versificirte Rhetorik. Den höchsten Grad erreicht diese Entartung bei Theognis: und es gehört die philologisch sein sollende Bornirtheit der weiland holländischen Schule, die in jedem Zipfelchen Alterthums ein Muster der Vollendung für die Ewigkeit sieht, dazu, um bei den gut gemeinten Expectorationen oft ziemlich trivialer Lebensansichten seine Langeweile hinter künstlicher Entzückung zu verstecken.

Was aber auch einem Theil dieser Dichtungen, vom Standpunkt einer absoluten ästhetischen Kritik aus betrachtet, abgehen mag, so haben sie doch einen desto entschiedeneren und durch nichts zu verkümmernden historischen Werth. Keine Dichtungsart nämlich, mit alleiniger Ausnahme der Satire, deren Giltigkeit in dieser Beziehung aber aus andern nahe liegenden Gründen ebenfalls beschränkter ist, keine Dichtungsart ist so darauf angewiesen, ihren Stoff fortwährend aus der unmittelbaren Gegenwart und den nächsten Lebenskreisen des Dichters zu entnehmen, als die Elegie. Epos und Tragödie haben ihr Object im Mythos; die Lyrik (κατ' ἐξοχήν) entschwebt in alle Fernen. Die Färbung durch Zeit, Ort und Wirklichkeit der individuellen Verhältnisse wird allerdings am forschenden Auge auch bei letzterer sich nicht entziehen können.

Bei der Elegie aber bilden diese letzten Elemente, d. i. die äußere Geschichte des Individuums und seiner Zeit, den epischen, materiellen Gehalt des Gedichtes. Und da nun, wie natürlich, außerdem die Reflexion den geistigeren Theil der Selbstcharakteristik vollendet, so eröffnet sich in den geretteten Bruchstücken eine reiche Gallerie anziehender Portraits mit dem naturgemäßesten Hintergrund.

Die Wahl des Stoffes innerhalb dieser Kreise ist, wenn nur überhaupt ein poetischer, durchaus frei; jeder ist der Natur der Elegie, wie wir sie bisher charakterisirt haben, gleich genehm. Ein Griff in das volle Menschenleben giebt immer ein Gedicht. Und mögen wir in das Getümmel der Schlacht, das Gewühl des Marktes, das vertrauliche Gespräch befreundeter Männer zu den Freuden der Tafel und des Banketts geführt werden, mögen wir die süße Muße ländlicher Abgeschiedenheit, die ganze reiche Welt von Liebesleid und Lust, die sehnsuchtvollen Klagen über hingeschiednes Glück mit dem Dichter theilen: wir werden überall den einen ungetheilten Grundcharakter der Elegie anzuerkennen haben. Damit soll nun keineswegs geleugnet werden, daß, wie der erste Ansatz zum elegischen Maß sich in jenen alten, oft erwähnten Elegoi findet, so in der That das Distichon zum Ausdruck schmerzlicher Gefühle, wenn nicht vorzugsweise, so doch in hohem Grade geeignet ist. Schon Didymus [1]) macht, nach einem ziemlich unbeholfenen Ableitungsversuch des Wortes Elegos, doch die überaus sinnreiche und feine Bemerkung, daß der Pentameter, indem er nicht mit der vollen Kraft des vorhergehenden Verses

---

1) Bei Orion Etymol. unter dem W. ἔλε ος S 15, 13. und Etymol. M. v. s. ἐλεγεῖα; nach ihm offenbar Procl. in der Chrestomath. des Photius S 319b, 6 Die unübersetzbaren Worte lauten an der ersten Stelle: ἔλεγος — ὁ θρῆνος διὰ τὸ δι' αὐτοῦ τοῦ θρήνου εὖ λέγειν τοὺς κατοιχομένους, ὅθεν πεντάμετρον τῷ ἡρωϊκῷ συνῆπτον, οὐχ ὁμοδρομοῦντα τῇ τοῦ προτέρου δυνάμει, ἀλλ' οἷον συνεκπνέοντα καὶ συναποσβεννύμενον ταῖς τοῦ τελευτήσαντος τυχαῖς.

auslaufe, sondern gleichsam erschöpft den Geist aushauche und erlösche, Theil zu nehmen scheine an dem Geschick des beklagten Todten. Verbinden wir diese Eigenthümlichkeit mit dem Umstand, daß allerdings der Schmerz lieber und eher Worte macht, als irgend ein anderer Affect, daß vor allem die von Trauer bewegte Brust ein dringendes Bedürfniß für Mittheilung und Erleichterung fühlt, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß in der spätern Zeit des Alterthums durchaus die Ansicht vorherrschte, eigentlicher und ursprünglicher Stoff für die Elegie sei die Klage, und selbst der Zeit nach sei das elegische Metrum früher zum Ausdruck des Schmerzes, als andrer Affecte, verwendet worden. (S. die Zeugnisse Quaest. Prop. p. 53). Ob nun dieser Ansicht eine Verwechselung mit den alten Elegoi, oder eine bloße Combination aus der Natur des Distichons, oder wirklich etwas Thatsächliches zu Grunde liege, so viel ist gewiß, daß weder die ältesten uns erhaltenen, und auch von bessern Autoritäten als solche anerkannten Denkmäler dieser Gattung damit übereinstimmen, noch auch die neuerlich (von Bernhardy) geltend gemachte Observation, daß das elegische Metrum erst in verhältnißmäßig später Zeit zu Grabesinschriften verwandt worden ist. Gleichwohl ist die Möglichkeit nicht abzustreiten, daß Klagegesänge in diesem Maß schon bis in die früheste Zeit seines Aufkommens und in das achte Jahrhundert hinauf bestanden haben. Aus diesem Grunde, und weil ein andres Unterkommen schwer dafür zu finden sein dürfte, mag denn auch hier das einzig vollständige Beispiel eines (wenigstens fingirten) elegischen Threnos stehen, den Euripides, sicher doch nach Analogie seiner Zeit, der Andromache (in der gleichnamigen Tragödie V. 90 ff.) in den Mund legt:

Nicht zur Hochzeit, nein, zum Verderben für Ilion's Veste
Führt' ins bräutliche Bett Paris die Helena einst,
Um die Ares im Flug auf tausend Schiffen von Hellas
Naht', und, o Troja, dich stürmte mit Feuer und Schwert.
Meinen Gemahl, ich Ärmste, den Hector, schleift' an dem Wagen
Rings um die Mauern der Sohn Thetis', der Göttin des Meers;

Aus dem Gemach ward selbst ich geschleppt zur Düne des Meeres,
Trauriger Knechtschaft Joch mußt' ich da beugen das Haupt.
Wie viel Thränen entsanken der Wang', als fern ich zurückließ
Stadt und Frauengemach, meinen Gemahl in dem Staub!
Weh! Unglückliche ich! was soll ich die Sonne noch schauen,
Sclavin Hermione's ich, welche so lange mich quält,
Daß zu der Göttin Bild schutzflehend ich strecke die Arme,
Daß, wie der Quell vom Fels rieselt, ich schwinde vor Leid.

Übrigens zeigt dies Gedicht hinlänglich, was von Ulrici's früher angeführtem Argument zu halten sei, nach welchem es für einen unerhörten Anachronismus gelten müßte, wenn man dem alexandrinischen Dichter Apollonius die Meinung unterschöbe, die Elegie sei so alt wie der Trojanische Krieg. Was von der historischen Treue der alexandrinischen Dichter zu halten sei, werden wir unten an Hermesianax' Beispiel sehn. Für das Alter der threnodischen Elegie beweisen sie so wenig, als dieser Gesang Andromache's.

Dagegen tritt uns zuerst, und ganz angemessen der allmäligen Umwandlung der ionischen Lebens- und Anschauungsweise, die kriegerische Elegie des Kallinos entgegen, die allerdings bereits die Subjectivität des Dichters klar und entschieden den Objecten entgegengestellt zeigt: aber nicht in willkürlicher Vereinzelung, sondern in der innigsten Theilnahme und im Zusammenleben mit dem Staat, den er durch kräftiges Ermannen aus der erschlaffenden und auflösenden Weichlichkeit mit sich zu neuer Thatkraft empor zu reißen gedenkt:

Bis wann streckt ihr euch noch? wann erwacht zu kräftigem Muth ihr?
Jünglinge, schämet ihr euch nicht vor den Nachbarn umher,
Daß ihr so ganz erschlafft? Da sitzt ihr, als wäre der tiefste
Frieden, und rings um euch tobet im Lande der Krieg.

* * *

Und welche kräftige, man muß sagen durchaus heroische Elemente selbst der ionische Stamm damals noch beherbergte, zeigt uns sofort das zweite Bruchstück, das uns die ephesische Jugend dem Feind im Felde gegenüber, nicht dem gefährlichern Dasein, der entnerven-

den Bequemlichkeit, in einer Thatkraft vorführt, wie wir sie nur wieder in Tyrtäus' Fragmenten bei den Spartern vorausgesetzt finden. Denn nur bei dieser Voraussetzung ist die Möglichkeit solcher Argumente zu verstehn, wie der Dichter sie seinen Landsleuten gegenüber geltend macht. Wo der Sieger im Kampf noch einem Halbgott gleich von Jung und Alt verehrt wird, wo Situationen des männlichen Speerkampfes, wie die geschilderten, noch als bekannt und lockend gelten, da besteht nach außen hin wenigstens noch Energie genug, um den Dichter lebens- und todesmuthig in dem Geschick seiner heimischen Gemeinde aufgehen zu lassen. Und darum dürfen auch die vorliegenden Verse sich so entschieden objectiv, fast in epischer Breite halten:

Und wer stirbt, im Fall werf' er zuletzt noch den Speer!
Ehre ja bringt es dem Mann, und glanzvoll ist es, zu kämpfen
Für sein Land und Kind und für sein junges Gemahl
Gegen die Feinde: der Tod wird kommen, wenn immer die Mören
Spinnen das schwarze Geschick; aber nur gerade darauf!
Hoch erhoben die Lanz' und das männliche Herz an die Tartsche
Fester gedrängt, wenn zuerst Schlachtengetümmel sich mischt!
Denn nicht will das Geschick, daß ein Mann entgehe dem Tode,
Ob von Unsterblichen auch stamme sein Ahnengeschlecht.
Oft wenn einer dem Kampf entflohn und den krachenden Speeren,
Geht er dahin und zu Haus trifft ihn des Todes Geschick.
Doch ein solcher wird nicht ersehnt vom Volk und verehret,
Jenen dagegen beweint Niedrig und Hoch, wenn er stirbt.
Sehnen ergreift das Volk nach so starkherzigem Manne,
Stirbt er; ein Halbgott scheint Allen er, wenn er noch lebt.
Denn, wie ein Bollwerk ragt, so steht er ihnen vor Augen,
Er, ein Einziger, thut Thaten für Viele genug.

* * *

Die Chronologie des Kallinos, in welcher die bisherigen Annahmen schon zwischen dem Anfang und dem Ende des achten Jahrhunderts schwankten, ist neuerdings durch Müllers Darstellung (Gesch. der Griech. Litt. Th. I. S. 91.) nur noch verwickelter geworden. Hienach fiele des Dichters Blüthezeit in die Regierungsjahre des Königs Ardys von Lydien (Ol. 25, 3—37, 4. d. i.

678—629 v. Chr.) Aber abgesehen davon, daß durch diese Annahme eine an sich ganz unverdächtige Notiz des Plinius (von welcher s. unten) umgestoßen würde, so würde dadurch auch in der Bestimmung der folgenden Zeitverhältnisse eine allgemeine Verwirrung angerichtet. Nicht nur Archilochus, der nach den sichersten Combinationen alter und neuer Historiker nicht unbedeutend später angesetzt werden darf, als Kallinos, würde so weit unter die ihm zustehende Zeit herabgedrückt, sondern auch Tyrtäus, den Keiner unter den Alten als Urheber der Elegie zu nennen gewagt hat, würde entweder älter werden, als der wirkliche Erfinder dieser Dichtungsart, oder er selbst, und mit ihm der zweite messenische Krieg (685—668), würden ungefähr um ein Menschenalter in der Chronologie sinken. Irren wir nicht, so ist Müller von der letzteren Annahme (die er schon in den Doriern verficht Th. I. S. 145—150. II. 490.) ausgegangen, und rückwärts zu der oben erwähnten Darstellung getrieben, die, wie klar und apodictisch sie auch gegeben wird, dennoch des sicheren Grunds ermangelt. Zu einer ausführlichen Polemik ist natürlich hier nicht der Ort. Aber da es sich um die Feststellung des Anfangspunktes aller elegischen Dichtung handelt, so dürfen wir wohl einen Augenblick bei der von vielen Seiten scharfsinnig und umständlich besprochnen Frage [1]) verweilen, die ja außerdem im engsten Zusammenhange mit der Chronologie zweier für uns so bedeutender Dichter steht, und deren Beantwortung Verhältnisse zur Besprechung bringt, die für die Charakteristik der vorliegenden Periode und selbst für das Verständniß der mitgetheilten Bruchstücke von Bedeutung sind.

Zuvörderst bemerken wir nur, daß die Beweisführung Müllers für seine Feststellung der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten messenischen Krieg und für die Dauer des letzteren sich,

1) Franke: Callinus sive quaestionis de origine carminis elegiaci tractatio critica. p. 89. ff. Weber: Die elegischen Dichter der Hellenen. S. 403. ff. Ulrici a. a. O. II, S. 262 ff. N. Bach: Callini fragm. p. 9. ff.

wie Fischer erwiesen (Zeittafeln, zu Ol. 23, 4. S. 81.), auf eine irrige Interpretation des Tyrtäus stützt. [1])

Im Übrigen haben wir uns nur an die zuverlässigen Berichte Herodots und Strabo's zu halten. Denn wenn es sich um einen nicht zu vermittelnden Widerspruch zwischen dem letzteren und Athenäus handelt, so wird eine gesunde Kritik keinen Augenblick zweifeln, wen von den beiden Gewährsmännern sie zur Seite zu schieben habe. Strabo nun stellt (XIV. S. 647.) das Zeitverhältniß zwischen Kallinos und Archilochos, den Einige für den älteren hielten, dadurch fest, daß dieser des Unterganges der äolischen Pflanzstadt Magnesia (am Mäander) als einer bekannten Sache erwähne, während jener die Stadt, welche mit seiner Heimath Ephesus in wechselndem Kriege lag, nur als mächtig und blühend kenne. So Strabo und, wahrscheinlich nach seinem Vorgang, Klemens der Alexandriner (Strom. I. p. 333. B.) Das Unglück Magnesia's aber war auf folgende Weise herbeigeführt. Die Trerier, ein kimmerischer Stamm (Strabo I, S. 61. XIV. S. 647.), machten schon in unvordenklichen Zeiten (seit Midas dem Phrygier), durch skythische Horden aus ihren nördlich des Pontus gelegenen Sitzen verdrängt, häufige Einfälle in Kleinasien, und endlich auch, unter Lygdamis' Anführung, in Lydien.

---

1) Das Bruchstück (Frgm. 4. b. Bach, 5. bei Bergk), auf welches wir später nicht wieder zurückkommen, lautet in der Übersetzung so:

Unserm König und Herrn, der Himmlischen Freund, Theopompos,
Dem Messene's weit prangende Gaun wir erkämpft!
Treffliche Gaun für den Pflug und trefflich geeignet für Baumzucht.
Neunzehn Jahre darum haben vor Zeiten gekämpft
Unablässig die Helden, die Väter von unseren Vätern,
In ausdauerndem Muth über das duldende Herz.
Aber im zwanzigsten ließ, aus Ithome's ragenden Bergen
Fliehend, der Feind des Gefilds üppige Saaten im Stich.

Ein Menschenalter lag zwischen dem ersten und zweiten messenischen Krieg. Die im letztern als Männer kämpften, deren Väter waren jetzt Greise; die Großväter, welche im ersten Kriege als Männer gestritten hatten, gewiß bis auf wenige unter der Erde. Darum setzt Pausanias, übereinstimmend mit Tyrtäus (nicht mit Justinus oder mit Müller), 38 Jahre Zwischenraum.

Sie nahmen bei einem dieser Einfälle Sardes, die lydische Hauptstadt, und dieses Zuges hatte Kallinos außer an andern Stellen (Strabo XIII. 4.) auch in dem Verse Erwähnung gethan:

Jetzo naht der Kimmerier Heer, der gewaltigen Recken.

Nach Sardes Einnahme drangen sie auf die ionischen Colonien vor und bedrohten das berühmte Heiligthum der ephesischen Diana mit Plünderung. Aber eine Niederlage, die der thätigen Hilfe der Göttin zugeschrieben wurde (Callimach. Hymn. auf Artemis v. 252. ff.), warf sie von dort zurück in die kilikischen Gebirge, wo Lygdamis mit seiner ganzen Schaar umkam. Auf diesem Zuge wurde Magnesia nicht genommen, weil Kallinos, der, wie wir sahen, ihn (»den früheren« nach Strabo) erwähnte, die Magnesier nur im Wohlstand und als überlegene Feinde seiner Vaterstadt kannte. Aber andre Schwärme desselben Volks, welches seit jenen vorhistorischen Zeiten dauernd, wie es scheint, in den pontischen und phrygischen Gebirgen hauste, wiederholten von Zeit zu Zeit Angriffe derselben Art. Bei einem derselben verbanden sie sich mit den Lykiern und nahmen Sardes zum zweiten Male bis auf die Burg ein. Dieser Zug ist es ohne Zweifel, dessen Herodot (I, 15.) gedenkt, wiewohl er, andre Zwecke in seiner Geschichtschreibung verfolgend, eben so kurz darüber weggeht, als über die endliche Vertreibung des ganzen Volksstammes aus Kleinasien durch Halyattes (vergl. Ol. 40, 4. — Ol. 55, 1. J. 617—560 v. Chr. Geb.). Wir wissen aber durch Strabo, daß die letzten Reste der Treriер unter Kobos von Madys, dem Führer eines (andern) kimmerischen Stammes, verjagt wurden. Am natürlichsten wäre es nun allerdings, die Zerstörung Magnesia's mit der letzten Einnahme von Sardes in Verbindung zu setzen. Aber das Stillschweigen Herodot's, der bei dieser Gelegenheit, und da er doch einmal Sardes nannte, wenigstens wohl mit einem Worte der Magneter gedacht haben würde, noch mehr aber die Chronologie des Archilochos, der unter Gyges (Ol. 16, 1. — 25, 3. J. 716. 678. v. Chr.) blühte, sicher älter als Tyrtäos

war (s. oben), nun aber, nach jener Bemerkung Strabo's, bis in die letzten Regierungsjahre des Ardys und noch tiefer hinabgezogen werden würde: diese Umstände alle würden allein schon zu der Vermuthung führen, die Plinius' Zeugniß zur Gewißheit erhebt, daß die Niederlage der Magneter zwischen der ersten und zweiten Einnahme von Sardes, und genauer, spätestens in Kandaules des Herakliden Regierungsjahre falle. Denn Plinius, um das hohe Alter und die frühe Würdigung der Malerei zu beweisen, beruft sich auf die von Niemanden bezweifelte Thatsache [1]), daß der König der Lyder Kandaules, auch Myrsilos genannt, dem Maler Bularchus ein Bild, welches den Untergang der Magneter dargestellt, mit Gold aufgewogen habe. Erst so aber wird es klar, wie Herodot, der seine kurze Übersicht der lydischen Geschichte erst mit dem Untergang des Kandaules und der Herrschaft der Mermnaden beginnt, jene, der Zeit der Herakliden angehörigen, selbst allerdings höchst bemerkenswerthen Ereignisse ganz mit Stillschweigen übergehen konnte. Und dieser eine Umstand schon müßte Müllers Hypothese höchst bedenklich machen. Andrerseits dürfen wir nicht verschweigen, daß Kallisthenes (um die Zeit Alexanders d. Gr.), dem Strabo einen Theil seiner Notizen über die Züge jener nordischen Barbaren verdankt, Kallinos' Verse, abweichend von Strabo's eigener Ansicht, auf die spätere Eroberung von Sardes bezogen zu haben scheint. Denn allerdings lassen die hieher gehörigen Worte [2]) auch eine andere

---

1) Plin. N. H. XXXV, 9. In confesso est, Bularchi pictoris cett. Alsdann wird zwar a. a. O. als Sujet des Gemäldes nur Magnetum proelium: aber VII, 38 deutlicher Magnetum exitium genannt.

2) *Φησὶ δὲ Καλλισθένης, ἁλῶναι τὰς Σαρδεις ὑπὸ Κιμμερίων πρῶτον, εἶθ' ὑπὸ Τρηρῶν καὶ Λυκίων ὕστερ καὶ Καλλῖνον δηλοῦν, τὸν τῆς ἐλεγείας ποιητήν* — wo die letzten Worte, noch zu Kallisthenes' Referat gehörig, wirklich nichts weiter sagen, als daß dies Verhältniß auch aus Kallinos Gedichten erhelle, woraus wenigstens nicht nothwendig folgt, daß Kallinos beider Expeditionen, noch auch daß er nur der letztern Erwähnung gethan habe.

Erklärung zu. Aber auch jene Ansicht des Kallisthenes zugegeben, können wir nichts Auffallendes oder einen erheblichen Einwand gegen unsre Darstellung darin finden. Kallisthenes dachte sich die Kimmerier und Trerier als zwei verschiedene Völker. Mit welchem Rechte, lassen wir unentschieden. So viel ist aber sicher, daß weder Strabo, noch die Quellen, woraus er schöpfte, rechte Auskunft über den nationalen Zusammenhang dieser nomadischen Horden zu geben wußten. Er selbst nennt einmal die Trerier gradezu einen kimmerischen Volksstamm (XIII, a. a. O.), ein andermal (I, 3, a. a. O.) sagt er höchst undeutlich: »Die Kimmerier, welche man auch Trerier nennt, oder doch ein Stamm von jenen,« endlich berichtet er, daß die Trerier durch einen König der Kimmerier aus Asien vertrieben sein. S. oben. Es ist dies dieselbe Verwirrung, die zu allen Zeiten bei dem Auftreten flüchtiger Nomadenvölker wiederkehrt. In dem Schrecken ihrer verwüstenden Züge reißen sie andre Stämme mit sich (so die Karer, selbst die Lykier), und ihr Name vermischt sich mit dem ihrer Bundesgenossen schon bei gleichzeitigen Berichterstattern und beim bloßen Gerücht ihres Anrückens; bald taucht er in veränderter Bedeutung wieder auf. Spätere Geschichtsforscher suchen vergeblich Klarheit und Zusammenhang in die ihrer Natur nach der Historie sich entziehenden Ereignisse zu bringen, indem sie die Namen scheiden und scharf auseinander halten. Die Geschichte der Kelten, des cymbrischen Schreckens, vor allem aber das Gewirr der mittelalterlichen Wanderungen bietet die schlagendsten Analogien bis in unsre neueste Geschichtschreibung hinab. Möglich also, daß Kallinos, der die Trerier wirklich erwähnte (Frgm. bei Stephanus von Byz.), sie selbst fälschlich für die Hauptanstifter des ersten Zuges gegen Sardes hielt, und daß Kalisthenes genauere Berichte vor sich hatte, als selbst der gleichzeitige Dichter; viel wahrscheinlicher aber, daß er die bestimmte Scheidung seinem oder seiner Vorgänger Raisonnement verdankt. Nun fand er bei Kallinos Trerier als Eroberer von Sardes ge-

nannt; was Wunder, wenn er von dem Dichter, dessen Zeitalter zu ermitteln seine Aufgabe nicht war, die letzte Einnahme der lydischen Hauptstadt erwähnt glaubte? Der Irrthum ist um so verzeihlicher, als Strabo selbst diese tumultuarischen Völkerzüge als eine der verwirrtesten und dunkelsten Partien der ältern Geschichte Kleinasiens bezeichnet. [1]) Auf keinen Fall aber hätte derjenige, welcher sich durchaus an Kalisthenes' Ansicht halten wollte, das Recht, gleichzeitig (aber mit stillschweigender Weglassung des ihm nicht Paßlichen) Strabo's entgegengesetzten Bericht, dem sich die oben angeführten Stellen des Kallimachos und Clemens anschließen, zu seinen Zwecken auszubeuten. Schließlich haben wir noch des gedankenlosen Compilators Athenäus zu erwähnen (XII S. 525. C.), der im directen Gegensatz mit dem sorgfältigen Strabo bei Archilochos und Kallinos von der Eroberung Magnesia's gelesen zu haben vorgiebt. Wie er aber gelesen hat, lehrt sein Zusatz von eigenem Gepräge »denn Magnesia wurde von den Ephesern erobert« d. h.: Er hatte bei Kallinos den Krieg der Epheser gegen die Magneten, bei Archilochos die Vertilgung der letzteren gelesen, und die oberflächliche, hastige Combination beider Reminiscenzen ist, wie mancher Bericht ähnlichen Schlages, zum Kreuz armer Kritiker geworden bis auf den heutigen Tag. Daß übrigens die im folgenden Jahre von den Milesiern besetzte und durch sie wahrscheinlich wieder colonisirte Stadt späterhin eine Beute der Lyder wurde, ergiebt sich aus dem allgemeinen Schicksal der vorderasiatischen Städte; ob dies jedoch schon unter Gyges und auf die von Nicol. Damascenus erwähnte märchenhafte Weise geschah (Frgm. S. 268. ff. b. Tauchn.), lassen wir dahin gestellt. Setzen wir nun aber die vielbesprochene Einnahme Magnesia's, das durch seinen Übermuth die verachteten Barbaren in ähnlicher Weise gereizt zu haben scheint, wie Rom die Gallier,

---

1) a. a. O. *αἱ δὲ τῶν Καρῶν καὶ Τρηρῶν μεταναστάσεις — οὐχ ὁμοίως ἐν ἑτοίμῳ πασίν εἰσιν.*

und dessen vielleicht auch durch Sittenverderbniß und innern Hader verdienter Untergang deshalb nachmals, und wie es scheint, schon zu Archilochos' Zeit sprüchwörtlich geworden war (vgl. auch Theognis 603. 1103): setzen wir also dieses Factum, um welches sich hier alles dreht, zehn Jahre vor Kandaules' Tod (d. i. 726 v. Chr.), so werden wir wenig fehlen, wenn wir für die Blüthezeit unsers Dichters, der, so lange er sang, den genannten Zeitpunkt nicht erlebte, und für sein Mannesalter den Anfang der Olympiadenrechnung festhalten. Zu demselben Resultat sind bereits auf andern Wegen Franke, Bach, Weber und Ulrici gekommen. Auch wir würden hier nicht die Untersuchung wieder aufgenommen haben, wenn nicht die abweichende Darstellung des großen Geschichtschreibers der hellenischen Stämme als eine zu wichtige Incidenz erschienen wäre, um nicht eine genauere Prüfung nöthig zu machen. Zugleich aber wird dadurch der Leser eine genauere Ansicht der Zeitverhältnisse gewonnen haben, die für Beurtheilung der mitgetheilten Fragmente nicht ohne Interesse sein kann: Ein Volk, dessen Jugend schon an Lebensgenuß und bequemer Muße Geschmack gefunden hatte, aber dennoch edlem Thun nicht abgestorben und der Ermunterung zu kräftiger That durch kräftiges Wort zugänglich (denn nur von dem Kriege der Magneter kann der geregelte Speerkampf, der uns hier beschrieben wird, verstanden werden), ein gleichgearteter, aber glücklicherer Feind in der Nähe, und das Entsetzen entfesselter Barbarenhorden von fernher drohend. Die übrigen Züge zur Vollendung der Skizze bieten die Fragmente selbst.

Den natürlichsten Übergang zur Verbreitung der Elegie auch unter den außerasiatischen Genossen des ionischen Stammes bietet Archilochos, über dessen Zeitalter schon oben das Nöthige beigebracht ist. Gleich bemerkenswerth durch die bewegten Schicksale seines Lebens und durch den dichterischen Genius, welchem das bewundernde Alterthum den ersten Platz nach Homer anzuweisen sich berechtigt hielt, war er ein Proteus in seinem sittlichen Cha-

rakter nicht minder als in der Poesie. Seine ursprüngliche Heimath war Paros. In der Mitte zwischen den befreundeten ionischen Küsten Asiens und des hellenischen Mutterlandes gelegen, und selbst von Joniern bevölkert, waren die Cycladen von Natur berufen, die Beziehungen zwischen den räumlich getrennten Theilen ihres Stammes aufrecht zu erhalten, und in die Entwicklung der beiden Haupthälften theils selbständig, theils vermittelnd einzugreifen, theils auch wechselnd sich von beiden influiren zu lassen. Sie haben in der Geschichte größtentheils nur die passivere Rolle gespielt. Um so mehr bedurfte es eines ausgezeichneten Geistes, wie Archilochos, um nicht nur die überkommene Form der Poesie mit Meisterschaft zu handhaben, sondern auch neu erfundene, oder doch zuerst poetisch geregelte zu schärfer gesonderten Gattungen zu verwenden. Ihm war es gegeben, bald im naiveren und einstimmigeren Verkehr mit dem Leben Elegien in Kallinos' Weise zu dichten, bald mit entfesselterer Subjectivität in rein lyrischen Maßen sich zu bewegen, ja, was in so frühen Zeiten Bewunderung erregen muß, im schneidenden Gegensatz mit der Welt, nicht etwa blos die ernstere sittliche Erbitterung der Satire, sondern den Spott des Privathasses, den vernichtenden Hohn individueller Leidenschaften: die Persiflage, jene gefährlichste, fast problematische Spitze negativer Poesie, mit Anmuth in angemessene künstlerische Form zu fassen. Außer andern lyrischen Maßen und dem gesetzteren trochäischen Trimeter ist es besonders der Jambus, dessen Erfindung unzertrennlich mit Archilochos' Namen verknüpft ist. Wir versagen es uns ungern, auf die Kritik dieser merkwürdigen Kunstform und des mannigfaltigen Inhalts, dem sie als Träger zu dienen bestimmt ist, einzugehen. Dem Archilochos diente sie gleich dem Epodos nur als scharfe Angriffswaffe, gleich geschickt zu Hieb und Stoß. Aber mit einem Worte müssen wir doch der wechselnden Schicksale seines Lebens gedenken, die, wenn sie auch nicht allein im Stande waren, so mannigfaltige poetische Dispositionen in einem Manne

hervorzurufen, doch wenigstens in trefflichem Einklang mit dieser, im hellenischen Leben besonders seltenen Erscheinung stehen.

Von väterlicher Seite aus einem edeln Geschlechte in Paros entsprungen, hatte er zur Mutter eine Sclavin. Seine Mitbürger beriefen ihn zu wichtigen Ämtern; er begleitete vielleicht selbst als Anführer die Colonie, welche im Jahre 729 v. Chr. nach Thasos gesandt wurde. Hier aber, wie in der Heimath litt er bittre Armuth. Von seinem hohen Ruhm bei Mit- und Nachwelt haben wir schon Erwähnung gethan. Nichts desto weniger erlebte er die Schmach, seine Verlobte Neobule zu Gunsten eines unwürdigen Bewerbers sich wieder entzogen zu sehen. Es ist die übereinstimmende Sage im Alterthume, daß er zum Lohn den wortbrüchigen Vater Lykambes, seine Verlobte selbst und ihre Geschwister durch die Pfeile seines Jambos zu Verzweiflung und Selbstmord getrieben habe. Wir dürfen nicht erst nach dem Urtheil unsrer Gewährsmänner fragen, um von dem merkwürdigen Zwiespalt und der Wandelbarkeit seines Gemüthes Kunde zu gewinnen, die seine Verse bald zum Ausdruck hochherziger, edler Gesinnung, bald zum Gefäße sprudelnder Bosheit, selbst äußerster Schamlosigkeit machte. Die geringen und vereinzelten Bruchstücke seiner Dichtungen, die in dem großen Schiffbruch der antiken Litteratur grausamer zertrümmert sind, als vielleicht irgend welche von ähnlichem Werth, selbst diese wenigen Bruchstücke würden uns zu einem gleichen Urtheil berechtigen. Die weise Begrenzung und Scheidung der Gattungen im hellenischen Sinn, die auch Archilochos streng beobachtet zu haben scheint, hat dem ruhigeren Flusse der Elegie natürlich auch gemäßigtere Stimmungen zugewiesen, in denen sich die bis zu Extremen getriebene Doppelnatur des Dichters nicht wiederfinden läßt. Spuren jedoch von launenhafter Neigung finden sich auch hier. Zuerst sehen wir den Mann von tüchtiger Gesinnung, Kallinos gleich, nicht der letzte im Speerkampf, einen Diener der

Musen zugleich und des Schlachtengottes, wie er selbst sagt (Fragm. 1):

Beides zugleich, Enyalios, Dir, o Herrscher, ein Dienstmann
Und mit des Musengeschlechts lieblichen Gaben vertraut.

Auch die andern Bruchstücke kriegerischer Elegien lassen uns scharf gezeichnete, und noch individuellere Situationen sehen, als bei Kallinos [1]):

(3)

Nicht viel werden die Bogen gespannt, nicht sausen die Schleudern
Dicht durch die Luft, sobald Ares im Felde die Schlacht
Mischt: dann hebt sich Gestöhn in des Schwertkampfs blutiger Arbeit.
Denn in solchem Gefecht sind wie Dämonen zu schaun
Sie, Euböa's Beherrscher, die lanzenberühmten. 5

* * *

Das bewegliche Element des Insulaners, das sein ganzes Leben durchdringt, macht selbst die Objecte seiner Dichtkunst lebendiger und bunter. Die Kämpfe, welche Thasos mit den benachbarten Thrakern zu bestehen hatte, fordern neben der Energie des stationären Schwertkampfes auch in den plötzlichen Landungen und Überfällen zugleich die Unerschrockenheit und Ausdauer des Seemannes:

(4)

Auf und geh mit dem Kelch durch die Bänke des hurtigen Schiffes
Rings, und den Deckel geschwind nimm von dem bauchigen Krug,
Schütte den purpurnen Wein bis zum Grund aus, da wir die Nacht durch
Nüchternen Leibes doch nicht können die Wache bestehn.

Die Situation ist an sich klar. Aber bemerkenswerth ist der liebenswürdige Zug ionischer Heiterkeit, die selbst am Rande der Gefahr der Lebensfreuden gedenkt, und sie als Lohn und Gleichgewicht für die Entbehrungen des Kriegerlebens mit Recht in Anspruch nimmt.

---

1) 3, v. 5. Die Beziehung auf die Abanter im letzten Verse ist dunkel; vielleicht daß diese ionisirten Bewohner Euböa's den Thasiern Beistand gegen die thrakischen Saïer leisteten.

Dagegen contrastirt nun der kecke Übermuth des Soldaten, der all sein Recht und all seinen Besitz in der Kraft seiner Faust und auf der Spitze seines Schwertes trägt: (Frgm. 2.)

»Hier in dem Speer ist mein Brod mir geknetet; Ismarischer Wein ist
Hier in dem Speer; den Pocal leer' ich am Speere gelehnt.«

Ein Bruchstück, das an das berüchtigte Skolion des Kreters Hybrias erinnern müßte, wenn letzterer nicht im aristokratischen Hochmuth die Waffe als seinen Rechtstitel zur Unterdrückung unglücklicher Leibeigenen ansähe, Archilochos dagegen sie nur im Kampfe für sein Vaterland gegen rohe Barbaren gebraucht. Auf der andern Seite hatte jene unvertilgliche Lebenslust, der wir oben begegneten, ihn leichtsinnig selbst gegen die theuersten Satzungen kriegerischer Sitte gemacht, wo sie, in abstracter Strenge ausgeführt, ihm zwecklos und thöricht erschienen. Er hatte im Kampf mit den thrakischen Saïern auf der Flucht seinen Schild im Stich gelassen, und scherzt selbst darüber:

(5)

Irgend ein Saïer prahlt wohl jetzt mit dem Schild, den im Dickicht
Unfreiwillig ich ließ, meine vortreffliche Wehr.
Selber jedoch entging ich dem Tod. So fahre dahin denn,
Schild, ich bekomme noch wohl einen, nicht schlechter als dich.

Verse, die ihm die Spartaner so wenig verziehen, daß sie bei seiner Ankunft nach Lacedämon ihn in derselben Stunde aus der Stadt verwiesen haben sollen. Daß er darum kein Feigling war, zeigen schon die übrigen Bruchstücke seiner kriegerischen Gedichte, die in jener Zeit, wo Leben und Kunst so unmittelbar verwachsen waren, nicht als bloße Redensarten betrachtet werden dürfen: sondern, dem Wesen der Elegie entsprechend, die Subjectivität des Dichters in allen ihren Schattirungen frei und ohne Rückhalt vor dem Leser entfalten. Überdies bezeugt es sein Tod, der ihn im Getümmel der Schlacht gegen die Naxier erreichte. Übrigens begegnen wir schon bei Archilochos auch der Gestalt der Elegie, welche an ihren Ursprung erinnert: einem Trostgedicht an den Perikles, womit vielleicht andere Verse zusammenhängen, in denen er selbst den Tod seines Schwestermannes

beklagte. Denn der erwähnte Schiffbruch war wohl beiden Freunden der Grund zu gemeinsamem Schmerze. Wenn aber Ulrici diese Form von der des Klagegedichts fern halten will, weil sie ja eben ein Trostgedicht sei, so vergißt er, daß eine Klage, deren Ausgang nicht tröstet und versöhnt, sinn- und werthlos und ohne dichterische Berechtigung wäre. Das Herz, indem es sich ausspricht, erleichtert, wie Aristänetos sagt, die Schwere seiner Leiden. Der Abschluß des Gedichtes ist ohne hergestellte Harmonie der kämpfenden Elemente nicht möglich; die Harmonie aber ist in dem Klagegedicht eben der Trost: sollte es auch nur der Trost der Verzichtleistung, »die Ruhe der Verzweiflung« sein. Wie geläufig aber die Resignation, dem übermächtigen und unerbittlichen Geschick gegenüber, der hellenischen Anschauung war, ist bekannt genug; auch das hier mitgetheilte, größere Bruchstück bezeugt es. Dabei ist es nun auch gleichgiltig, ob der Dichter sich selbst, oder zunächst einen Andern tröstete. Denn letzteres ist, wenn wir keine rationalisirende Predigt, sondern ein Gedicht verlangen, nur dann möglich, wenn der Dichter sich mit aller Kraft der Sympathie in den Schmerz des Freundes versenkt, und ihn zu dem seinigen macht. Und daher hebt er mit ihm zu klagen an:

(8.)

Seufzer verdienet der Schmerz, Perikles, und keiner der Bürger
Wird sich jetzt, noch die Stadt, laben am festlichen Klang.
Treffliche Männer verschlang uns des wildaufbrausenden Meeres
Woog', und das Herz in der Brust wird uns von Kummer geschwellt.
Aber getrost! es schuf ein Gott unheilbaren Übeln
Ein schmerzstillendes Kraut: harrende Kraft der Geduld.
Theuerster Freund, bald trifft dies den, bald jenen: auf uns jetzt
Hat sich's gewandt, daß wir laut klagen den blutigen Schlag:
Dann auf Andre wird es einmal sich wenden; geschwind drum
Duldet, und weibischen Schmerz wehret zurück von der Brust.

Der Schluß aber (denn dafür möchten wir es halten) ist äußerst charakteristisch für die erwähnte Ansicht und für Archilochos' Subjectivität:

Weder vermag ich den Schmerz durch Thränen zu heilen, noch wird er Schlimmer, wenn ich mich dem Scherz weih' und dem Lebensgenuß.

Daß übrigens Plutarch, der von diesem Gedichte redet, sich des gerade für die klagende Elegie eigens bestimmten Terminus: »er beweint den Tod seines Schwestermannes« bedient, bemerken wir nur beiläufig[1]); dagegen fügen wir noch zwei Bruchstücke aus den Trochäischen Tetrametern hinzu, um zu zeigen, wie der sonst so nahe verwandte Inhalt dieser Gattung, doch um der unendlich größern Erregtheit und Heftigkeit des Versmaßes willen auch die Färbung des Ausdruckes modificirt und den Unterschied der Dichtungsarten selbst auf diesen sich nahe berührenden Gebieten noch rechtfertigt.

(60.)

Herz, mein Herz, von ungestümer Sorgen Schwarme rings bedrängt,
Nimm sie auf dich und verharrend wirf zur Abwehr deine Brust
Grad' entgegen, und der Feinde Hinterhalt mit sicherm Schritt
Nahend, rühme, wenn du siegest, nicht zu sehr dich öffentlich,
Noch, wenn du besiegt wirst, wirf dich hin zu Haus mit Klaggestöhn:
Sondern freue dich des Glückes und im Unglück härme dich
Nicht zu sehr und lerne, welcher Wechsel Menschenglück regiert.

(69.)

Nichts ist wahrlich unerwartet, nichts verschwören darf man mehr,
Nichts ist wunderbar, da Zeus, der Vater der Olympier,
Nacht gemacht am hellen Mittag und der Sonne Strahlenlicht
Selbst versteckte, daß der Angstschweiß über alle Menschen kam.
Glaublich ist seitdem und möglich, was vorher unglaublich war
Allen Menschen: und so nehme nimmermehr es Wunder euch
Wenn ihr seht, wie der Delphine meerumspülten Weideplatz
Sich des Waldes Wild erlauschet und der Wogenschwall der See
Mehr ihm als das Land behaget; dem Delphin der dunkle Wald.

Die ersten Verse des letzten Bruchstücks knüpfen sich an das Ereigniß einer gleichzeitigen Sonnenfinsterniß.

Daß übrigens Archilochos auch dem scherzhaften Genre das elegische Metrum eröffnet habe, läßt sich fast vermuthen; wenn auch das launige Distichon bei Athenäus (XIII, S. 594):

1) Plutarch. de audiend. poët. 6; θρηνῶν.

»Gleich wie der Feigenbaum am Gestein viel Krähen ernähret,
Beut Pasiphile stets freundlich den Gästen ihr Dach«

nicht mit Sicherheit auf seinen Namen zu schreiben ist. Mit Unrecht jedoch wird es von Bergk (Frg. 17.) unter den Epigrammen genannt, da es offenbar einem größeren Gedichte angehört hat. Und in ähnlicher Weise scheint Asios von Samos Schilderungen des geselligen Lebens seiner Zeit und seiner Erlebnisse einen humoristischen Anstrich gegeben zu haben, nicht, wie es nach der gewöhnlichen Erklärung des nachfolgenden Bruckstückes erscheinen mußte, satirische Karikaturen. Nach unserer Übertragung wird vielmehr die parodische Anwendung von Odysseus' plötzlichem Erscheinen bei den Freiern auf ein Sujet der Tagesgeschichte, als die Verhöhnung eines alten Schmarotzers darin zu finden sein:

Lahm, Schandmäler am Leib, landstreicherhaft, naht er, ein alter
Fettdampf-Schnüffler, dem Mahl, als sich der Meles vermählt:
Bettelnd um Brühe, so drängt' er sich ein. Doch plötzlich inmitten
Unter den Gästen ein Held stand er, den Lumpen entrafft.

Die Zeit des Dichters ist schwer zu bestimmen, und vielleicht haben wir ihn zu hoch hinaufgerückt. Doch muß er jenen üppigen Tagen der ionischen Freistaaten nahe gestanden haben, die dem Verlust der Freiheit kurz vorhergingen, »als zu Samos die Bürger das Herefest in fliegenden Gewändern und schneeweißen Unterkleidern feierten, goldne Nadeln in den geflochtenen Haaren und goldene Spangen um die Arme.« Denn zum Zeugniß solcher Sitten beruft Duris (bei Athenäus XII, 525) sich auf des Asios Verse.

Aber bevor wir der weitern Entfaltung dieser Zustände, und der durch sie fortwährend modificirten Haltung des elegischen Gedichtes in seiner speciellen Heimath nachfolgen, müssen wir ihrer Aufnahme und Weiterbildung in den andern Landschaften des gemeinsamen Vaterlandes gedenken. Über die Inseln hatte sie ihren Weg nach dem Festlande von Hellas gefunden, aber unter steter Vermittelung des ionischen Stammes. Attika, in beständigem Verkehr mit den verwandten Colonien jenseits des Meeres, nahm sie zuerst auf und pflegte sie eine Zeitlang. Aber wiewohl in vielen

Beziehungen äußerlicher Sitte und selbst in der Sprache noch längere Zeit den Stammgenossen ähnlich, verfolgten die Bewohner dieser merkwürdigen Landschaft doch einen so eigenthümlichen Gang in ihrer historischen Entwicklung, gleichweit entfernt von heroisch-patriarchalischer Einfalt, wie von asiatischer Zerflossenheit, daß auch die poetische Reflexion wesentlich verschiedene Stoffe zur Bewältigung vorfinden, mithin die Elegie, dieser treue Abdruck subjectiver Zustände, einen von den bisherigen Erscheinungen wesentlich verschiedenen Inhalt gewinnen mußte. Ein regsam bewegliches Volk, das den magern, oft kargen Boden mit kluger Berechnung zu Rathe halten mußte, wenn er den Ansprüchen Aller genügen sollte, und in Folge dessen ein gedrängtes, vielfach bedrängtes Leben, harte Kämpfe, ehe die geordnete Vertheilung von Last und Gewinn die streitigen Atome wieder in Gleichgewicht brachte: Gründe genug, um auch den Blick der Edlern im Volk an das praktische Bedürfniß des Staatslebens zu fesseln, eine Mäßigkeit, fast nüchterne Enthaltsamkeit im Lebensgenuß, wie in der Gesinnung herauszubilden, die zunächst wenig poetische Elemente beherbergte, oder wenigstens, da einmal das hellenische Volk in keinem Stadium ganz dieser ursprünglichen Bestimmung seines Daseins untreu werden konnte, die Grenzen, in welchen sich die Poesie zu bewegen hatte, für's Erste ziemlich eng zusammenziehen mußte. Allerdings war auch für diese Zustände, sobald nur einiges Licht in das Chaos drang, einige Ruhepunkte sich zeigten, die Elegie noch immer die paßlichste Form; der dem ionischen Stamm in allen seinen Schattirungen anhaftende Hang zum behaglichen Geplauder mußte besonders auf sie hinführen. Aber natürlich war sie, anders als in ihrem Vaterlande, vorzugsweise auf die innere Gestaltung des Staates gerichtet; es mußte die eigentlich politische Elegie sich ausbilden, auf die wir unten näher zurückkommen werden. Erst dadurch, daß gleich der erste Gewährsmann derselben auf dem diesseitigen Festland, Tyrtäus, durch äußere Veranlassungen geführt, sie auf einen andern angemessenern Boden übertrug, konnte sie eine, ihrem ersten Er-

scheinen ähnlichere Form auch unter seinen Händen gewinnen. Ohne auf die lächerlich entstellte Fabel von dem lahmen atheniſchen Schulmeiſter (Müller's Dorier I, S. 151) einzugehen, genügt es hier, an die bekannten Umſtände zu erinnern, durch welche der aus dem attiſchen Aphideä gebürtige Sänger zum Anführer der Lacedämonier im zweiten meſſeniſchen Kriege berufen wurde. Sicherer aber, als das Gedicht, welches ſein Feldherrntalent in die Wagſchale der lakoniſchen Waffen legte, hat die Begeiſterung ſeiner geharniſchten Verſe die Unſterblichkeit ſeines Namens begründet. Wenn wir vorhin dies neue Terrain, welches die Elegie durch Tyrtäus betrat, dem attiſchen Verhältniſſe entgegen als ein paſſenderes bezeichneten, ſo konnte damit nicht gemeint ſein, als wäre dem doriſchen Stammcharakter dieſe Dichtungsform zu irgend einer Zeit homogener geweſen, als dem ioniſchen. Im Gegentheil: die ſtarre Thatkraft des doriſchen Weſens, die ſich in ſich ſelbſt nur darum ſo energiſch concentrirt, um ſich in dem Staat nicht ſowohl *liebend* aufgehn zu laſſen, als ſich demſelben mit bewußter Reſignation zu *opfern*, die jedem innern oder äußern Erwerb der eignen Perſönlichkeit nur in ſo fern einen Werth beilegt, als er gleich von vorn herein darauf berechnet iſt, dem Ganzen zu Nutze zu kommen — ein ſolcher Sinn und ein ſolches Weſen, mit ſpartaniſcher Conſequenz durchgeführt, kann der harmloſen, ſelbſtgenügend unbefangenen Zweckloſigkeit, wie jedes wahre Kunſtwerk ſie erheiſcht, nur verderblich ſein.

Nur die *paränetiſche Lyrik* wird durch daſſelbe Mißverſtändniß, welches bei den heutigen Kritikern ihr das Verdammungsurtheil zugezogen hat, dort Duldung, Beifall und Ermunterung finden. *Beifall* aber iſt die kräftigſte Nahrung des Talentes. Und darum gedieh auf dem ſteinichten Boden der ſpartaniſchen Praxis das Melos in einfacher Schönheit. Freilich auch dem heroiſchen Epos und der kriegeriſchen Elegie konnte Beifall nicht fehlen. Aber ein ſelbſtändiges *Schaffen* in dieſem Gebiet machte der urſprüngliche Zuſchnitt, die knappe Bewegung des Individuums

unmöglich. Der weitschattende Baum des Epos verlangt auch in dem Gemüth des dichtenden Subjectes eine breite, bequeme Basis zur Entfaltung seines üppigen Wuchses. Die Elegie kaum minder. Die plastische Breite nun aber, in welcher letztere oft fast geschwätzig sich ergießt und selbst noch in die frische Schilderung des Schlachtengetümmels und der Todesnoth einen Zug von Behaglichkeit trägt, ist der lakonischen Wortkargheit diametral entgegengesetzt. Hören mochten das die Sparter gern, und durch den Ruhm der kühnen That zu kühnerer That sich entflammen lassen, und so den Gesang weiter tragen von Mund zu Mund: schaffen aber konnten sie nur das energische Melos. Und darum konnte auch nur für letzteres, ja mußte sich Tyrtäus dafür so in die Volksthümlichkeit seines Adoptivvaterlandes versenken, daß er den heimischen Dialekt mit dorischem vertauschte, während er umgekehrt in den Elegien nie das Bewußtsein verleugnen kann, daß er als Jonier spartanische Thaten (jetzt auch die seinigen) auffaßt, und aus diesem Spiegel den Waffengenossen ihr eignes Bild reflectirt. Und dieses Bewußtsein spricht sich eben am verständlichsten durch den ionischen Dialekt der Elegien aus. Auch hier haben wir jene glückliche, in der Geschichte aller Völker einzig dastehende Organisation der hellenischen Litteratur zu bewundern, gemäß deren auch der Einzelne die in dem Schooß eines Stammes oder Zeitalters entkeimten und mit der ganzen Eigenthümlichkeit desselben verwachsenen Redegattungen so wenig sich davon getrennt vorstellen mochte, daß selbst die Nachahmer aus andern Stämmen dem einmal erwählten fremden Dialekt sich als einer vernünftigen Nothwendigkeit fügten, um nicht den zarten Flügelstaub des Ausdrucks, und mit ihm die bis ins leiseste Detail hinein naturgemäße Färbung zu verwischen. In demselben Maße aber, als der Dorismus in dem einen oder andern Staate sich spröder und schroffer ausgebildet hatte, in demselben Maße muß unser Vertrauen zu einer derartigen Schmiegsamkeit, wie wir sie etwa bei Herodot bewundern, sinken: und wenn schon Klonas des Arkaders Elegien kaum Erwähnung im

Alterthum gefunden haben, wenn Theognis sich mit dem Ruhm des Tyrtäos nicht im entferntesten messen kann, so haben die Sparter, in denen die Eigenthümlichkeit ihres Stammes zur consequentesten Entwicklung gedieh, die poetische Verklärung ihrer Lebensideale durch die Elegie ganz dem Fremden überlassen müssen. Indem aber Tyrtäus, dem das Erbtheil seines väterlichen Stammes, das bildnerische klare Wachs ionischer Empfänglichkeit, in so schöner Fülle zugemessen war, durch seine Einbürgerung in Sparta die Vorzüge beider Nationalitäten in sich vereinigte, gewann theils seine Poesie jene unwiderstehliche Kraft concreter Lebensfrische in Darlegung des fremden und doch nur eignen Elementes, theils muß ihm ein wesentlicher Einfluß auch auf die sittliche Bildung des Spartervolkes zugestanden werden. Wie er Wildes gezähmt, Schroffes geebnet, den starren Mechanismus des Staates menschlicher gemacht, und auf dem einzig hier zugänglichen Wege durch Genuß des Schönen Sinn für das Schöne, und damit schlummernde Keime höherer Gemüthlichkeit geweckt hat, dies ins Einzelne zu verfolgen, verbietet schon die Dürftigkeit des vorhandenen historischen Materials. Dies Eine aber ist uns zu erwähnen erlaubt, daß diese Elegien, die man sehr uneigentlich *Kriegsgesänge* genannt hat (s. Ulrici), zum Schluß des Mahles, und wenn der Päan zu Ehren der Götter gesungen war, entweder nach einem Vorspiel von Flöten in gesteigerter sangesgleicher Recitation oder nach Rhapsodenweise vorgetragen wurde. Daß dies von *Einzelnen* geschah, nicht an einen Chorgesang dabei zu denken sei, würde aus dem Gesagten schon von selbst folgen, wenn wir nicht insbesondre belehrt würden, daß demjenigen aus dem Kreise der Männer, dessen Vortrag der Polemarch als den schönsten und ergreifendsten anerkannte, die Ehre einer größern Fleischration zu Theil wurde. Daß das Wohlgefallen und die Anerkennung, die solch dichterischer Schmuck des Daseins fand, so wie die unmittelbare Beziehung, in welche die Elegie zu der schönsten Blüthe und dem letzten Zweck des spartanischen Lebens, dem Kampf und Waffenwerk sich stellte,

nicht ohne wirksames Eingreifen und nachhaltigen Einfluß auf dieses Leben gedacht werden kann, versteht sich eigentlich von selbst. Aber wir erinnern doch hier zum voraus, daß die Sitte den Genuß des gemeinsamen Mahles durch Gesang zu veredeln, allmälig selbst in Sparta einer heiterern und menschlichern Auffassung des Lebens den Weg bahnte, so daß dann die Freuden des Mahles: Wein, Gesang, Scherz, Tanz und Liebeslust auch hier als selbständiger Inhalt der sympotischen Elegie, wie wir sie bei Jon antreffen, Beifall und Aufnahme finden konnten.

Die geretteten Reste nun aber von Tyrtäos' kriegerischen Elegien, die fast durchgängig in sich selbst ihre Interpretation tragen, sind uns in zwei Beziehungen noch besonders merkwürdig. Zunächst haben wir (ein Glück, welches uns bei wenigen griechischen Elegikern zu Theil wird) drei vollständige Gedichte in ihnen vorliegen. Wir bekommen dadurch eine bestimmte Ansicht von dem Umfang der einzelnen Productionen dieser Gattung, die ganz ihrem Ursprung angemessen ist, und die für Beantwortung späterer Fragen maßgebend sein kann. Sodann überrascht uns auf angenehme Weise die treffliche Mischung des plastischen und des subjectiven Elementes, wodurch der leidenschaftliche lyrische Fortschritt überall gezügelt erscheint. Der Kampf entgegengesetzter Gefühle ist gleich zu Anfang entschieden. Der Tod fürs Vaterland heißt gleich von vornherein schön; der Triumph des Todesmuthes hat sich nicht erst aus den widerstrebenden Empfindungen herauszukämpfen: er gilt als Thatsache, gegen welche die Süßigkeit des Lebens kaum Erwähnung findet. Nur um die Wahrheit dieser Auffassung in hellstes Licht treten zu lassen, und mit Begeisterung in dem Bewußtsein zu erneuern und rege zu halten, wird als schwarzer Hintergrund die Schmach und Schande der entgegengesetzten Ansicht damit in Contrast gestellt. Alle drei Elegien sind nur Variationen über dasselbe Thema, die nur durch concrete Anwendung auf den besondern Fall anders gefärbt werden; mag nun die ruhige Stimmung des beginnenden Gedichtes (wie in den beiden ersten) sich

gegen den Schluß hin zur Begeisterung steigern, und in diesem einen, vollen Ton ausklingen, hinter dem nur noch die beherzte That als letzte Vollendung steht: oder mag die gegen die Mitte hin schwellende Bewegung wieder beruhigt am Schluß sich senken. Dann ist es die Bekräftigung des im Anfang Gesetzten, die zum Entschluß für immer, zum Grundsatz gewordne Überzeugung, welche nur eine Digression in die Welt der Erscheinungen gemacht hat, um mit desto sichererm Bewußtsein ihres Werthes in sich selbst zurückzukehren.

Ermunterungen.

(7.)

Schön fürwahr ist der Tod, wenn unter den vordersten Streitern
Für sein väterlich Land kämpfend der Tapfere fällt!
Aber die eigene Stadt und die fetten Gefilde verlassend,
Betteln zu gehn, das ist wahrlich das Schmählichste wohl,
Wenn du umher dich treibst mit der theueren Mutter, dem greisen
Vater, der Kindlein Schaar, und mit dem jungen Gemahl.
Denn feindselig begegnet man ihm, wohin er auch komme,
Welchen der Mangel bedrückt und der Bedürftigkeit Graus.
Und er beschimpft sein Geschlecht, er schändet den glänzenden Namen,
Jegliche Schmach folgt ihm, jegliche Schlechtigkeit nach.
Wenn dem Mann also, der umher treibt, keinerlei Ehre
Wird zu Theil und nachher keinerlei Achtung ihm blüht:
Laßt uns denn streiten mit Muth für das Land und unsere Kinder,
Laßt uns sterben und nicht schonen des Lebens hinfort.
Auf, ihr Jünglinge, denn zum Kampf an einander geschlossen:
Auf und beginnt nur nicht Schrecken und schimpfliche Flucht!
Sondern erhebet den Muth in der Brust und laßt ihn erstarken:
Nimmer im Männergefecht feige das Leben geliebt!
Nie den Bejahrteren auch, dem behend nicht mehr sich das Knie regt,
Lasset, zum Fliehen gewandt, nimmer, den Greisen, im Stich!
Traun! gar schändlich doch wär's, wenn in vorderstem Treffen gefallen
Er vor der Jünglinge Reihn läge, der ältere Mann,
Dem schon weiß sich das Haupt und grau sich färbte das Barthaar;
Wenn in den Staub er dahin hauchte den kräftigen Geist!

7, 3. Ehrlosigkeit und Verlust des Bürgerrechtes traf den Feigling zu Sparta.

Wenn er die blutige Scham mit den theueren Händen bedeckte
— Wohl abscheulich wär's, gräßlich den Augen zu schaun! —
Wenn er entblößt daläge: doch Alles ziemet dem Jüngling,
Welchem die Jugend noch hell strahlend die Glieder umblüht.
Herrlich ist er den Männern zu schaun, liebreizend den Weibern,
Weil er noch lebt: und schön, fiel er im vordersten Kampf.
Recht ausschreitend darum in geschlossenen Reihn, an den Boden
Stemmet den Fuß, und fest beiße die Lippe der Zahn!

(8.)

Auf — ihr seid das Geschlecht ja des niebesiegten Herakles —
Muthig! da zürnend noch nicht Zeus uns den Rücken gewandt!
Nicht entsetzt vor der Zahl euch der Männer, noch wendet zur Flucht euch,
Grad' auf die Vordersten zu dränge der Mann mit dem Schild!
Feindlich dem eigenen Leben gesinnt, begrüß' er die schwarzen
Loose des Tod's mit Lust, freudig, wie Helios' Strahl!
Denn ihr versteht das vernichtende Werk des bejammerten Ares,
Trefflich auch habt ihr des Kriegs grausiges Zürnen gelernt;
Seid bei den Fliehenden schon und bei den Verfolgern gewesen;
Jünglinge, beiderlei Werk kennt bis zur Sättigung ihr.
Denn die stets es gewagt, mit Kraft an einander zu halten,
Die in der Nähe den Kampf und bei den Ersten gesucht,
Selten nur sind sie gefallen; sie schützen den folgenden Haufen,
Während der zagende Mann jegliche Tugend verlor.
Und nicht endete wohl, der dir wollte berichten von jeder
Schmach, die ereilet den Mann, wenn er der Schande verfällt.
Schmählich ist's, wenn von hinten das Haupt und der Nacken dem Manne
Wird zerhaun, da im wild wüthenden Kampf er entflieht!
Häßlich auch ist's, wenn die Leiche gestreckt daliegt in dem Staube,
Der von hinten des Speers Spitze den Rücken durchbohrt!
Recht ausschreitend darum in geschlossenen Reihn, an den Boden
Stemmet den Fuß und fest beiße die Lippe der Zahn!
Schultern und Brust und Schenkel, bis unten hinab zu dem Schienbein
Von des umfangenden Schilds bauchiger Wölbung gedeckt,

8, 9. 10. Man mag diese Verse kritisch und exegetisch wenden, wie man will, immer kommt das Resultat heraus, daß in den Messenischen Kriegen aus leicht begreiflichen Gründen das Standrecht über die Fliehenden nicht so streng gehandhabt wurde.

Schüttelt mit kräftiger Rechten die Wucht der gewaltigen Lanze,
Drohend umflattre des Helms buschige Mähne das Haupt!
Übend gewaltige That mögt so im Streit ihr euch tummeln,
Aus der Geschosse Bereich wende nur Keiner den Schild!
Nahe herbei vielmehr, und Mann an Mann, so erleget
Mit dem gewaltigen Speer oder dem Schwerte den Feind:
Fuß an Fuß auch gesetzt, und Schildrand drängend an Schildrand,
Helm entgegen dem Helm, Mähne mit Mähne gemengt,
Brust an Brust, so kämpfet genaht mit den feindlichen Streitern,
Fasset den Schwertgriff ihr, oder den ragenden Schaft!
Auch ihr Plänkler herbei, und bucket von hier und von dort euch
Unter den Schild, und die Hand schleudre den wuchtigen Stein!
Werft auf die feindlichen Reihn mit blinkenden Stangen und Spießen,
Und schließt eng' euch im Kampf an die Gepanzerten an.

(9.)

Nimmer gedächt' ich des Mannes, noch hielt ich ihn würdig der Rede,
Wär' er zu Fuße behend oder im Ringen geschickt:
Nicht, ob er riesigen Wuchs und Kraft der Kyklopen besäße:
Wich im Wettlauf ihm Thrakia's Boreas selbst:
Nicht, ob seine Gestalt anmuthiger prangt' als Tithonus
Nicht, ob er Schätze gehäuft, Midas und Kinyras gleich:
Hätt' er Pelops, Tantalos' Sproß, in fürstlicher Würde,
Oder Adrastos in süß schmeichelnder Rede besiegt:
Nicht, ob er jeglichen Ruhms — nur verwegener Kraft nicht — sich freute
— Denn ein solcher wird nie tüchtig in Krieg und Gefecht —
Wenn er nicht wagte zu schaun in das blutumsprützte Gemetzel,
Wenn er nicht strebt im Kampf nahe zu treten dem Feind!
Das ist die herrlichste Tugend der Sterblichen, das ist der schönste
Kampfpreis, den auf der Welt irgend ein Jüngling erwirbt;
Ist ein Gut für die Stadt zugleich und die ganze Gemeinde:
Wenn ausschreitend ein Mann unter den Vordersten kämpft,
Unablässig — und nimmer gedenkt, wie er schimpflich entfliehe;
Wenn er sein Leben daran setzt und den duldenden Muth,

8, 35. Plänkler. Gymneten, als Waffenträger aus den Heloten genommen, aber auch zugleich zum leichteren Kampf verwandt. Ihre Art, dabei thätig zu sein, erhellt aus der Stelle selbst.

9, 6. Midas, der phrygische König, dem Alles, was er berührte, sich in Gold verwandelte, und der kyprische Priesterfürst Kinyras sind sprichwörtlich durch ihren Reichthum geworden.

Wenn er zum Nachbarn genaht mit der Rede Gewicht ihn ermuthigt,
Solch ein Mann wird traun! tüchtig in Krieg und Gefecht.
Oft schon hat er zur Flucht die wilden Geschwader der Feinde
Eilig gejagt, und der Schlacht Woge mit Eifer gehemmt.
Wenn er den Geist aufgab, in den vordersten Reihen gefallen,
Ruhm für Stadt und Volk und für den Vater erwarb;
Oft durchbohrt durch die Brust und durch die gebuckelte Tartsche
Und durch den Harnisch — es traf jegliche Wunde von vorn —
Dann klagt weinend um ihn der Jünglinge Schaar wie der Greise,
Ganz voll Sehnsuchtschmerz thürmet um ihn sich die Stadt:
Und sein Grab und die Kinder, sie werden geehrt bei den Menschen,
Kind und Kindeskind bis zu dem spät'sten Geschlecht.
Nimmer vergeht sein Nam' und sein herrlicher Ruhm auf der Erde,
Nein, wiewohl in der Gruft, ist er unsterblich doch hier,
Wen hoch ragend im Kampf, auf dem Platz ausharrend und streitend
Für sein Land und Geschlecht, Ares der Wilde gefällt.
Aber entging er dem Loos des langhinstreckenden Todes
Und erwarb er des Siegs glänzenden Ruhm in der Schlacht:
Alle verehren ihn dann, der Jünglinge Schaar wie der Alten,
Viel Erfreuliches trifft ihn, bis zum Hades er geht:
Und die Jünglinge rings und die ihm gleichaltrigen Männer
Weichen vom Sitz, wenn er naht; selber die älteren auch:
Und als Greis noch ragt er hervor bei den Bürgern, und Keiner
Möchte den Würdigen je kränken an Ehr' und an Recht.
Also zu solcherlei Tugend Höh' versuche durch Thatkraft
Aufzuklimmen der Mann, nie sich entziehend dem Kampf!

* * *

Außer diesen rein kriegerischen Elegien besitzen wir noch Bruchstücke von einem im Alterthum noch berühmteren Gedichte (oder Sammlung von Gedichten) in elegischem Maße, die Tyrtäos selbst »Gesetzlichkeit« (Eunomia) nannte, veranlaßt durch bürgerliche Unruhen im Innern Sparta's. Die Besitzer messenischer oder an Messenien gränzender Äcker nämlich waren durch Staatsbeschluß genöthigt, dieselben während des Krieges wüst zu lassen. Sie drangen auf neue Ackervertheilungen. Zu den daraus entspringenden gefährlichen Bewegungen gesellte sich, um das Übel auf's höchste zu treiben, Hungersnoth und offner Aufstand. Zur Be-

schwichtigung der Gemüther war die Eunomia (Suidas nennt sie Politeia) bestimmt, welche ihrem Zwecke trefflich entsprochen haben soll. Mehr lassen auch die geretteten Fragmente nicht erkennen. Den Plan und Anordnung des Ganzen verrathen sie eben so wenig, als sie über den poetischen Werth oder Unwerth ein Urtheil zulassen. Wir dürfen daher um so eher darüber weggehen, als die politische Elegie bei Solon und Theognis einer genaueren Erwägung unterliegen wird, und geben dafür lieber zum Vergleich mit den eigentlichen Schlachtgesängen das einzige Bruchstück der beim Angriff vom Chor gesungenen anapästischen Embaterien:

Auf, des männerreichen Sparta's
Bürger ihr, der Väter Söhne!
Mit der Linken erhebt den Schildrand,
Und den Speerschaft kühnlich schwingend,
Nicht schonet mir feig Gut und Blut!
Denn Solches ist nicht Sparta's Brauch.

Wenden wir uns nun von Waffenklang in Leben und Lied zurück zu dem Vaterlande der Elegie, so tritt uns der Contrast der beiderseitigen Verhältnisse auf das schneidendste entgegen. Die Jonier, in Zwiespalt und Weichlichkeit versunken, waren schon zum Theil eine Beute der Lydier geworden. Mit dem Verlust der politischen Freiheit war ihr schon ohnedies auf den materiellen, wiewohl verfeinerten, Lebensgenuß gerichteter Sinn erst vollends der Üppigkeit anheimgegeben. In den Freuden engerer Lebenskreise suchten sie Ersatz, oder wenigstens Trost für das Verlorne. Aber wie sehr man die Genüsse, in denen neben Wein und Gelagen die Liebe zu gebildeten Hetären einen Hauptplatz einnimmt, zu vergeistigen suchte: das Trostlose dieses Beginnens mußte edlern Gemüthern wieder und immer wieder sich aufdrängen. Als Vertreter aber dieser Auffassung, und als treuer Gewährsmann kann Mimnermos, der Kolophonier, gelten. Seine Vaterstadt war, so wie die üppigste (vgl. Xenophanes Frgm. 3.), so die erste des ionischen Bundes, die dem Nachbar unterlag (unter Gyges). Er selbst hatte schon die Freiheit nicht mehr gekannt, wenn wir auch

seine Blüthezeit, so weit es uns die vorhandenen Nachrichten erlauben, bis Ol. 37. d. i. c. 630 v. Chr. hinaufrücken. Denn mit Unrecht nimmt Müller (Gesch. der Griech. Litt. Th. I, S. 202) für die Notiz des Suidas, daß nach Einigen Mimnermos ein Smyrnäer gewesen, das später noch zu besprechende Fragment bei Stobäus in Anspruch (13). Wir werden sehen, wie diese Stelle gerade vielmehr der entgegengesetzten, durch Strabo's Autorität gesicherten Nachricht durchaus günstig ist. Außerdem muß aber ein Blick auf Mimnermos' Hinterlassenschaft, so wenig davon übrig ist, eine derartige Deutung unglaublich erscheinen lassen. Mimnermos' Blüthezeit, die bis zum Zeitalter der sieben Weisen hinabreicht (gegen Ol. 45. J. 600 v. Chr.), müßte mit der letzten Periode Smyrna's, einer Zeit der Noth und Bedrängniß, zusammenfallen, wo es sich um nichts Geringeres handelte, als um einen Kampf der Verzweiflung, einen Kampf auf Leben und Tod. Denn Smyrna, das unter den ersten Städten genannt wird, welche die lüsternen Blicke der Mermnaden auf sich zogen, fiel nach einem ungefähr hundertjährigen abwechselnden Kampfe unter dem vorletzten Herrscher Lydiens, Halyattes. Zur Strafe für den hartnäckigen Widerstand, und weil sein Fortbestehen dem Eroberer besonders gefährlich erschien, ward es als Stadt vernichtet und die Einwohner in vereinzelte Dorfschaften des Territoriums angesiedelt; in dieser Zerstückelung blieb es bis auf Antigonos' Zeiten. Wenn wir nun von der Wiederherstellung durch den genannten Herrscher bis zur Eroberung durch die Lydier (nach Strabo XIV, S. 646) ungefähr 400 Jahre rückwärts zählen sollen, so fällt letztere (fassen wir das ungefähr auch noch so lax) auf jeden Fall in die ersten Regierungsjahre des Halyattes, also kurz nach Ol. 40 (ungef. 617 v. Chr.), d. h. mitten in die Blüthezeit des Mimnermos. Aber mögen wir die erhaltenen Bruchstücke auf die Zeit kurz vor dem Sturz der Stadt, oder nach demselben beziehen: ihr ganzer Inhalt ist gleich unverträglich mit der fieberhaften Spannung in den letzten Jahren einer verzweifel-

ten Gegenwehr, und mit der troſt- und rathloſen, alle Verhältniſſe auflöſenden Verwirrung, mit welcher wir uns die Zerſtückelung einer Stadtgemeinde nach der Einnahme und Zerſtörung ihrer ererbten Wohnſitze nothwendig verknüpft zu denken haben. In ſo gewaltſam erſchütternden Zeitläuften hat Niemand, geſchweige denn ein edleres Gemüth, wie das des Mimnermos immerhin erſcheint, Muße und Neigung, eine unglückliche Leidenſchaft für eine ſchöne Flötenſpielerin in empfindſame Diſticha zu faſſen. Und wer hätte Neigung ihm zuzuhören? Ganz anders ſtellt ſich die Sache, wenn wir, den ſicherſten Nachrichten zufolge, Kolophon als ſeine und ſeiner Geſänge Heimath anzuſehen haben. Es iſt nämlich eine leicht ſich bietende und in der Natur der Sache begründete Beobachtung, daß dem Liebesgedicht niemals eine ſorglichere Pflege, niemals eine tiefere innigere Durchbildung zu Theil geworden iſt, als in den Zeiten politiſcher Nichtigkeit. Ja, wir können noch weiter gehn, und werden in dem Laufe dieſer Unterſuchung den Satz durchaus beſtätigt finden: da die Elegie ihr eigentliches Pathos vorzugsweiſe in engeren Lebenskreiſen zu ſuchen hat, ſo iſt die Nöthigung, ſich nach außen hin beſchränken zu müſſen, ihrer Ausbildung in doppelter Weiſe vortheilhaft geweſen. Einerſeits iſt die energiſche Concentration um das dichtende Subject durch die Beſchränkung auf einen gleichartigen, überſichtlicheren, von ihm ſelbſt allſeitig beherrſchten Stoff außerordentlich erleichtert; hiemit aber auch die natürliche Abrundung und der conſequente poetiſche Abſchluß, den wir auf jenen weiteren Gebieten oftmals vermiſſen. Sodann iſt es aber kein geringer Gewinn für die Gattung, daß auch den edelſten, am meiſten begabten Geiſtern kein anderer Tummelplatz ihres Genius übrig bleibt, als das Privatleben; daß dieſes ſomit inniger und nach ſeinen zarteſten Beziehungen hin allſeitig geiſtiger durcharbeitet wird, als ſonſt jemals; daß endlich unter den Dichtern die beſten Talente, die ſich ſonſt höheren Aufgaben gewidmet haben würden, für die Darſtellung dieſer Lebensregionen erhalten werden; ſpeciell alſo unter

den Alten Diejenigen, welchen eine plastischere Auffassung Bedürfniß war, der Elegie sich zuwendeten. Nun aber bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung, daß der Mittel- und Gipfelpunkt des Privatlebens', seine zur Existenz gekommene Poesie, die Verwirklichung seines Ideales, die Liebe ist: und somit haben wir auch die Liebeselegie als den Gipfelpunkt der Elegie überhaupt anzusehn, Mimnermos aber als den ersten Vertreter derselben zu verehren. Und in diesem Sinne müssen wir den vielfach mißverstandnen Vers eines spätern Jüngers unsers Dichters, des Hermesianax, auffassen (Frgm. b. Athenä. XIII, 596. v. 35), der schon im Alterthum Veranlassung geworden zu sein scheint, dem Mimnermos die Erfindung der Elegie überhaupt zuzuschreiben. Historischen Werth hat somit jene Notiz in dem dortigen Zusammenhang ganz und gar nicht. Das günstige Vorurtheil aber, mit dem wir an Mimnermos' Elegien gehen, findet auch zunächst Bestätigung durch die vollendete, fast schmachtende Hingabe an die eine Empfindung, welche ihn beherrscht, und um welche sich alle seine Gedanken und Erinnerungen reihen: die von Schmerz durchdrungne Liebeslust, die Wehmuth, welcher der »weiche Fluß des Pentameters« sich kosend anschmiegt. Denn für kein Gefühl scheint dies Versmaß mehr ausersehen, als für dieses. Der Vergänglichkeit der Jugendblüthe und alles Schönen ist die Klage geweiht: und dieser Schmerz ist ja so menschlich, so gerecht, er war vor allem dem Griechen nicht zu verargen, der in dem Schönen die höchste Entwicklung alles Daseins gefunden hatte. Darum ist es, als wäre dieser stille Schmerz, mehr oder weniger verhüllt, über alle Werke antiker Kunst ausgegossen, die plastischen nicht minder, als die der Poesie. In Mimnermos aber liegt er klar und rückhaltlos vor uns aufgedeckt; es scheinen die schmerz-empfindenden reizbaren Nerven selbst vor unsern Blicken entblößt. Aber hier ist zugleich der Punkt, wo die Einseitigkeit der Empfindung über das Maß des Schönen hinausdrängt. Über die politischen Verhältnisse der ionischen Städte und Kolophons insbesondre zu Mimnermos' Zeit

haben wir gesprochen, und auf ihre für die Poesie günstigen, noch mehr aber auf die schlechthin verderblichen Consequenzen aufmerksam gemacht. Der Hang zum Materiellen aber begegnete sich mit einer Erscheinung, welche für die Ausbildung der Elegie von höchster Bedeutung war. Aus Gründen, deren Darlegung zu weit von unserm Ziele abliegt, mußte in Jonien zuerst die Liebe, wie sie mit den übrigen verfeinerten Lebensverhältnissen in Einklang bleiben sollte, sich auf den Kreis schöner und gebildeter Buhlerinnen beschränken. Somit war die letzte Sehnsucht nach dem Erwerb des höchsten irdischen Glückes nicht auch auf die harmonische Gestaltung eines *sittlichen* Verhältnisses, sondern lediglich auf die Bewunderung und den Genuß der höchsten Potenz sinnlicher Schönheit gerichtet, außer der Schönheit des menschlichen Leibes aber nur noch auf die Anmuth, die Heiterkeit, die muthige Spannkraft der jugendlichen Jahre. Mit dem Verlust dieser Güter daher scheint es dem Jonier um Alles gethan. Sie zu fesseln ist menschlicher Kraft unmöglich: aber auch unmöglich, irgend einen dauernden Ersatz dafür zu finden. So wird der Schmerz gerechter Wehmuth zur Verzagtheit, zur unmännlichen Verzweiflung; die Weichheit wird haltungslose Weichlichkeit, unsittliche Erschlaffung; die Klage ein weibisches, unmündiges Gejammer: und nicht ohne Grund ist es, daß der moralisirende Plutarch sich über solche Stimmen, wie wir ihnen in dem ersten der mitgetheilten Fragmente begegnen, bitter ereifert. Denn, wie fest es auch steht, daß der Dichter nichts weniger sein soll, als ein Sittenprediger, eben so gewiß ist es, daß das *Unsittliche* auch *unschön*, und daher unpoetisch ist. Und wenn man gesunden, unbefangnen Sinnes diese hilflosen Klagen des werdenden Greises um den Verlust seiner Genüsse mit den Versen des Tyrtäos vergleicht, der nichts Schöneres kennt als den *Tod* für das Vaterland, demnächst aber das Geschick des *würdigen Alters*, und dem die *Leiche* des Jünglings mit dem tödtlichen Schaft in der Brust erst als wahre Verklärung jugendlicher Schönheit und Kraftfülle erscheint: so wird

man keinen Augenblick zweifeln, ob hier oder dort mehr Elemente zu einem wahrhaften Gedichte vorliegen, abgesehen natürlich von der Vollendung des Einzelnen und der Abrundung des Ganzen. Was sich in der letzten Beziehung muthmaßen läßt, werden wir bei der Betrachtung der vorhandenen Bruchstücke beibringen, die zum Theil von den Alten ausdrücklich aus der Nanno citirt sind, zum Theil mit Sicherheit als derselben angehörig betrachtet werden dürfen. Diese Elegie, oder vielleicht diese Sammlung von Elegieen, welche, wie schon oben angedeutet, Mimnermos' Liebe zu einer schönen Flötenspielerin dieses Namens zum eigentlichen Inhalt hatte, wird in ihren Fragmenten erst so verständlich, wenn wir uns den Dichter auf der Grenze des Mannes- und Greisenalters, und eben darum von der übermüthigen Schönen zurückgesetzt denken. Erst so haben die wiederholten schmerzhaften Klagen über den Verlust der Jugendblüthe, die Schmähung des Alters und die Furcht vor dem Eintritt in das wirkliche Greisenthum ihren rechten Sinn. Die Pein der verschmähten Liebe ist es also, welche Mimnermos nach Hermesianax (v. 34) beklagte, nicht ein abälardisches Leiden, durch welches der Ungeschmack neuerer Kritiker auf einen verstümmelten Vers des Ovid hin, die Schicksale des Dichters interessanter zu machen gesucht hat. [1]). Das Alter aber war der Grund seiner Zurücksetzung. Und in diesem Sinne haben wir die Verbesserung eines Verses (bei Hermesianax a. a. O. v. 37) gewagt, der nach der bisherigen Lesart eine handgreifliche Unmöglichkeit enthält. Am sprechendsten für die Haltung des Gedichtes ist übrigens das ausdrücklich der Nanno zugeschriebene, aus Theognis' Sammlung erweiterte Bruchstück bei Stobäus (CXVI, 34):

(5.)

Gleich vom Körper hinab ergießt sich unendlicher Schweiß mir,
Und ich erbebe, wenn ich sehe, wie lieblich und schön
Blühen die Jugendgenossen; o möcht' es doch länger so bleiben!

1) So noch Schönemann (de Mimnermi vita et carminibus), selbst noch Ulrici.

Aber nur wenige Zeit dauert sie, gleich wie ein Traum,
Jene gepriesene Jugend: beschwerlich und häßlichen Anblicks,
Schwebet das Alter bereits drohend ihr über dem Haupt,
Ehrlos, Allen verhaßt: es macht unkenntlich den Menschen,
Schädigt die Augen sowohl, als den umnebelten Geist.

Hieran schließen sich, wiewohl sich natürlich über die Stelle, die sie im Zusammenhange einnahmen, nichts bestimmen läßt, dem Sinn und der Tendenz nach Fragm. 1 u. 2:

(1.)

Gäb' es noch Leben und Lust, wenn die goldene Kypria fehlte?
Sterben ja möcht' ich sogleich, wäre gestattet nicht mehr
Heimlicher Liebesgenuß, und schmeichelnde Gab' und Umarmung.
Ach! wie so eilig der Lenz lieblicher Jugend entflieht,
Männern sowohl als Weibern! Wenn dann mit den Plagen das Alter
Naht, das den Mann zugleich schwächlich und widerlich macht,
Dann umdrängen die Brust ringsum nur traurige Sorgen;
Nicht an Helios' Strahl labet sein Auge sich noch:
Sondern er lebt den Knaben verhaßt und verhöhnt von den Weibern,
Solche Beschwerden hat Zeus über das Alter verhängt.

(2.)

Wir, wie die Blätter ersprießen zur Zeit des blumengeschmückten
Lenzes, wenn kräftig der Schein wieder der Sonne sich mehrt,
Also freuen wir uns an den Blüthen der Jugend die kurze
Spanne der Zeit, und noch haben die Götter uns nicht
Schlimmes gesandt, noch Gutes; da nahen die finsteren Keren:
Eine, sie steckt das Ziel traurigen Alters uns auf;
Aber die andre des Todes: und kurz nur dauert der Jugend
Frucht, wie die Sonn' ihr Licht über die Fluren verstreut.
Aber, sobald du zurück das Ziel der Jahre gelegt hast,
Besser als Leben sodann wär' es, du stürbest sogleich.
Denn gar vielerlei Kummer entsteht in der Seele; der Haushalt
Schmälert sich, und dich drücket schmerzlich der Dürftigkeit Last.
Aber ein Andrer entbehrt der Kinder, wonach er am meisten
Sehnsucht fühlend, zur Gruft steigt in den Hades hinab.
Wieder ein Anderer ist, dem Krankheit naget am Herzen;
Niemand lebt, dem Zeus Übel in Menge nicht schickt.

5, 3. „Jugendgenossen" nicht des Dichters, sondern unter einander.

1, 4 εἰ ἤβης. Die beste Handschrift εἰ ἥβης. Bergk: εἴθ' ἥβης.

Auch das durch Solon's Entgegnung (Solon 22) berühmt gewordne Bruchstück mag hier gestanden haben, wiewohl es fast nach einem jüngern Lebensalter aussieht:

(6.)

Möchte von Krankheit frei und von trübseligen Sorgen
Mich im sechzigsten Jahr treffen das Todesgeschick!

* * *

Zweifelhaft erscheint durch seine gnomische Färbung Frgm. 7:

Weder den Fremdling je mit kränkenden Thaten verletzend,
Noch auch den Landsmann dein, sondern mit rechtlichem Sinn
Labe dein Herz nach Gefallen; es reden geschwätzige Nachbarn
Dennoch — einige schlecht — andere besser von dir.

Dagegen treffen wir hier zuerst den Versuch, der bei Tyrtäos in dem Drange einer thatkräftigen Gegenwart nur vereinzelt dasteht, die Schätze nämlich der Erinnerung, der Sage und der idealisirten Geschichte für subjective Empfindungen auszubeuten, zu einem wesentlichen Theil des Inhaltes der Elegie erweitert. Die Reflexion, wiewohl von dem Material der Gegenwart ausgehend und auf sie zurückkehrend, erfüllt und belebt sich mit historischem Stoff. Zuerst zwar ist es leicht begreiflich, wie eine mythische Reminiscenz, gleich der in Frgm. 4. sich im Zusammenhang mit den obigen Abschnitten finden konnte:

Zwar dem Tithonos hat Zeus ein niemals endendes Unheil:
Alter verliehn zum Geschenk, schlimmer als grausiger Tod.

Dagegen sieht uns das folgende Bruchstück auf den ersten Blick viel fremdartiger an, das gleichwohl, namentlich sein letzter, offenbar mit den ersten Versen zusammenhängender Theil uns von Athenäus (XI., 470. A.) als unzweifelhaft der Nanno entnommen bezeugt wird. Um dies begreiflich zu finden, müssen wir uns erinnern, daß Mimnermos' Vorfahren, dem Neleischen Pylos entstammt, eine Reihe Helden in ihrem Geschlechte aufwiesen, deren Geschicke, mit mannigfachen Liebesabenteuern durchflochten, und herbeigeführt zum Theil durch des Poseidon Liebe zur Tyro, des Salmoneus Tochter, die hellenische Sage mit einem Kreis

der schönsten und verbreitetsten Argumente bereichert haben. Mit jener Tyro nämlich hatte Poseidon den Neleus und Pelias erzeugt. Wie dieser den rechtmäßigen Erben von Iolkos, seiner Mutter und des Kretheus Enkel, Äson's Sohn, Jason, aus der Herrschaft verdrängte und zum Zug nach Kolchis zwang, ist weltbekannt. Und in diesem Zusammenhange hatten die Fragmente gestanden, die von Strabo (I, 46.) und Athenäus aufbewahrt, mit einer geringen Unterbrechung und zwanglos sich also anreihen:

(11. 12.)

Nimmer auch hätte das mächtige Vließ Jason aus Äa
Selber geholt, und des Wegs Noth und Beschwerden vollbracht:
So mühseligen Kampf für den frevelnden Pelias endend,
Wäre sein Heer nicht gelangt zu des Okeanos Strom,
Zu des Äetes Stadt, wo der Sohn Hyperion's, der Schnelle,
In goldglänzendem Saal seine Geschosse bewahrt,
An des Okeanos Rand, dem Jason der göttliche nahte.

* * *

Denn an jeglichem Tag hat Helios Mühe zu tragen;
Und an keinem ist ihm irgend Erholung gegönnt,
Weder den Rossen, noch ihm, wenn die rosenfingrige Eos
Von des Okeanos Strom steigt zu dem Himmel hinan.
Denn ihn trägt durch die Wogen das innig ersehnete Bette,
Von Hephästos' Hand künstlich gehöhlt und gefeilt,
Ganz aus edlem Gold und geflügelt; das trägt ihn im Schlafe
Rasch auf dem Spiegel des Meers von Hesperidengefild

11, 1. Äa, Kolchis. 6. Die Geschosse. Die Strahlengeschosse, welche der Sonnengott den Tag über versendet. Die wunderbare Sage von dem geflügelten goldnen Schiff des Helios ist, wie so manche, als Antwort auf die rationalisirende Frage ersonnen, wie die in Westen verschwindende Sonne doch Morgens im Osten wieder auftauche. Daran knüpfte sich denn aber unmittelbar der neue Zweifel, wo Pferde und Wagen blieben. Die nächste Antwort, bei der die Naivität des Fragers, für den eine solche mährchenhafte Auskunft berechnet ist, sich beruhigen wird, ist die, daß ein anderer Wagen am Aufgang seiner wartet. Darum halten wir die Lesart der Handschriften ἑτέρων (12, 11.) fest. Daß auch für weitere Neugier Ausreden genug übrig waren, liegt auf der Hand. Andre hatten sich die Sache noch bequemer gemacht, wie Theolytos bei Athen. a. a. O.

Zum Äthiopischen Land, wo die Ross' und der eilende Wagen
Stehn, bis der Dämmerung Kind, Eos, von neuem genaht;
Da nun besteigt sein andres Geschirr der Sohn Hyperion's.

* * *

Eine solche Abschweifung liegt nun aber ganz im Charakter der mimnermischen Elegie, die fast zu bequemem Geplauder herabsinkend, diese episodische Manier auf die Alexandriner und später noch auf Catullus vererbt hat. Doch kehrt der Dichter wieder zum weitern Verfolg seiner Darstellung zurück, oder nähert sich vielmehr ihrem speciellen Ziel, um der Kolophonier Herkunft und die seinige an den abgerissenen Faden anzuspinnen. Denn Tyro's älterer Sohn Neleus war vor dem Usurpator Pelias landesflüchtig geworden, und hatte Pylos, nachmals Nestor's Reich, gestiftet. Von dort nun, so erzählte Mimnermos in der Nanno weiter (Strabo XIV, 634.), war, als die Herakliden sich der peloponnesischen Lande bemächtigt hatten, Andrämon ausgezogen, um Kolophon zu gründen:

(9.)

Wir nun, die ragende Burg des neleischen Pylos verlassend,
Hatten der Sehnsucht Ziel: Asien schiffend erreicht;
Nahmen das liebliche Kolophon drauf mit verwegner Gewaltthat
Uns zum Sitze, zuerst rüstend den trotzigen Hohn.
Aber alsdann uns erhebend vom Strom mit kiesigem Grunde
Stürmten auf Göttergeheiß Smyrna wir, Äolis' Stadt.

* * *

9, 4 Den trotzigen Hohn: d. i. den Krieg mit den Eingebornen ohne Veranlassung selbst beginnend; wahrscheinlich nahmen sie den Lelegern jenen Platz ab.

5. Der Aleis bei Kolophon ist gemeint, dessen Klarheit und Kühle nach Pausanias von den Dichtern gepriesen wird. Aber statt des handschriftlichen ἀστύεντος oder ἀστήεντος mit Brunck Ἀλήεντος zu schreiben, ist allzu keck, abgesehen davon, daß der Fluß gar nicht Ἀλήεις, sondern Aleis oder Haleis heißt. Bergk schreibt κρύοεντος, was noch weiter von den Spuren der Bücher abweicht; wie δὲ στιῆντος, was, wenn es στιήεντος geschrieben ward, mehr eine Interpretation der handschriftlichen Überlieferung, als eine Änderung ist.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Erzählung von Smyrna's Einnahme sich die Großthaten der seitdem dem ionischen Bunde einverleibten Pflanzstadt gegen den lydischen König Gyges anschlossen, welche der Dichter in dem Fragment bei Stobäus (VII, 12. N. 13. Bergk.) besingt. Denn die Folgerung aus den letzten Versen des eben mitgetheilten, als seien Mimnermos' Voraltern unter denen gewesen, die sich in Smyrna niederließen, Mimnermos selbst also ein Smyrnäer, ist eben so vorschnell als unbegründet. Mit demselben Recht könnte man aus Tyrtäos' Frgm. 3. (mitgetheilt bei Kallinos Anm. 1. zu S. 267.) schließen, dieser Dichter sei in Messene geboren. Vielmehr haben wir aus dem dort offenkundigen Gebrauch dieser Figur, wodurch der lakedämonische Dichter seine oder vielmehr seiner Mitbürger Vorfahren den Bewohnern des eroberten Landes entgegengesetzt, ein Gleiches für unsre Stelle zu folgern. Dort, wie hier, steht εἴλομεν. Noch weniger ist schon aus den einfachsten chronologischen Gründen mit Passow daran zu denken, daß Mimnermos selbst unter den Eroberern Smyrna's gewesen sei. Wir haben gesehen, daß schon vor Mimnermos' Geburt Kolophon gar nicht mehr selbständig war. Allerdings mag die Einverleibung Smyrna's in den ionischen Bund der Eroberung Kolophons durch Gyges nicht allzulange vorhergegangen sein. Denn Pausanias (V, 8, 3.) hält bei der Erwähnung eines Factums aus Olymp. 23 (J. 680 v. Chr.) die Bemerkung nicht für unnütz, daß damals Smyrna bereits zu den Joniern gezählt habe. So konnten denn auch nach jener obigen Stelle der Nanno die ruhmreichen Thaten der kolophonischen Smyrnäer im paßlichen Zusammenhange gepriesen werden:

(13.)

Wahrlich, nicht also beschrieben den Muth und die männliche Kühnheit
Jenes die Väter mir einst, die ihn noch selber gesehn,
Wie vor sich her er die dichten Geschwader der reisigen Lyder

13, 3. Dieser Vers in Verbindung mit den sonstigen chronologischen Verhältnissen widerlegt hinlänglich das Märchen (bei Polyän. VII, 2, 2.), daß die

Trieb im hermischen Feld, schwingend den eschenen Speer.
Sein ingrimmig Gelüst in der Brust hat Pallas Athene
Nimmer getadelt, so oft kühn er vorn in der Schlacht
Sauste daher im wilden Gewühl des blutigen Kampfes,
Heiß von dem dichten Geschoß feindlicher Krieger bedrängt.
Traun! nie war noch ein besserer Mann als er bei dem Volke,
Galt es, des harten Geschlechts kühnliches Werk zu bestehn,
Wenn er im flüchtigen Strahl der glänzenden Sonne daherfuhr.

* * *

Mimnermos hatte also noch von Augenzeugen über die Thaten des hier gepriesenen Mannes berichten hören, und allerdings konnte er als Knabe von Greisen, welche selbst bei dem Kampfe gewesen waren, darüber sprechen gehört haben, wenn man in Übereinstimmung mit unserer obigen Darstellung sein Geburtsjahr etwa 660 v. Chr., Kolophons Einnahme und die letzten Versuche auf Smyrna in die mittlern und spätern Regierungsjahre des Gyges setzt (bis 678 v. Chr.). Ganz unüberlegt dagegen ist die Meinung Bach's, als könne hier wohl von Andrämon, Kolophons Stifter (saec. 11 v. Chr.), die Rede sein. Ohne Widerspruch, so viel uns bekannt, von irgend einer Seite zu erfahren, hat man bisher, einer Notiz des Pausanias zu Liebe, dieses Bruchstück aus dem Zusammenhang der Nanno gerissen, und ihm eine Stelle in einer eigens dazu statuirten Elegie: »Die Schlacht der Smyrnäer gegen die Lyder« angewiesen. Aber jener Schriftsteller sagt (IX, 29. S. 766.) weiter nichts, als daß

Lyder erst spät (unter Halyattes) durch einen Betrug an den Kolophoniern zu einer berittenen Kriegsmacht gekommen sein. Vielmehr erscheinen sie bei Herodot und sonst vorzugsweise als Reitervolk. Hiedurch tritt aber auch die Nachricht von einer doppelten Einnahme Kolophons (bei Polyän.), welches das erste Mal nur bis auf die Burg und vorübergehend, dann durch Halyattes gänzlich zerstört wäre, in das richtige Licht. Daß der Erzählung Polyän's ein Factum, vielleicht eine Empörung gegen die Lyder zu Grunde liege, soll damit nicht geleugnet werden.

4. Hermos, der Fluß Lydiens, nördlich von Smyrna, bildet bei Magnesia am Sichylos eine weite Ebene. 5. Pallas Athene, als Schlachtengöttin.

6. ἔργον ὅτ' αὐγῇσιν στρέφετ', nach Schneidewin.

Mimnermos die genannte Schlacht in elegischem Maße besungen und in den einleitenden Versen zweierlei Musen unterschieden habe. Mag man sich also das Buch Nanno in fortlaufendem Zusammenhang geschrieben und zwischen Liebesleid und Lust mit der Erinnerung an die Ahnen und ihre Großthaten durchflochten denken, oder wäre es in Gedichte von kleinerem Umfang zerfallen, deren einige vorzugsweise den subjectiven Empfindungen und den individuellen Erlebnissen des Dichters, andere jenen fernerliegenden Stoffen gewidmet waren, deren eine man dann wohl ἐλεγεία εἰς μάχην Σμυρναίων nennen mochte: immer hat man sich doch ihre schließliche und eigentliche Beziehung auf die engern Kreise des Dichterlebens gerichtet, und mit seinem Verhältniß zur Nanno in Zusammenhang gebracht vorzustellen, gerade wie durchaus Ähnliches bei den römischen Elegikern sich vorfindet. Ὑποθῆκαι in Kallinos' oder gar in Tyrtäos' Art anzunehmen widerspricht dem Charakter dieses ganz in den momentanen Regungen der Lust und des Behagens oder weichlicher Verzweiflung zerflossenen Mannes. Die Möglichkeit, ja die Leichtigkeit derartiger Anknüpfungspunkte ist in dem oben über die Ahnfrau der kolophonischen Eupatriden Beigebrachten nachgewiesen. Vielleicht aber auch, daß Mimnermos' Väter vor der Einnahme ihrer Stadt glorreichen Theil an jenem Feldzug der Smyrnäer gegen den gemeinsamen Feind genommen hatten; daß deren Einer es ist, welcher uns hier gepriesen wird, indem er (was von Bedeutung für die elegische Haltung ist), nach dem Anfang des Bruchstücks zu urtheilen, entweder im Gegensatz zu den unrühmlichen Ahnen eines jetzt glücklichen Nebenbuhlers (des Hermobios od. Pherekles: s. Hermesianax a. a. O.) herausgestrichen, oder gegen falsche und verkleinernde Urtheile mißgünstiger Tadler in Schutz genommen werden soll.

Einen in jeder Beziehung verschiedenen Charakter von Mimnermos' erotischer Elegie trägt die wenig spätere Gestalt dieser Gattung, die sie in Athen und namentlich durch Solon em-

pfing. — Die bei Gelegenheit von Tyrtäos' Mission nach Sparta geschilderten Wirren in Attika hatten um diese Zeit, wenig später als Mimnermos, den höchsten Grad erreicht und waren zu offnem Aufruhr und schwergesühntem Blutvergießen gediehen (Kylon's Aufstand um 612). Die dauernde Unterdrückung einer arbeitsamen und kräftigen, nach Unabhängigkeit ringenden, aber armen Bevölkerung durch die im angeerbten Reichthum übermüthige Adelspartei war für den Augenblick entschieden; aber sie rächte sich bereits nicht nur durch heimisches Unglück, sondern auch durch die traurigste Schwäche nach außen. Nicht einmal gegen das armselige Megara vermochte man sich im Besitz von Salamis zu schützen. Aber die empfindlichste Schmach, daß durch Staatsbeschluß jeder männlichere Rath zum Wiedererwerb des Eilands verpönt wurde, diese Schmach wurde zum Wendepunkt in Attika's Geschick. Das Historische aus Solon's öffentlichem Leben setzen wir als bekannt voraus. Es war in der besten Jugendkraft seiner Jahre (um 604 v. Chr.), als er mit angenommenem Wahnsinn auf die Pnyx hinaustrat, und, wahrscheinlich mit vorangehendem Flötenspieler, dem Athenischen Volk die berühmte hundertzeilige Elegie »Salamis« recitirte. Wenn die glücklich ersonnene Situation, welche er in den ersten Versen ankündigt:

(1.)

Selbst als Herold komm' ich von Salamis' lieblichem Eiland,
Statt zur Rede des Markts schmückend das Wort zum Gedicht —

Wenn diese Situation ihm einen freieren Flug der Phantasie gestattete, um den Werth des verlorenen Kleinods mit lebendigen Farben zu schildern, so bot weiterhin die erhebende Erinnerung an eine große Vergangenheit, und der Rückblick auf die unselige Schmach der Gegenwart einen Contrast kämpfender Empfindungen, und materiellen Stoff zu concreter Gestaltung derselben, wie die wahrhafte Lyrik sie sich nur wünschen mag. Dort mochte das Gedicht in Vaterlandsliebe und edelm Stolz auf große Ahnen emporflammen, um gleiche Gefühle in dem Hörer zu entzünden,

hier mußte es in Unmuth und Erbitterung aufbrausen, zum Sarkasmus und zur Geißel der Satire greifen. Und in der That bezeugen solche Stimmung die geretteten Verse:

2.

Wahrlich, dann tauscht' ich die Heimath, und nennte von Sikinos lieber
Und Pholegandros mich Bürger, anstatt von Athen.
Denn es dürfte wol leicht die Red' entstehn bei den Menschen:
»Das ist ein attischer Mann, auch so ein Salamis-Held.« —

So von entgegengesetzten Seiten getrieben und erhitzt, findet das Gemüth und das Gedicht keine andere Befreiung und Versöhnung, als den gewaltsamen Ausbruch des männlichen Entschlusses, in dem jede andre Empfindung untergeht: den Enthusiasmus, der mit dem letzten Wort zur That wird. Und als der Dichter mit erhobner Stimme in den Versen endete:

Auf! nach Salamis denn! laßt uns um die liebliche Insel
Kämpfen, und werfen das Joch drückender Schande wir ab! —

da ward der jubelnde Beifall der Bürger und die Eroberung der Insel der wahre Schluß der Elegie Salamis.

Wir finden also weder in dem behandelten Stoff, noch in den geretteten Bruchstücken, noch endlich in den Erfolgen des Gedichtes Ursache, an seinem poetischen Werth zu zweifeln. Aber diese Elegie war weder die einzige Solon's, noch gerade diejenige, in welcher sich die historische Person des Staatsmannes und Gesetzgebers am deutlichsten abspiegelt; ja selbst die Gestalt des Menschen Solon als vollendeten, gereiften Mannes, oder dar des Greisen und Weisen dürfen wir in diesem ersten Krafterguſse des jugendlichen Patriotismus nicht suchen. Dafür bieten sich vielmehr zunächst die umfangreicheren Bruchstücke, welche die athenische Verfassung und seine segensreiche Reform derselben zum Gegenstand haben. Denn daß diese nicht einem Gedicht, etwa *Ἀθηναίων πολιτεία* genannt, wie einige Kritiker anzunehmen scheinen, sondern

2, 1. 2. Wer die Namen der unbedeutenden Inselstädte nie gehört hat, wird den Sinn der Stelle am besten fassen.

einzelnen Elegien, bei verschiedenen, speciellen Anlässen verfaßt, angehört haben, davon zeugen außer dem Anblick des Vorhandenen auch ausdrückliche Erwähnungen der Alten. Vgl. Diog. Laert. I. 41. Diodor. Vatican. Fragm. III. S. 23. Dindf. Diog. Laert. a. a. O. 52. — Zweck und Anlaß war ähnlich, wiewohl ungleich umfassender und vielgestaltiger, als bei der Eunomia des Tyrtäos. Vererbtes Unrecht in mächtigem Bunde mit kurzsichtigem Eigennutz auf der einen, die Verzweiflung einer geknechteten, hungrigen Volksmasse auf der andern Seite: das waren die Elemente des Kampfes, welche die neue Verfassung in unschädliche Gleise leiten sollten. Wie aber ein Gedicht sich derselben bemächtigen könne oder dürfe, ist schwer zu sagen. Die Satire allerdings hat hier ein Feld; und wir sehen dieselbe auch wirklich von Solon in den (jedoch späten) Jamben mit edelm Unmuth gehandhabt. Aber die Scheu, durchgehende Erbitterung zu erregen, die Niemand mehr vermeiden mußte, als der von Allen berufene Vermittler und Schiedsrichter, diese Scheu mußte auch der Satire den Stachel abbrechen. Für den Enthusiasmus aber war hier ein noch kärglicheres Feld. Die einfachen Potenzen von Menschenrecht, Gleichheit und Heiligkeit des Volkswillens, Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, die einst im Jeu de paume ein ganzes Volk zu stürmischer Begeisterung hinrissen, in der jede selbstsüchtige Regung unterging, und Würden, Rechte, und Besitzthum auf einmal auf dem Heerde des Vaterlandes als Opfer niedergelegt wurden: diese Kategorien, welche immerhin der Phantasie eines Dichters, wie durch Zauberschlag, eine ideale Welt zum Ausbau eröffnen mögen, waren damals in Athen noch nicht erfunden. Auch war der nüchterne Sinn dieser Männer nicht in der Stimmung, an die Träume eines seligen Utopiens zu glauben, noch weniger die herrschende Klasse, dafür den gegenwärtigen Besitz auszutauschen. Und wären sie es gewesen: Solon fühlte in sich weder den Beruf, noch das Recht eine den spätern Demagogen ähnliche Rolle zu übernehmen, oder eine gefährliche Masse plötzlich zu ent-

fesseln, über deren Bewegung er nach diesem Schritte nicht mehr Herr gewesen wäre. Er durfte nicht tabula rasa machen, und eine Republik in Platonischem oder ähnlichem Sinne an die leere Stelle hinphantasiren: er mußte den vorhandenen Stoff nehmen, wie er war. Hier war er Staatsmann und Gesetzgeber; nichts weniger als ein Träumer oder Dichter. Denn fürwahr, mit verständiger Berechnung, Ansprüche, Stellung und Kräfte politischer Parteien abzuwägen, danach ein Staatsgrundgesetz, das der Mehrzahl bequem sei, zu entwerfen, eine Gerichtsordnung, ein Steuer-Kataster auszuschreiben, das sind höchst nothwendige Vornahmen, höchst ehrenwerthe Thätigkeiten, die unter Umständen von welthistorischer Bedeutung werden können: sie sind aber weder in genere poetisch, noch in specie elegisch. Eine Parallele mit modernen Zuständen liegt hier zu nahe, um übergangen werden zu können: eine Deputirtenkammer ist gewiß ein vortrefflich Ding, und Manchem mag es ganz elegisch-sehnsüchtig danach zu Sinne werden; aber dennoch sind Ludwig Uhland's gesinnungsvolle Apostrophen an badische u. a. Volksvertreter und ihre Debatten nicht den zehnten Theil so poetisch, als seine Sympathien für den ersten besten Raubritter und Raufbold des wunderlichen Mittelalters.

Wendet man dagegen ein, daß allerdings das Detail der politischen Wirren und die Mittel ihrer Schlichtung unpoetische Motive sein, daß aber das Ganze dieses Actes unter einfachere, rein menschliche Gesichtspunkte sich fassen und dichterisch behandeln lassen müsse, so ist erstens darauf aufmerksam zu machen, daß eben das Wesen der Poesie von der concreten Bestimmtheit des vorliegenden Falles sich nicht trennen lasse, und daß beispielsweise in der kriegerischen Elegie nicht der Krieg in abstracto, sondern das Detail des Kampfes seine Darstellung finde; zweitens aber, wenn man mit Recht zugeben darf, daß ein solches allgemein giltiges Motiv, wie etwa die Vaterlandsliebe, durch die besondern Verhältnisse des Landes Mannigfaltigkeit genug für eine poetische Ausführung biete, wie wir es ja in der paränetischen Elegie Salamis

mit wahrhaft künstlerischem Erfolg durchgeführt haben denken müssen, und wie es von modernen Dichtern zum Theil wirklich mit Glück durchgeführt ist: so tritt hier die *besondere* Gestaltung der Verhältnisse Athens zu jener Zeit, auf die wir oben schon hingewiesen haben, hemmend entgegen. Von allen bösen Geistern ist der berechnende *Wuchergeist* am letzten zur Selbstverleugnung zu bringen; daß schöne Verse ihn dazu alarmiren sollten, ist geradezu undenkbar. Bei der Eroberung von Salamis konnten Arm und Reich nur gewinnen. Hier aber kam die Vaterlandsliebe in Conflict mit dem Mein und Dein, und mit rückständigen Zinsen, die aufgegeben werden sollten. Und dann hat der Begriff von *Staat* und gesellschaftlicher Ordnung beim ionischen Stamm nur in seltenen Augenblicken und in bevorzugten Persönlichkeiten eine höhere Auffassung zugelassen, als die eines Contractes zu gegenseitigem Vortheil, als eines Mittels, dem Individuum die möglichst bequeme Entwicklung seiner Eigenthümlichkeit, die möglichst freie und ungestörte Benutzung seiner Güter und Gaben zu sichern, unter denen das materielle Wohlsein nicht den letzten Platz einnimmt. Auch Solon ist, wie die mitgetheilten Fragmente lehren, auf diesem Standpunkt. Vgl. 3, 10. Fragm. 15. Und allerdings ist auch schon dieser Zweck des Staates ein unverwerflicher, selbst nicht leer von poetischen Elementen: und daß er durch *Gesetzlichkeit* (Eunomia) erreicht werde, ist sicher. Aber diese Consequenz liegt nicht unmittelbar auf der Hand. Sie mußte dem *Zweifelnden*, namentlich auch in Betreff der neuen Gesetzgebung, *bewiesen* werden. Und dieses eben ist die *Tendenz* von Solon's politischen Elegien. Damit ist aber zugleich das Urtheil über ihren poetischen Werth ausgesprochen. Gesetzlichkeit bringt dem Bürger Heil und Glück und füllt die Scheuern; Ungesetzlichkeit bringt Noth und Trübsal und Verbannung und Tod. Dies ist das durchgehende Thema der Paränesen. Als Argumente werden zunächst anerkannte Grundsätze, *Sentenzen* (Gnomen) hingestellt; aber verbunden damit lebhaftere Mittel der Beweisführung: der

noch lebendige Glaube an göttlichen Willen und göttliche Satzung, der Hinweis auf den gegenwärtigen Zustand der Noth, welcher bereits den Besitz der Reichen gefährdete, eine wahre Argumentatio ad hominem; dann für die Form der Darstellung, die der antik-religiösen Auffassung so nahe liegende, und einem niedern Standpunkt ästhetischer Bildung in so hohem Grade zusagende Allegorie, die Verkörperung abstrakter Begriffe zu götterähnlichen Gestalten, der geschmackvolle Gebrauch des Gleichnisses und der Metapher, kurz der vollständige Apparat, welchen eine schwunghafte Rhetorik von der Dichtkunst entlehnt, um durch die Phantasie auf Gemüth und Entschluß zu wirken, und der auch hier, wie so oft, die Kritik verwirrt und über das Wesen der äußerlich so ähnlichen Kunstgattungen getäuscht hat. Mit einem Worte, wir haben hier keine Elegien, sondern Standreden im elegischen Maße vor uns. Das Metrum dient dem Redner hier, wie in den Zeiten eines durchgebildeteren künstlerischen Bewußtseins, wo die Grenzen zwischen Poesie und Prosa schärfer gezogen sind, der oratorische Rhythmus. Warum aber gerade das elegische Maß zu diesem Zweck geeigneter schien, als jedes andre, darüber kann nach dem, was wir über das eigentliche Wesen des Distichons gesagt haben, kein Zweifel mehr walten. Der Mißgriff des Dichters aber ist kein anderer, als der mehrfach erwähnte des Empedokles, der Jonier und Eleaten, derselbe, welcher überhaupt das Lehrgedicht ins Leben gerufen hat, und noch am Leben erhält.

(3.)

Unsere Stadt wird nimmer vergehn, so will es Kronion's
Rath, und, der ewiglich währt, seliger Götter Beschluß!
Breitet als Wächterin doch die erhabene, edelgeborne
Pallas Athene stets über uns schützend die Hand.
Doch mit thörichtem Rath die mächtige Stadt zu verderben,

3, 6. χρήμασι st. ῥήμασι. 7. Die schleichende Thätigkeit der hier geschilderten Volksführer und ihr Einfluß auf die Menge ist nur aus dieser Stelle bekannt.

Werden durch schnöden Gewinnst selber die Bürger verführt.
Unrecht sinnen die Führer des Volks, die sicher für solchen
Frevelnden Hochmuth einst mancherlei Leiden noch trifft.
Denn sie vergessen, das Maß der Begierde zu halten, und ruhig,
Was sie erworben, beim Mahl heiterm Genusse zu weihn

. . . .

Und unredlichem Thun fröhnend so werden sie reich.

. . . .

Weder der Tempel Besitz, noch auch den Seckel der Stadt
Schonend, so stehlen sie Raub von da und dort sich zusammen,
Scheun der Gerechtigkeit alt-heilige Satzungen nicht,
Die stillschweigend erwägt, was jetzo geschieht, und was künftig,
Und die stets mit der Zeit kommt und vergilt nach Verdienst.
Solch unheilbare Wunde bereits hat getroffen die ganze
Stadt, die rasch sich dem Joch schändlicher Knechtschaft gefügt,
Welche noch Volksaufruhr und den schlummernden Krieg uns erwecket,
Der so Manchem die Kraft lieblicher Jugend verdarb.
Von feindseligen Männern ist oft die herrlichste Stadt schon
In der Versammlung zerstört, wo man die Freunde verletzt.
Solcherlei Unheil wüthet im Volk, und viele der Armen
Sind aus der Heimath schon fort in die Fremde geschleppt,
Die man wie Knechte verkauft, und mit schmählichen Banden gefesselt.

. . . .

Und so dringt das gemeine Verderben in jegliches Haus ein,
Selber die Thore des Hofs halten es ferner nicht ab;
Über die Höhe des Zauns schon ist es gesprungen, und findet
Jeden, ob auch des Gemachs innerster Winkel ihn birgt.
Dies dem Athenischen Volk zu lehren, gebietet mein Geist mir:
Unheil bringen zumeist schlechte Gesetze dem Staat;
Aber Gesetzlichkeit bringet Geschick und Ordnung in Alles,
Leget dem Frevler zugleich hemmende Band' um den Fuß,
Schlichtet das Widrige, stillt die Begier, drückt nieder die Hoffart
Dörret der Unheilssaat sprossenden Keim im Entstehn,
Bieget gerade das Recht, das verdreht war; Werke des Hochmuths
Sänftigt sie, und zur Ruh bringet sie Hader und Zwist,
Bringet zur Ruhe die Wuth des verderblichen Streites und Alles
Ist voll Sinn und Geschick, wo sie die Menschen regiert.

---

22. ἥ st. ἤ. 20. τῆς st. θ' αἷς.
24. als verfallne Schuldknechte.

In genauem Zusammenhange mit den politischen Elegien und nur durch die subjectivere Färbung eines politischen Selbstbekenntnisses sich unterscheidend, stehen die Ermunterungen an sich selbst:

(12.)

Ihr des Olympischen Zeus und Mnemosyne's herrliche Töchter,
Ihr von Pieria's Flur, Musen, erhöret mein Flehn!
Segen erwirkt von den seligen Göttern mir und bei dem ganzen
Menschengeschlecht allzeit Achtung und ehrenden Ruf;
Daß ich, den Freunden zur Lust, ein Dorn im Auge den Feinden,
Jenen mit Ehrfurcht sei, diesen ein Schrecken zu schaun.
Reichthum wünsch' ich mir zwar: doch unrechtmäßig erwerben
Mag ich ihn nicht; denn stets nahet die Strafe zuletzt.
Reichthum, welchen die Götter verleihn, der bleibt bei den Menschen
Sicher vom untersten Grund bis zu dem Gipfel gehäuft;
Doch, den die Menschen mit schnöder Gewalt erstreben, der zieht nicht
Ordentlich ein, ihn schleppt frevelndes Thun nur herbei,
Dem unwillig er folgt. Bald mischt mit ihm sich das Unheil,
Das, wie das Feuer, zuerst sich aus Geringem entspinnt:
Anfangs scheint es nur schwach, doch verderblich wüthet zuletzt es:
Nicht ist frevelnde That lange den Menschen gewährt.
Denn Zeus schaut auf das Ziel von jeglichem Dinge; denn plötzlich,
Wie wenn dunkles Gewölk schleunig zertheilet der Wind,
Welcher im Frühling den Grund des wogenbrausenden, wüsten
Meers aufwühlt, und das Frucht tragende liebliche Land
Saatenverheerend durchzieht, dann zum ragenden Sitze der Götter
Fleucht, bis heiteres Blau wieder den Himmel umzieht:
Sieh' es erstrahlet die liebliche Kraft der Sonn' auf dem weiten
Erdkreis, nirgend die Spur siehst du noch von dem Gewölk:
So ist die Rache beschaffen des Zeus; nicht bei jeglichem Dinge
Wird, wie ein sterblicher Mann, jäh er bewältigt vom Zorn;
Doch nicht gänzlich versteckt sich vor ihm, wer sündig im Busen
Trägt das Gemüth; zuletzt kommt er gewiß an den Tag.
Zwar büßt Einer sogleich, ein Andrer später; doch fliehn sie
Selber auch und trifft hier nicht sie der Götter Geschick,
Sicherlich kehrt es zurück, und unverschuldete Thaten
Büßen die Kinder, es büßt oft noch das späte Geschlecht.

---

31. αὖτις· ἀναίτια st. αὖτε· καὶ ἄντικα.

Doch wir Sterbliche glauben, der Gute sowohl als der Böse,
Jeder vermeint, ihm sei dauernder Segen bescheert,
Bis ihn Unglück trifft: dann jammert er, aber bis dahin
Laben wir gaffend am Schein windiger Hoffnungen uns.
Wer an beschwerlicher Krankheit Last darniedergeworfen,
Bildet sich ein, daß gewiß wieder er werde gesund;
Dieser, ein Feigling, wähnt, er sei ein vortrefflicher Kriegsheld;
Jener, dem jeglicher Reiz fehlt der Gestalt, er sei schön.
Einer, von Hab' entblößt und gedrückt von trauriger Armuth,
Denkt, daß doch noch einmal reichliches Gut er erwirbt.
Aber mit Hast schafft Dieser wie Der; es kreuzt auf dem Meere
Einer, daß heimwärts ihm trage sein Boot den Gewinn
Wimmelnder Fische; so treibt er einher bei wüthenden Stürmen,
Und gleichgiltig für nichts achtet das Leben er selbst.
Jener dann plagt sich, das Jahr hindurch baumtragendes Erdreich
Umzugraben, und Den müht der gebogene Pflug.
Der kennt Pallas' Werk und des künstlichen Bildners Hephästos,
Und mit der Hand Arbeit sammelt er Lebensbedarf.
Jener, vor allem geübt in den Gaben der himmlischen Musen,
Hat das regelnde Maß lieblicher Weisheit gelernt.
Wen zum Seher Apollo, der weithin treffende Herrscher,
Schuf, der weiß, wenn von fern Übel den Menschen bedroht,
Das in der Götter Geleit ihm naht; doch das einmal Verhängte
Wehren die Vögel uns nicht, wehret kein Opfer uns ab.
Andre verstehen das Werk des kräutererfahrenen Päon,
Ärzte; doch führen auch Die nimmer zum sicheren Ziel.
Oft entsteht aus wenigem Schmerz ein verderbliches Leiden,
Das kein Arzt hinfort heilet, kein sänftigend Kraut.
Wieder ein Anderer, den schwer lastende Krankheit umherwälzt,
Wird, mit der Hand nur berührt, oft auf der Stelle gesund.
Aber die Möre verleiht den Sterblichen Gutes und Böses;
Doch unwandelbar bleibt ewiger Götter Geschenk.
Jeden bedrohet Gefahr bei seinen Geschäften, und Keiner
Weiß, wie das Ding ausschlägt, das er so eben beginnt:
Sondern, wer klüglich zu handeln versucht, fiel wider Verhoffen
Oft in großes und schwer lastendes Wehegeschick.

---

41. ἀχρήμων. 42. κτήσεσθαι st. κτήσασθαι.

52 Weisheit und Poesie, zwei durchaus nicht als getrennt denkbare Göttergaben.

Doch, wer Verkehrtes beginnt, dem verleihet in Allem ein Gott oft
Guten Erfolg, und erlöst so ihn aus thörichtem Thun.
Aber im Reichthum steckt kein Mensch ein sicheres Ziel sich;
Denn die zuletzt von uns grade den meisten Besitz
Haben, verdoppeln die Hast: wer möchte sie sättigen Alle?
Schlaue Gewinnsucht traun! liehn die Unsterblichen uns.
Aber Verderben entsprießt aus ihr, das, wenn es zur Strafe
Zeus schickt, Einige früh, Andere später erreicht.

* * *

Die düstere Reflexion, welche in dem Bemühen, den vernünftigen Zusammenhang zwischen der freien That und ihrem Erfolge darzustellen, dennoch durch den Widerspruch der zunächst liegenden Erfahrung endlich zu dem Resultate kommt, daß zwar die böse That sicher heimgesucht werde bis ins dritte und vierte Glied (V. 11 ff. V. 69 ff.), die gute aber noch keineswegs auf angemessenen Ausgang rechnen dürfe: diese Reflexion findet sich zum höchsten Grad gesteigert im vierzehnten Fragment.

Nein, glückselig ist Keiner, der lebt; armselig vielmehr sind
Alle, so viel auf der Welt Menschen die Sonne bescheint.

Es ist wunderbar, wie bei solcher Auffassung, die selbst der homerischen Zeit schon ganz geläufig ist, die heitre Lust am Leben nicht zu Grunde geht. Aber die gesunde Organisation des Attikers, weit entfernt, in schlaffe Verzweiflung darüber zu versinken, wählt auch aus dem scheinbar niederschlagendsten Resultat das beste Theil. Solon nimmt die Dinge, wie sie sind: und ist recht eigentlich in seinem Gott vergnügt. Zwar verschmäht er keinen der Genüsse, welche die Götter dem Menschen gestattet haben:

(19.)

Kypria's und Dionysos' Werk und der Musen gefällt mir
Jetzo, das heiteren Sinn leihet dem Menschengeschlecht.

Aber die Mäßigkeit, recht im Gegensatz der überseeischen Stammgenossen, die Mäßigkeit in den Ansprüchen läßt ihn auch in beschränkten Lebensverhältnissen noch Lust und Behagen genug finden und mit dem Beschiedenen fröhlich sein. Denn:

(15.)

Gleich an Reichthum sind: wer Gold und Silber die Fülle,
Von fruchttragendem Land weite Gefilde besitzt,
Pferd' und Mäuler dazu: und wem so viel nur geworden,
Daß er Magen und Leib pfleg' und der Schuh ihn nicht drückt.
Das ist der Sterblichen Reichthum: denn was auch darüber von Schätzen
Einer besitzt, er nimmt nicht es zum Hades hinab.
Was er auch biete dafür: nicht entflieht er dem Tod und den schweren
Seuchen, dem Alter auch nicht, wenn es mit Schrecken ihm naht.

* * *

Die Lust am Umgang, am Geplauder beim Herde, am Verkehr des Menschen mit dem Menschen: auch dies charakterisirt den Attiker.

(13.)

Glücklich, wen Kinder daheim erfreun, und hufige Rosse,
Hunde zur Jagd, und ein Gast, der aus der Fremde genaht.

* * *

Ja diese milde Menschlichkeit will auch, daß nach dem Tode dem Menschen noch das Vernünftige, Naturgemäße zu Theil werde:

(23.)

Auch nicht der Thränen entbehre mein Tod: und bin ich gestorben,
Möcht' ich Seufzer und Schmerz lassen den Freunden zurück.

Hier trat er schon bewußt in Gegensatz mit Mimnermos, den er in diesen Versen parodirte. Und dies wäre schon Grund genug, um die von Plutarch (Amat. 5) angeführten, auch sonst zu wenig beglaubigten Verse, welche die ärgste Verirrung der griechischen Sinnlichkeit in der krudesten Nacktheit preisen, dem Solon abzusprechen. Mögen wir sie auf Rechnung jener schmutzigen Anekdotensammler schreiben, deren unten noch einmal Erwähnung geschehen wird. Sie sind durch Schamlosigkeit und zierliche Eleganz der Form eines Strato und gleichgesinnter Zeitgenossen wohl würdig. Dem Mimnermos tritt Solon sonst auch darin entgegen, daß er in parodirten Versen (vgl. Mimn. Frgm. 6)

15, 4. παιεῖν st. παθεῖν.

sich dessen wimmernden Klagen um die Schwächen des Alters widersetzt. Auch hier verlangt er das Naturgemäße:

(22.) An Mimnermos.

Aber, wenn jetzt du vielleicht mir noch folgst, so streiche dies Eine,
Und nicht zürne, daß ich besser als du es ersann:
Ändr' es um, du Wohllautssohn, und singe nun also:
»Daß mich im achtzigsten Jahr treffe des Todes Geschick.«

Aber das trefflichste Zeugniß für die Gesinnung des Mannes, die edelste Consequenz, die ein edles Gemüth aus einer Lebensansicht, wie die in Fragm. 12 entwickelte, ziehen konnte, ist die, daß, außer dem Gebet an die Unsterblichen, welches er nie vergißt, ein Besitz dem Menschen sicher bleibe: die Tugend zu üben um ihrer selbst willen, ohne Rücksicht auf den Gewinn, den sie verheißt.

(16.)

Oft sind die Schlechten begütert, und oftmals darben die Guten:
Aber wir selbst, niemals tauschten von Jenen wir doch
Reichthum ein für Tugend, da dies' auf ewig bestehet,
Reichthum heute noch der, morgen ein Andrer besitzt.

Hier ist die Idee des guten Gewissens zum ersten Mal, so viel uns bekannt, mit rückhaltloser Klarheit, ohne mystisch-mythologische Verhüllung dargelegt. Ob nun in den übrigen Erzeugnissen der solonischen Muse ein freierer Schwung geherrscht habe, ob die elegischen Versuche die hohen Lobsprüche verdienten, welche ihnen ein Theil der Alten spendete, läßt sich nach den vorhandenen Resten nicht ermessen; wohl aber, wenn wir die ganze Persönlichkeit des Mannes uns vergegenwärtigen, eher bezweifeln. Zwar ist, wie oben schon angedeutet, sein Jambus energischer und greift

22, 3. Wohllautssohn, *Αιγυαστάδη*: nach der vortrefflichen Conjectur Bergk's, welche allein schon hinreichte, um dieses nach dem Wortsinn gebildete Patronymikon, oder vielleicht richtiger, diesen nach Art eines Patronymikons gebildeten Beinamen des Mimnermos (bei Suidas) gegen Ulrici's und Andrer unbegründete Zweifel in Schutz zu nehmen.

tiefer in die bunte Mannigfaltigkeit eines concreten Lebens ein. Man vergleiche nur das Fragment bei Athenäus (XIV, 645. № 37. Bergk) und die aus dem klarsten Bewußtsein über seine Stellung und sein Verdienst gesprochenen Verse bei Aristides (35. Bergk), deren Schluß hier stehen mag:

Ein Andrer, der die Geißel, so wie ich, erfaßt,
Ein Bösgesinnter, auf Gewinn erpichter Mann:
Nicht hätt' er eingehalten, ehe nicht geruht,
Bis er, das Volk aufrüttelnd, abgeschöpft den Rahm.

So die in derselben Tendenz gehaltenen Trochäen, in denen er die Denkweise eines Demagogen von gemeinem Schlage persiflirt:

(32.)

Wahrlich schlechtberathen war der Solon und kein kluger Mann!
Da ein Gott ihm Gutes anbot, hat zu nehmen er's verschmäht;
Warf ein großes Netz aus, staunte ob des Fangs, und zog es doch
Nicht herauf, in Kopf und Herzen schier zu gleicher Zeit verkehrt.
Denn hätt' ich die Macht, und könnt' ich Reichthum häufen ohne Maß,
Einen einz'gen Tag allein als Zwingherr schalten zu Athen,
Möchte man hernach als Schlauch mich schinden, und mein Stamm
vergehn.

* * *

Aber dennoch prävalirt im Allgemeinen auch in diesen Bruchstücken das gnomologische Element, so gut, als in dem Skolion (41.):

O behüte bei jeglichem Mann dich wohl,
Daß nicht, ein heimliches Schwert in der Brust,
Mit heiterm Gesicht er zu dir rede,
Aber daß doppelt die Zunge
Falsch ihm aus schwarzem Busen töne.

Wie eng aber mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung dieser Periode, in welcher man anfing, die Staatsverfassungen auf rationellen Grundlagen, nach Principien, und durch geschriebene Gesetze zu ordnen: wie eng mit dieser Entwickelung das Bestreben verknüpft ist, seine Ansicht von der Welt und ihren Zusammen-

menhängen in praktisch faßlichen Aussprüchen (Gnomen) darzulegen, davon zeugt am deutlichsten die Erscheinung, daß diese Versuche sich gewissermaßen als eine eigene Redegattung etabliren, und, wie es scheint, auf Solons Vorgang, die Form der Elegie fast ausschließlich für sich in Beschlag nehmen. Ja, die dem Umfang nach bei weitem bedeutendsten Reste, die Theognideische Sammlung, gehört beinahe durchweg dieser Richtung an. Ohne Frage verdankt aber eben diese Sammlung grade dem angeführten Umstand ihre Erhaltung, wenn anders die wüste Verfassung, in welcher sie auf uns gekommen ist, Erhaltung genannt werden kann. Und doch auch diese Verfassung ist durch dasselbe Interesse, welches die Reste erhalten hat, herbeigeführt.

Über die poetische Bedeutung dieser Gattung kann eigentlich nach dem in der Einleitung Gesagten kein Zweifel sein. Ein moralischer Gemeinplatz mag für ein gleichgesinntes frommes Herz immerhin erbaulich sein; es wird namentlich die leicht verzeihliche Eitelkeit beschränkter Köpfe darin eine Befriedigung finden, daß sie, was sie längst selbst gedacht und oftmals ausgesprochen, hier und nun sogar in Versen bestätigt finden. Ein billigendes: »Ja wohl« wird der leicht erworbene Lohn des wohlmeinenden Versmachers sein. Von poetischem Werth kann nur in dem Falle die Rede sein, daß der Ausspruch sich als das Resultat des ganzen Lebens einer bedeutenden Persönlichkeit hinstellt. Die glücklich gewählte, energisch kurze Form stempelt solches Dictum zu einem jener Kernsprüche, die wir aus dem Munde des Greises immer gern hören. Töne aus dem vergangnen Leben klingen, besonders für den Mitwissenden, harmonisch durch.

So sind die sieben Weisen mit ihren Sprüchen fast nothwendig verwachsen, und es ist bemerkenswerth, daß eben sie der jetzt von uns behandelten Periode angehören. Wie also in einer gut erfundnen Fabel die Erzählung nicht um der Schluß-Paräneſe willen gemacht sein darf, sondern diese als nothwendiges Ergebniß, als Theil der Erzählung selbst erscheinen muß (Goethe's Schatz-

gräber und Zauberlehrling, und die meisten Fabeln des trefflichen Hagedorn), so wird die Gnome nicht nackte Abstraction aus irgend welchen Principien, sondern das dem Leben selbst abgerungene Resultat eines langen, wechselnden Kampfes mit demselben sein müssen. Solon's vielerwähnter Vers:

»Wie ich auch altere: stets lern' ich noch Vieles hinzu« —

scheint das Bewußtsein des Weisen von diesem Verhältniß auszudrücken. Die Analogie nun einerseits mit dem Sprichwort, dem Ergebniß aus dem Erfahrungsschatz eines ganzen Volkes, und mit dem Epigramm anderseits liegt auf der Hand. Auf letzteres werden wir noch unten zurückkommen; daß der Hauptwerth des ersteren vielmehr ein historischer als ein ästhetischer ist, dürfen wir für allgemein zugestanden ansehn. Jene Hauptbedingungen nun aber, die der s. g. gnomischen Poesie in keinem Falle erlassen werden können, wenn sie unter ihren Schwestern mit Ehren erscheinen will, jene Bedingungen finden wir in dem breitesten Gewährsmann der Gattung, in Theognis von Megara nur in sehr geringem Maße, ja zum Theil gar nicht erfüllt. Die hausbackene, oft gemeine Moral eines heruntergekommenen Aristokraten, in hausbackenster, trockenster Form vorgetragen, kann nur der wahlverwandten Natur holländischer Stockgelehrten noch poetisch erscheinen. Die einzige Entschuldigung für solche Selbsttäuschung mag in dem unverwüstlichen Wohlklang des ionischen Idioms gefunden werden. Aber man bedauert nur diesen mißbrauchten Klang und die mißbrauchte weiche Schönheit des elegischen Maßes. In der Übersetzung, wo dieses Mittel der Bestechung verloren geht, erscheinen die trivialen Sentenzen in ihrer ganzen Blöße.

Doch bevor wir auf das Einzelne dieser seltsamen und für die Geschichte der Zeit höchst interessanten Erscheinung übergehn, müssen wir noch des Xenophanes gedenken, des berühmten Stifters der eleatischen Schule, der zwar durch die Hauptrichtung seines Lebens vielmehr auf zergliedernde Erforschung der Welt und ihrer Zusammenhänge, als auf schöpferische Darstellung ver-

wiesen war, der aber dennoch in den geretteten Bruchstücken seiner Elegieen sich freier von den Schwächen der gnomischen Zwittergattung zeigt, als irgend einer von denen, die mit ihm in eine Reihe gestellt zu werden pflegen — eine seltne Ausnahme allerdings, wenn wir nicht annehmen dürften, daß seine philosophische Speculation vielmehr von der Fülle der sinnlichen Form gefangen genommen, als letztere durch die erste aufgelöst worden sei. Wir dürfen uns weder durch Cicero's Urtheil, der ihn als einen mittelmäßigen Dichter bezeichnet, noch durch das eines neuern Literarhistorikers [1]) irre machen lassen, welcher ihm die »Geistestiefe Solon's« abspricht. Die Tiefe philosophischer Speculation (und diese kann doch nur gemeint sein) und die schaffende, frische Lebensfülle, die Erregbarkeit der dichterischen Phantasie sind Begriffe von ganz disparater Natur. Letztere bewegt sich in der Welt der Erscheinungen grade bei dem tiefsten Gemüth, ähnlich dem Meißel des Bildhauers, der auch nur die Außenseite des Marmors bewältigt, scheinbar spielend auf der Oberfläche. Aber indem Xenophanes, gleich jedem wahren Dichter, ein ganzes und rundes Leben in die Welt zu setzen weiß, so verrathen selbst auf dem beschränkten Raum der sympotischen Elegie die zierlichen Umrisse und Proportionen, die flüchtig feinen Schattirungen des beweglichen Ausdrucks das Dasein eines innerlich schaffenden Geistes, ohne daß bei jeder Bewegung der Nerv bloß gelegt werden dürfte, der sie verursacht. Es ist bewundernswürdig, wie Xenophanes, in welchem das spe-

---

1) Ulrici a. a. O. S. 444. Es thut uns leid, die wahrscheinlich durch Cicero's Urtheil befangne Behauptung dieses Gelehrten, daß weder die Sauberkeit der Verse und der Diktion, noch die Composition „überall ausgezeichnet sei" schlechthin als unwahr bezeichnen zu müssen. Vielmehr ist Xenophanes' Vers besser gegliedert und der Periodologie einfacher und bequemer angepaßt, als der irgend eines ältern oder gleichzeitigen Elegikers. Die Diktion ist tadellos, edel, einfach, sachgemäß. Die Composition (der Verf. scheint dies Wort in moderner Weise für poetische Gruppirung und Disposition zu nehmen) im Sinne Ulrici's ergiebt sich aus den dargebotnen Übersetzungsproben.

culative Element so natürlich vorherrschen mußte, und der in seinem didaktischen Epos *Φυσικά* selber die Speculation mit der Poesie zu vermählen gesucht hatte, in seinen übrigen Gedichten von einer derartigen Mesaillance sich frei hält. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß er demselben ionischen Kolophon seinen Ursprung verdankt, welches zuerst die raffinirte Genußsucht auf die höchste Spitze getrieben, und ihr das Lebenselement des Hellenenthums, die Freiheit, zum Opfer gebracht hatte. Aber der selbständige Geist des Mannes wußte sich aus der Schlaffheit seiner Umgebungen emporzuraffen; ja die Gewalt der eignen Reaction trieb ihn zu einem solchen Widerspruch gegen die ganze recipirte Lebensanschauung fort, daß nicht nur seine Speculation, recht im Gegensatz zu dem zerflossnen politischen Indifferentismus seiner Landsleute, die Richtung, mittelbar wenigstens, auf den Staat und die Verfassung machte (vgl. Fragm. 2.), sondern daß er das hellenische Leben in seiner Wesenheit, in seiner poetischen Haltung (Fragm. zu Ende; und der ganze Passus von dem Unwerth der Gymnastik) in seinen Dichtern selbst, in Homer und Hesiod als unpraktisch und durch unnütze Zeitvergeudung dem Nachwuchs der Jugend verderblich, angriff.

Eine solche Stellung mußte nothwendig auch äußerlich zum Bruch mit seinen Mitbürgern, zur Trennung von seinem Vaterlande führen. Er verließ es, wie es scheint gezwungen, im 25sten Lebensjahre; nach mancherlei Irrfahrten in Hellas, siedelte er sich in jenem Lande an, von wo aus seine Tendenzen, aber in praktisch-kräftiger Natürlichkeit und ohne seine philosophische Vermittelung, consequenter gehandhabt, als er es je ahnen mochte, einst erobernd über den Erdkreis ausziehen sollten: er ging nach Italien. Dennoch konnte Xenophanes die Spuren seiner ionischen Herkunft nicht verleugnen: und wenn seine Speculation sich noch polemisch dagegen verhält, so rächt in der Poesie sich sein angebornes Naturel, das in derber Lebenslust an die Welt sich klammert. Die Art aber, wie die Früchte seines Nachdenkens diesen Genuß

modificiren, wie sie ihn im Gegensatz von Mimnermos' Weise vergeistigen und das Ausschweifende darin mäßigen, bietet ein sittlich, ein poetisch gleich erfreuliches Resultat. Wir haben die Schilderung eines Trinkgelages vor Augen, wie er es sich wünscht und selbst anordnet:

(1.)

Siehe, der Boden ist rein, und rein sind die Becher und Hände
Aller! Du leg' um das Haupt jetzt den gewundenen Kranz:
Und Du reiche mir dar die Phiole mit duftigem Salböl:
Siehe, der Mischkrug steht voll von erheiternder Lust.
Wein auch ist bei der Hand; er verspricht uns nicht zu verrathen;
Schmeichelnd aus irdnem Geschirr spendet er blumigen Duft.
Heiligen Festesgeruch verstreut inmitten der Weihrauch;
Wasser auch stehet dabei, kühlend und lieblich und klar.
Hier ist gelbliches Brod, und die festlich prangende Tafel
Ist mit Käs' und fett schimmerndem Honig beschwert.
Dann der Altar in der Mitt' ist ganz mit Blumen beschüttet,
Ringsum tönet Gesang in den Gemächern und Scherz.
Aber beim Frohsinn ziemt es, zuerst zu preisen die Gottheit
Mit andächtigem Wort und durch ein reines Gebet;
Dann Trankopfer zu spenden und Kraft zu erflehn zu gerechter
That; vor Allem ja ist wohl das Erwünschteste dies:
Nicht hoffährtiges Thun; dann trinke so viel, daß Du ohne
Diener Dich findest nach Haus, bist Du nicht allzu bejahrt.
Wahrlich ich lobe den Mann, der beim Trunk uns Treffliches kund giebt,
Der mit Worten und Sinn einzig der Tugend gedenkt;
Der von den Kämpfen nicht schwatzt, die Giganten geführt und Titanen,
Um Kentauren, und was sonst man gefabelt vordem;

1, 1. Die Scene ist ein Trinkgelag nach der Mahlzeit. Die Speisen sind abgetragen und das Zimmer (die Halle) rein gekehrt. Die Zecher nehmen die Kränze. Über die sonstige Anordnung siehe zu Ion Fragm. 2. 11. Das hier erwähnte Brod dient nebst Käse und Honig statt der späterhin in üppiger Mannigfaltigkeit beliebten Tragemata Noch einfacher ist die Sitte des in dem epischen Bruchstück berührten Knuspern's von Kichererbsen. Vergl. Becker's Charikles Th. II, S. 446. 5. Der Wein ist wilder Natur. — 20. Anspielungen auf die zum Mahl vorgetragenen Rhapsodien aus Homer, Hesiod und den Kyklikern. 24. ἐρεῖν ἀγαθήν st. ἔχειν ἀγαθόν.

Noch von der Meuterer Wuth: darin nicht Nutz ist noch Frommen:
Sondern die Fürsicht stets waltender Götter erhebt.

Es kommt ihm nicht in den Sinn, die Ergebnisse seiner Philosophie in der Elegie deduciren zu wollen. Aber das Gefühl, durch sie groß zu sein und über der Menge zu stehen, ist an sich ein großes und poetisches. Die neue Welt, die sich ausbaut, mag in dem Lichte seines idealen Pantheismus auch poetische Momente genug beherbergt haben. Aber auch die Welt, an der er zerstört, ist noch poetisch genug, um seinem empfänglichen, die äußeren Erscheinungen klar abspiegelndem Gemüthe den Streich zu spielen, daß er, eben indem er davon referirt, unwillkürlich poetisch wird:

(2.)

Ob auch Einer den Sieg durch der Füße Gewandtheit erränge
Oder im Fünfkampf, wo Jovis geweihter Bezirk
Am Pisäischen Strom zu Olympia liegt, ob als Ringer;
Ob er im Faustkampf auch stände dem heftigsten Schlag;
Ob in dem grausigen Spiel, das Gesammtkampf heißet, er siegte
— Wohl für die Bürger alsdann rühmlicher wär' er zu schaun,
Öffentlich möcht' er den Vorsitz dann bei den Spielen gewinnen,
Aus der Gemeinde Besitz würd' er umsonst auch gespeist,
Und empfing ein Geschenk noch dazu, das als Schatz er bewahrte —
Ob ihm der Rosse Geschick Alles das brächte zu Theil:
Dennoch wär' er nicht würdig wie ich! Denn besser, als alle
Kraft von Mann und Roß, ist doch die Weisheit zu schaun.
Gar leichtfertig jedoch wird solches geschätzt, und mit Unrecht
Stellt man die Stärke des Leibs trefflicher Weisheit voran.
Denn wenn unter dem Volk auch Einer mit tüchtiger Faustkraft
Im Fünfkampfe geschickt wär' und im Ringergefecht,
Oder von Füßen behend — was stets als die höchste der Ehren
Gilt, wo irgend die Kraft messen die Männer im Kampf:
Deshalb würde nicht mehr im Staat die Gesetzlichkeit blühen;

2, 1. Offenbare Anspielung, fast Parodie auf Tyrtäos' Frgmt. 9.

2, 2. Fünfkampf: „Speerwurf, Diskos und Lauf, Springer- und Ringer-Geschick."

5. Gesammtkampf: Pankration: Ringer- und Faustkampf zugleich.

17. Nach dem Namen des Siegers im Wettlauf wurden die Olympiaden u. s. w. genannt und berechnet.

Wenige Freud' erwächst wahrlich daraus für die Stadt,
Wenn an Pisa's Gestaden den Kampfpreis Einer davonträgt:
Denn nicht reicher dadurch werden die Gassen der Stadt.

* * *

Natürlich muß auf so leuchtendem Hintergrund seine Weisheit und ihre Ergebnisse, wenn sie, wie er selbst rühmt und verspricht, an Werthfülle die befehdete Welt überstrahlen und verdunkeln sollen, dem Schüler in fast blendendem Glanz erscheinen. Das negative Element seiner Poesie aber, die Satire, vermag, ohne unwahr zu werden, noch kein abschreckendes Zerrbild aus dem liebgewonnenen Leben zu machen. Vielmehr erregt die Theilnahme, die der Dichter unwillkürlich (und der Hörer mit ihm) diesem Leben schenkt, selbst bei der entblößten Schwäche der »unnütz üppigen Sitten« nur ein an Wehmuth streifendes Gefühl der gemeinsamen Unzulänglichkeit menschlicher Dinge. Dieser Anstrich wird sich noch steigern, wenn wir bedenken, daß dem System der Eleaten gemäß die Skepsis, die daran verzweifelt, hinter das eigentliche Wesen der Dinge kommen zu können, ihn von der verletzenden Superklugheit der Persiflage stets fern halten muß. Mit einem Worte: die Satire tritt uns in ihrer tiefsten und zugleich harmlosesten, in der alten Welt aber überaus seltenen und darum um so freundlicher zu begrüßenden Gestalt als Humor entgegen. So vor allem in dem lieblichen epischen Fragment (Athen. II, S. 54, E.) aus den eigentlichen Parodien:

Solcherlei ziemt sich zu schwatzen am Herd, in der Stunde des Winters,
Wenn auf gepolstertem Sitz man sich streckt, von Speise gesättigt,
Lieblichen Wein dann schlürft, und knuspert geröstete Kichern:
Wer? von wannen bist Du? Wie alt an Jahren, mein Trautster?
Oder, wie alt warst damals Du, als der Meder ins Land kam? [1])

* * *

1) Der letzte Vers bezieht sich offenbar auf den Zug der Perser gegen die kleinasiatischen Griechen. Auch so war Xenophanes' Alter zur Zeit der Abfassung (Ol. 58, 3. J. 546 v. Chr.) des Fragmentes schon bedeutend genug, da er nach glaubwürdigen Autoritäten c. Ol 40. J. 618 v. Chr. geboren war. Aber

Aber auch, was uns näher angeht, in den elegischen Bruchstücken:

(3.)

Als sie von Lydern gelernt die unnütz üppigen Sitten,
Während sie frei noch vom Druck lebten tyrannischen Jochs,
Gingen zu Markt sie in Mänteln von ganz echtfarbigem Purpur:
Tausend der Männer gesammt, weniger nicht, an der Zahl,
Herstolzirend mit prächtigem Haar, Bildsäulen vergleichbar,
Und von künstlichem Öl troffen sie duftig gesalbt.

* * *

Verfolgen wir nun aber das elegische Gedicht in seinem unmittelbaren Anschluß an Solon's sententiöse Richtung, mit der auch Zeit und Ort im innigsten Einklang stehen, so finden wir es in der nächsten Nachbarschaft Attika's auf dem Gebiet des seit den Heraklidenzügen dorisirten Megara wieder. Nach der Vertreibung des Tyrannen Theagenes, dessen Schicksale sich mit denen Athens durch die blutigen Unruhen unter Kylon verflochten, behauptete die dorische Adelsfaction eine kurze Zeit (ὀλίγον χρόνον Plutarch. Quaest. Gr. 18.) die Herrschaft. Aber die

---

er selbst erscheint in einem andern elegischen Bruchstück bereits als zwei und neunzigjähriger, und soll über hundert Jahr alt geworden sein.

Frgmt. 3, 1. ff. „Die Kolophonier, wie Phylarchos sagt, die anfangs in ihrer Lebensweise streng waren, gingen, nachdem sie durch Freundschaft und Bündniß mit den Lydiern in Üppigkeit verfallen waren, mit goldgeschmückten Haaren einher. So aber waren durch unordentliche Trunksucht ihre Sitten aufgelöst, daß einige von ihnen weder die aufgehende noch untergehende Sonne sahen. Auch gaben sie ein Gesetz, das noch bei ihnen besteht, daß Flöten- und Zitherspielerinnen und was sonst noch für Leute zu derartigem Ohrenschmaus bestellt sind, ihre Löhnung von früh Morgens bis zum Mittag, und von da bis zum Lichtanzünden empfingen. Von da ab brachten sie die übrige Nacht in Trunkenheit zu. Theopompos aber im fünfzehnten Buch seiner Geschichten sagt, daß tausend Männer derselben in schleppende Purpurgewänder gekleidet ihre städtischen Geschäfte beschickt hätten, was selbst für Könige damals selten war, und als etwas Ausgesuchtes galt. Denn Purpurstoffe wurden im Gewicht gleich dem Silber geschätzt. Dem zufolge, da sie durch solche Lebensweise in Zwingherrnschaft und bürgerliche Zerwürfnisse gerathen waren, gingen sie mit ihrem Vaterlande zu Grunde. Dasselbe sagt von ihm Diogenes der Babylonier in dem ersten Buch der Gesetze." Athenä. XII, S 526. A. ff.

Volkspartei, wahrscheinlich noch ärmlicher und zu schnöderer Unterdrückung verdammt, als zu Athen, hatte das Übergewicht der Masse schon zu sehr kennen gelernt, um die strenge Bevormundung zu ertragen. Denn sie selbst war es gewesen, durch deren Unterstützung Theagenes sich erhoben und gehalten hatte. Jetzt aber kredenzten, nach Platon's Ausdruck, die Demagogen dem Volk den berauschenden Wein der ungemischten Freiheit. Die Optimaten wurden vertrieben, ihr Vermögen eingezogen und unter das Volk vertheilt. (Plutarch. a. a. O.). Wer blieb, mußte sich in die Zeit, gut oder übel, schicken, den Hohn und die Anmaßung der mächtig gewordenen Gemeinen in stillem Ingrimm verbeißend. Es war ein Krieg der Armen gegen die Reichen, und die Demagogen erhielten durch fortdauernde Confiscationen den Pöbel willig. (Aristot. Polit. V, 4, 3). Zwar fand späterhin eine Reaction des mißhandelten Adels statt (Aristot. a. a. O. und V, 2, 4. IV, 12, 10). Die zahlreichen Verbannten, durch fremde Hilfe unterstützt, bemächtigten sich durch Waffengewalt der Stadt wieder, und führten eine terroristische Oligarchie ein, von deren gehässiger Tendenz schon der Umstand zeugt, daß als Bedingung des Vollbürgerrechtes die Theilnahme am Kampfe gegen das Volk galt. Über den Zeitpunkt aber dieser Restauration sind wir durchaus ohne Nachrichten, und es ist eine offenbare petitio principii, wenn man aus denjenigen Resten der Theognideischen Sammlung, deren Authenticität eben bewiesen werden sollte (V. 773. ff. 757. ff.), einen Rückschluß auf die fragliche Chronologie machen will [1]). Wenn man aber theils die gleichartige Gestal-

1) Gleichwohl ist dies sowohl von Welker und denen, die ihm darin unbedingt folgen, Ulrici und Schneidewin, als auch von Otfr. Müller geschehen. Ersterer nimmt nämlich an, daß nach einer zweiten Niederlage der Oligarchen Theognis' Gedichte verfaßt seien. Daraus würde aber in Verbindung mit den im Text gegebenen Notizen folgen, daß gegen die Zeit der Perserkriege eine zweite Restauration, alsdann seit der Verbindung mit Athen (Ol. 81, 1. 455.) eine dritte Demokratie; J. 446. (Ol. 83, 3.) zum dritten Mal Aristokratie;

tung der Verhältnisse in andern dorischen Staaten (außer Sparta), und namentlich in Argos erwägt, theils die Bereitwilligkeit, mit der Megara nach dem dritten messenischen Kriege, als zuerst die Staaten von Hellas sich nach dem aristokratischen und demokratischen Princip zu gruppiren anfingen, sich den Athenern in die Arme warf (Ol. 81, 1. J. 455 v. Chr. Thucyd. I, 103): so wird es mehr als wahrscheinlich, daß die Demokratie in dieser Stadt bis dahin im wesentlichen fortbestanden hat. In der nächsten Zeit darauf ist dies aber unzweifelhaft gewiß. Denn die Athener erhielten nicht nur den Seeplatz Pegä eingeräumt, sondern sie occupirten Megara selbst, bauten die langen Mauern nach Nisäa, und legten eine Besatzung sowohl in diese Hafenstadt, als auch auf die wichtige Communicationslinie derselben mit der Metropole. Dagegen kann man den Abfall von Athen (während des Euböischen Feldzuges: Ol. 83, 3. J. 449. Thuc. I, 114.), die Niedermetzelung der Besatzung und die Aufnahme der früheren Feinde kaum anders, als durch eine oligarchische Reaction erklären, die wenigstens nach dem kurz darauf erfolgenden dreißigjährigen Frieden zwischen Athen und Sparta als sicher angenommen werden muß. Denn in ihm empfingen die Lakedämonier Nisäa und Pegä. Gleichwohl sehen wir im peloponnesischen Kriege

---

wiederum Demokratie und Flucht der Oligarchen nach Pegä; endlich Ol. 89, 1. (424.) die vierte Restauration statt gehabt hätte: eine Consequenz, von der Welcker so weit entfernt ist, daß er vielmehr gegen die ausdrücklichen Zeugnisse des Thukydides und gegen die eignen Bestimmungen über die Autorschaft des Theognis (bezüglich V. 773. ff. V. 757. ff.) die zweite Oligarchie bis Ol. 89, 1. dauern läßt. Otfr. Müller endlich (Dorier II, S. 161. ff.) rückt gegen Eusebius Theognis' Blüthe bis auf die Perserkriege herab; glaubt (mit Nichtachtung des einzigen bestimmten Zeugnisses des Plutarch. a. a. O) daß erst um diese Zeit die Demokratie und zwar allmälig herrschend geworden, bezieht die von Aristoteles bezeugte erste Restauration auf den Abfall Megara's von Athen (Olymp. 83, 3 J. 446. v. Chr.), und setzt die zweite Vertreibung der Oligarchen in den peloponnesischen Krieg. Ulrici aber beruft sich gleichzeitig auf die Darstellungen von Müller und Welcker, die um mehr als 100 Jahre differiren!

die Oligarchen von neuem (d. i. zum zweiten Mal) verbannt und nach Pegä (Thucyd. IV, 66.) unter lakedämonischen Schutz geflüchtet. Die Stadt selbst hatte es jedoch noch nicht gewagt, sich entschieden für Athen zu erklären, da die Schlüssel zum Meere ganz in den Händen der Sparter waren, und diese zu mehrer Sicherheit auch die Besatzung der langen Mauern mit den Bürgern theilten. Der Versuch, so eine Art von Neutralität zu behaupten, wurde jedoch allen Parteien in der Stadt gleich unbequem, und die Demokraten verhandelten daher heimlich mit den Athenern um Verrath und Übergabe. Aber die Pläne mißglückten in dem Maße, daß Brasidas sich der Stadt bemächtigte und die Oligarchen zurückführte, diese aber auf dem Wege des Terrorismus die Volksherrschaft für lange Zeit abschafften. (Ol. 89, 1. J. 424. v. Chr. — Thuc. IV, 66 — 74.). Wir würden diese weit über Theognis' Zeit hinaus reichenden Ereignisse nicht erwähnt haben, wenn uns nicht die getreue Auseinandersetzung des Thatbestandes als das einzige Mittel erschienen wäre, ohne Beeinträchtigung historischer Gewissenhaftigkeit einer weitläufigen Polemik gegen die mannigfach variirenden Ansichten über die Textesgestaltung der vorliegenden Sammlung aus dem Wege zu gehen. Denn zu der bloßen Beantwortung der Frage, was von dem vorhandenen Material Theognideisch sei, was nicht, sind die kurz zusammengestellten Notizen auf die verschiedenste Weise benutzt worden. In der That ist aber die unter dem Namen des Theognis auf uns gekommene Sammlung elegischer Verse eins der schwierigsten Probleme der hellenischen Literaturgeschichte. Wir finden ein Aggregat von kürzern und längern Versgruppen, zum großen Theil offenbar Fragmente sententiöser Excerpte aus Tyrtäos, Solon, Mimnermos, Euenos, in der Mehrzahl den authentischen Stempel des Theognis tragend, auch wohl zusammengeschweißt aus verschiedenen Autoren, ohne eine sichere Spur ordnenden Principes, aber der Hauptsache nach gnomisch-paränetisch; und zwischen dem Allen hindurch kleine Gedichte, die in echt elegi-

scher Weise sich an specielle Ereignisse im Leben des Dichters anknüpfen, sympotischen oder politischen Inhaltes, oder beides: anmuthige Genrebilder, die an Xenophanes' Art erinnern; zum Schluß aber, (wenigstens in der zuerst von Bekker benutzten vortrefflichen mutinensischen Handschrift) eine Sammlung erotischer, ziemlich lascív gehaltener Verse, die nichts mit dem Charakter der übrigen gemein haben. Wenige Fäden nur bieten sich von außen her, um uns eine Strecke wenigstens in diesem Labyrinth zu leiten; aber sie reichen lange nicht aus, um uns hindurch zu führen. Zuvörderst eine Stelle des Xenophon (bei Stobä. 88, 14.), welcher uns sagt, daß Theognis von nichts anderm rede, als von der Tugend und der Schlechtigkeit der Menschen, und daß sein Gedicht sei »eine Schrift über die Menschen, wie wenn ein der Pferdezucht Verständiger über die Pferdezucht schreibe.« Da schiene ihm denn der Anfang des Gedichtes besonders richtig, da es zuerst von der guten Herkunft handle. Und nun führt der Berichterstatter die Verse des Theognis an, welche jetzt in unsrer Sammlung nichts weniger als im Anfang, sondern von Vers 183 an gelesen worden:

(183—188.)

Bei Schafböcken und Eseln verlangen wir, Kyrnos, und Rossen
Adlige Zucht, und man läßt Thiere von gutem Geblüt
Durch sie belegen. Doch freit aus niedrigem Haus ein gemeines
Weib ein Edeler gern, bringt sie ihm Geld nur genug.
Auch kein Weib versagt sich als Frau dem niedrigsten Manne,
Ist er nur reich; auf Besitz, nicht auf den Adel bedacht.

Nun wissen wir aber durch Suidas, daß Theognis, dessen Blüthezeit Eusebius [1]) um die 59ste Olympiade setzt (c. 540 v. Chr.), außer Anderm eine Gnomologie in elegischem Maße an seinen Liebling Kyrnos geschrieben hat, und wenn auch aus andern verwirrten Notizen desselben Lexikographen erhellt, daß er

1) Hieronym. Chron. Pasch. p. 115. Syncell. p. 190. Cyrillus c. Julian. I, p. 13. S. Welcker. S. XVI. —

selbst keine andre Sammlung vor sich hatte, als die noch jetzt vorhandene, so folgt doch durch Vergleichung mit dem Obigen wenigstens dies, daß der von Xenophon citirte Anfang zu dieser Gnomendichtung gehört habe. Zugleich giebt uns der Name des Kyrnos, der so außerordentlich oft in unsrer Sammlung vorkommt, für die mit ihm in Verbindung gesetzten Verse ein sicheres Kennzeichen ihres Verfassers. Aber derselbe Kyrnos heißt in offenbar zusammengehörigen Versen auch abwechselnd Polypaide (Sohn des Polypaos) S. V. 19 ff.

Kyrnos, ich drücke den Versen, so wie ich sie dichte, mein Siegel
Auf; es entginge mir nicht, würde mir einer entwandt.
Niemand auch wird für ein schlechtes Gedicht ein gutes vertauschen:
Jeder wird sagen vielmehr: das ist von Theugnis ein Vers,
Vom Megaräer! Jedoch wiewohl ich berühmt bin bei Allen,
Kann ich den Bürgern doch nicht allen gefallen zugleich.
Nicht ist, Polypaide, das wunderbar, da ja sogar Zeus,
Ob er nun regn', ob nicht, Allen zugleich nicht gefällt.

Und somit findet das Argument auch seine Anwendung auf diejenigen Verse, welche nur das Patronymikon statt des eigentlichen Namens an sich tragen [1]). Die Gesammtzahl dieser Stellen ist nun aber so außerordentlich groß, daß sie völlig hinreicht, um uns ein Bild von Theognis' Lebensansichten sowohl, als der damit eng verknüpften Richtung seiner Poesie zu geben. Ein strenger Aristokrat und bei den ersten kräftigen Bewegungen der Volkspartei heftig gegen sie auftretend, büßte er, nachdem der Sieg

V. 22. Theugnis — ionisch st. Theognis.

1) Es ist beinahe unbegreiflich, wie die gelehrten Herausgeber des Dichters so lange nicht auf die so klar sich bietende Observation gekommen sind, daß überall, wo der stets im Vocativ gebrauchte Name vorkommt, er stets vor einem Vocal steht, wodurch (wenn nicht etwa der Dichter in jedem einzelnen Fall den Vers absichtlich hat verderben wollen) es nöthig wird, ihn als Patronymikon: *Πολυπαΐδη* nicht *Πολυπαίδη* zu lesen; wie namentlich Welcker gethan, auf dessen Vorgang Weber, Ulrici a. m. eine zwiefache Gnomologie an Kyrnos und Polypädes (sic) annehmen. Schneidewin ist mit Recht von ihm abgewichen. Jene Observation hat, wie es scheint, zuerst Gaisford gemacht.

derselben entschieden war, zunächst seinen Besitz ein. Es konnte nicht fehlen, daß sein Ingrimm sich dadurch nur steigerte; aber er machte ihm theils nur in verblümten Räthselversen, theils in gewiß damals nicht veröffentlichen Herzensergießungen an seinen Kyrnos Luft. Im Übrigen geht aus den Rathschlägen, die er dem Jüngling giebt, genugsam hervor, daß er äußerlich wohl den Mantel nach dem Wind zu hängen verstand, freundlich mit den Machthabern verkehrte, und inzwischen mit Gleichgesinnten conspirirte. Endlich konnte er jedoch dem letzten Schlag nicht entgehen, der ihn in die Verbannung trieb. Er durchschweifte Griechenland nach allen Richtungen (V. 783. ff. Vgl. 1123. ff.), scheint indessen eine bleibende Stätte in dem sicilischen Megara gefunden zu haben, dessen Schicksalen er sogar ein eigenes, jedoch verloren gegangenes elegisches Gedicht widmete. Hierdurch erklärt sich der durch Plato's Autorität weiter verbreitete Irrthum, den schon Harpokration rügt, als wäre Theognis' Heimath eben jenes Hybläische Megara gewesen. Ob er sein Vaterland wiedersah, und unter welchen Umständen, bleibt unentschieden. Dagegen spricht, was wir von historischen Notizen über Megara beigebracht haben; dafür würde eine Stelle sprechen, wenn wir ihrer Authenticität sicher wären, und wenn ein Gleichniß nicht immer noch mancherlei andre Interpretation zuließe: V. 1123. ff.

Nicht erwähne mein Leiden: ich trug, was Odysseus getragen,
Der dem gewaltigen Haus wieder des Hades entstieg;
Der mit grimmigem Sinn, doch bedacht, die Freier erlegte
Seiner Penelope, da, blühend in Jugendlichkeit,
Sie ihn daheim, mit dem theueren Sohn ausharrend, erwartet,
Bis er des heimischen Lands Schluchten im Dunkel betrat.

So viel ist gewiß, daß das Buch an Kyrnos theils in Megara selbst, während der Parteikämpfe und der Herrschaft des Demos, theils in der Verbannung entstand, und gewiß erst in

---

1128. im Dunkel: δειελινούς, wiewohl wir mit dieser Conj noch keineswegs die ganze Stelle für emendirt ansehen.

dieser letztern Zeit zusammengefaßt und verbreitet ward. Zugleich sehen wir aber auch ganz deutlich, daß wir uns keineswegs, was man bei Xenophon's Bericht auf den ersten Blick meinen sollte, unter der Gnomologie ein fortlaufendes Werk, ein in einem Zuge und in der gewöhnlichen Weise fortlaufendes Lehrgedicht über menschliche Sitten und Art denken dürfen. Vielmehr waren es ursprünglich einzelne Gedichte, wie schon die bloße immer wiederkehrende Anrede: »Kyrnos« oder »Polypaos' Sohn« bezeugt, die wahrhaft lächerlich, ja geradezu unerträglich wäre, wenn wir uns säuberlich in Kapitel geordnete Untersuchungen über Tugend und Laster darunter vorzustellen hätten. Allerdings wird nachher, und das können wir aus Xenophon's Worten mit Sicherheit schließen, eine solche Anordnung des bereits Vorhandenen stattgefunden haben, was sich um so leichter machen konnte, da die einzelnen Gedichte, obwohl zum Theil bei bestimmten, maßgebenden Ereignissen entstanden, dennoch sogleich allgemeine Gesichtspunkte suchen und sich in moralische Betrachtungen und Rathschläge verflachen, die nur etwa die Physiognomie jener ganzen Periode tragen, und auch das nicht einmal immer. Allerdings ist es zwar sicher, daß eine erhebliche Anzahl von Versen in der vorhandenen Sammlung aus einem größeren Zusammenhang gerissen ist. Dafür zeugt das häufige Vorkommen von Verbindungspartikeln im Anfang derselben, die keinen Sinn haben würden, wenn die betreffenden Verse und Versgruppen vereinzelt gestanden hätten; es zeugt dafür das so häufig vorkommende Flickwort τοί, das offenbar nur zum Ersatz eines vom Compilator ausgelassenen γάρ oder ähnlicher Conjunctionen eingerückt ist; es zeugt ferner dafür indirect die Art, wie mit den sententiösen Stellen aus Tyrtäos, Solon u. a. verfahren ist, von denen wir die zusammenhängenden Stücke wirklich noch besitzen; endlich daß oft in den besten Handschriften, oft auch in allen, einzelne Distichen an andern Stellen der Sammlung sich wiederholen, und, während sie zuerst mit andern Versen zu einem Sinn verbunden waren, nun gleich den übrigen Bruch-

stücken fragmentarisch dastehen. Dagegen darf man dies Argument weder für sämmtliche, auf ein einzelnes Distichon beschränkte Sentenzen in Anwendung bringen, noch auch zu der Ansicht fortschreiten, als hätten wir uns vollständige moralische Elegien, Hypothekai in Solon's Weise (und wo möglich noch didaktischer), als die Bestandtheile der ursprünglichen Gnomologie zu denken. Denn erstens wäre es in der That unerklärlich, wie Stobäus, der doch von Solon u. s. w. ganze Elegien mittheilt, von Theognis' Gnomologie, die er außerordentlich oft citirt, stets nur kurze Abschnitte, in demselben Umfang, wie in unserer Sammlung, aufzuweisen hat. Noch entscheidender ist aber dies: eben in unsrer Sammlung bilden manche Stücke, die entweder sichtlich von andern Dichtern entlehnt sind, oder deren Authenticität zweifelhaft ist, oder auch, die zwar das Siegel Theognideischer Denkart tragen, und überdies selbst durch andre Gewährsmänner bezeugt werden, ohne daß sie jedoch den Namen des Kyrnos an der Stirn führen, zusammenhangende, abgerundete Ganze, und können in der That als wirkliche, von wahrhaft poetischem Schwung getragene Elegien gelten.

Dagegen überschreitet von allen denjenigen Versgruppen, die mit Kyrnos, des Polypaos Sohn, schon durch jenes äußerliche Kriterium in Verbindung gesetzt werden, keine, mit Ausnahme einer einzigen (worüber sogleich mehr) die Anzahl von fünf Distichen; was bei der so außerordentlich überwiegenden Zahl derselben (es sind über achtzig) dem bloßen Zufall zuschreiben zu wollen, gegen allen Menschenverstand streitet. Und dies um so mehr, als bei einer, schon nach Xenophon, durchgängig moralisch-lehrhaften Sammlung der Compilator, dessen Tendenz eben eine moralisirende war, ganz und gar keine Veranlassung zu einer derartigen Verstümmelung finden konnte. Das Eine aber wollen wir nur beiläufig erwähnen, daß eine Sammlung von achtzig vollständigen moralischen Lehr-Elegien, die, nach den vorhandenen Resten zu urtheilen, nur schwache Variationen ein und desselben Thema's hätten enthalten können, selbst einer auf Sittenpredigten

ganz verfessenen Seele unausstehlich hätte sein müssen. Unser Geschmack hat schon an dem verkürzten Material mehr als genug. Jenes einzige erwähnte Stück aber, das, obwohl eben auch an Kyrnos gerichtet, eine Ausnahme von dieser Beobachtung macht, ist in seiner poetischen Färbung, in Inhalt und Zweck so durchaus verschieden von den anderen, daß einer der scharfsinnigsten Alterthumsforscher Grund darin fand, es selbst der Autorität des Theognis abzusprechen.[1]) Wir gehen nicht so weit, sondern halten an der sichern Beobachtung fest, daß die Wahl des Stoffes zum großen Theil die Gestalt des Gedichtes bedinge. Der vorliegende aber ist ein durchaus glücklicher, an sich poetischer und seine Wahl — denn freilich wird auch diese der Regel nach durch den Charakter und die Neigung des Dichters geleitet — diesmal durch andere Gründe erklärlich. Denn wie fern auch abliegend von den sonstigen Tendenzen des Theognis bot sich ihm dennoch hier das Material auf die ungezwungenste Weise: ein Abschiedsgruß an den Liebling Kyrnos, vielleicht zum Schluß der Sammlung bestimmt, in welchem edles Selbstgefühl und zärtliche Neigung mit dem Triumph der Überzeugung abschließen, durch die eigne Kunst den Geliebten unsterblich gemacht haben. Was Wunder, wenn ein so reines Motiv im Munde eines Hellenen, der außerdem die Technik des Verses mit Geschick handhabt, zu einem untadligen Gedichte werden mußte (V. 237—252):

Fittiche schenkt' ich dir, Freund, worauf das unendliche Weltmeer
Du und den Erdkreis leichtschwebend durchzögest im Flug,
Daß bei jeglichem Mahl und jeglichem Schmause du weiltest,
Daß bei der Menge dein Ruhm ginge von Munde zu Mund.
Zu hell tönenden Flöten wird einst in geordneten Reigen
Lieblicher Jünglinge Schaar schön und mit hellem Gesang
Noch dich preisen, und wenn in den Schooß du der dunkelen Erde,
In das umjammerte Haus ziehest des Hades hinab,
Selber auch dann, im Tode verlierst du den Ruhm nicht, dein Name
Wird unsterblich mit Lust stets von den Menschen genannt.

1) Bernhardy Griech. Lit. Gesch. Th. I, S. 112

Kyrnos, du schweifst in Hellas umher und rings auf den Inseln,
Über des einsamen Meers fischedurchwimmelter Flut,
Nicht auf den Rücken der Rosse dich schwingend; der veilchenbekränzten
Musen Geschenk vielmehr giebt dir mit Glanz das Geleit.
Alle ja, die in Zukunft noch des Gesanges sich freuen
Werden dich singen, so lang Sonne und Erde besteht.

* * *

Zugleich erhalten wir aber hier einen Wink über die nächste Bestimmung der Theognideischen Gedichte. Sie waren dem ersten Zweck der Elegie, dem Vortrag in Symposien, nicht untreu geworden; wir erinnern hier an das über Tyrtäos' Kriegsgesänge Beigebrachte. Von Mund zu Mund sollten sie gehen in den Kreisen edler Jünglinge, unter Flötenklang. Und hiemit streitet unsre Annahme von ihrer kürzeren, sententiösen, fast epigrammatischen Fassung durchaus nicht. Im Gegentheil würde eine Recitation längerer Lehrgedichte unter Flötenbegleitung, und jetzt vielleicht schon zur Flöte gesungen, jedem gesunden Gefühl widerstreben. Oder besser, da ja einmal jede Appellation an das Gefühl zweifelhaft, und für die mit Recht gerühmte philologische Nüchternheit bedeutungslos erscheinen muß: gerade der Art, wie der Rundgesang in den antiken Gelagen geübt wurde, entspricht durchaus die von uns angenommene ursprüngliche Gestalt der gnomologischen Aggregate in Theognis' eigner Sammlung. Bis auf das Versmaß sind diese ihrer ganzen Natur nach durchaus dem Skolion ähnlich, dessen bald rein sententiöse, bald politische, bald witzige, bald mehr oder weniger räthselartige Gestalt in allen diesen Schattirungen ihre Gegenstücke bei Theognis findet. Erinnert man sich nun des Vortrags der Tyrtäischen Elegien beim Gelage, so wird es mehr als bloß wahrscheinlich, daß diese Gnomen, die Mitte haltend zwischen beiden Arten, Elegie und Skolion, von dem letztern sich nur dadurch unterschieden, daß sie nicht, wie dieses, zur Leier, sondern zur Flöte recitirt wurden.[1]) Trat nun aber bei dem Ly-

1) Welcker, der, wie wir nachträglich sehen, für einen Theil der Theo-

rischen Tischliede statt der Leier der Lorbeerzweig ein,[1]) so unterschied es sich von den, wie wir wissen, später vorzugsweise rhapsodisch vorgetragenen Gnomen in Bezug auf seine Anwendung und äußere Darstellung gar nicht mehr. So aber erst gewinnen wir auch für Beurtheilung der gebetartigen Anrufungen, die jetzt im Beginn unsrer Sammlung stehen, den richtigen Standpunkt. Denn mögen sie in das Buch von Kyrnos aufgenommen gewesen sein, oder (was glaublicher ist) nicht: sie verhalten sich zu den übrigen Gnomen genau so, wie die Skolien religiösen Inhaltes, die stets den Anfang beim Gelage gemacht zu haben scheinen,[2]) zu den folgenden, über deren Wahl die Stimmung der Gesellschaft und die Laune des einzelnen Gastes allein entschied. Und somit haben wir alle Ursach, diese Anrufungen der Götter dem Theognis zu vindiciren, wiewohl sie natürlich in keiner Weise mit der von Xenophon gegebenen Beschreibung der Gnomologie zusammenpassen, und von den übrigen, sicher Theognideischen Stücken sich dem Stoff der Haltung und dem poetischen Werth nach ebenso vortheilhaft und aus denselben Gründen unterscheiden, als jene Schlußelegie an Kyrnos. Sie gehören in der That zu den Perlen in diesem Schutt- und Trümmerhaufen.

1—4.

Herrscher du, Leto's Sohn und des Zeus Entsprossener, nimmer
Werd' ich zu Anfang dein, werd' ich vergessen zum Schluß;

---

gnideischen eine ähnliche Meinung hegt (S. XCVI.), zieht die Grenzen viel zu eng, da er gerade die Gnomologie von Kyrnos sich als ein in einem Zuge geschriebenes, von Anfang an zusammenhängendes Buch denkt, und von den sympotischen Zwecken ausschließt. Anderseits hält er bei der Definition des Skolion das Merkmal des Metrums, das schon wegen der Vortragsweise dem Hellenen so wichtig ist, viel zu wenig fest, und meint geradezu, es habe auch Skolien in elegischem Maße gegeben. In diesem Falle wären aber alle unsre Gnomen Skolien.

1) S. die Stellen bei Ilgen: Carmina convivv. Graec. p. CXLIX. Ulrici a. a. O. S. 378.

2) S. Ilgen a. a. O. Skolion I—V. und so schon bei Athenä. XV, 50. p. 694.

Sondern zuerst allzeit beim Gesang und zuletzt und inmitten
Will ich dich preisen: doch du hör' und verleihe Gedeihn.

5—10.

Phöbos, mein Herrscher, als Leto dich einst, die erhabene Göttin,
Stemmend die Händ' an die schlank ragende Palme, gebar,
Schönster der Himmlischen, dich, an des Sees kreisförmigem Ufer:
Da ward weit und breit Delos erfüllet mit Duft,
Ganz mit ambrosischem Duft: es lächelte Gäa die Riesin,
Heiter aus salzigem Grau blickte die Tiefe des Meers.

11—14.

Artemis, Jägerin du, Zeus' Tochter, die einst Agamemnon
Kennen gelernt, als zu Schiff eilig gen Troas er zog,
Höre mich Flehenden an, und wehre mir böses Geschick ab;
Göttin, ein Kleines für dich ist es, ein Großes für mich.

15—18.

Musen und Chariten ihr, Zeus' Töchter, die einst ihr, zu Kadmos
Hochzeitfeste genaht, sanget das herrliche Wort:
»Nur was schön ist, gefällt, und was nicht schön ist, gefällt nicht!«
Traun, von Munde zu Mund ging bei den Göttern das Wort.

Wurden nun die Denksprüche des Theognis unter Gleichgesinnten beim Gelage recitirt, so ist es auch begreiflich, wie trotz der bösen Zeitläufte in der Vaterstadt, sie dennoch und ohne den Dichter auf der Stelle zu gefährden, in gewissen Kreisen verbreitet werden und seinen Ruhm schon damals begründen konnten.

So wären denn also die einzelnen durch sichere Kriterien als echt geltenden Stücke mit Ausnahme derer, in welchen die Verkürzung augenfällig ist, im Wesentlichen als treu und in ursprünglicher Gestalt überliefert zu betrachten. Wenn hieraus für ihren poetischen Werth kein anderes Resultat, als das früher ausgesprochene, entspringen kann, so vermöchte vielleicht das von den Anhängern einer entgegengesetzten Ansicht aufgestellte Argument uns in der unsrigen zweifelhaft zu machen, daß nämlich »so nur übrig bleibe, viele von solchen einzelnen kurzen Stücken auch noch als unecht auszustoßen, oder Theognis' poetische Fähigkeit und ethische Größe weit tiefer zu stellen, als sie nach dem Urtheile der Alten

erscheine.«[1]) Das Erste werden wir, als einer offenbaren petitio principii entspringend, gewiß unterlassen; das Urtheil der Alten aber bleibt in Bezug auf die »ethische Größe« des Theognis unangetastet. Denn wir verlangen von dem Dichter keinen andern sittlichen Gehalt, als den seiner eignen Zeit. Als Ausdruck derselben aber haben Theognis' Gedichte, wie schon erwähnt, einen vorzüglichen historischen Werth. Für die praktisch-moralischen Zwecke der Sokratiker aber, der Stoiker und des Isokrates, welche alle eine stärkere oder schwächere aristokratische Färbung tragen, mußten sie ganz besonders tauglich erscheinen: und wir haben nichts dagegen, wenn Isokrates (Nicocl. 12.) den Theognis neben Hesiod und Phokylides als einen der besten Rathgeber für das Leben der Menschen bezeichnet, Antisthenes zwei eigne Bücher (doch wohl Commentare) über ihn schrieb (Diog. Laert. VI. 16.), Plato aber seine moralische Tendenz höher anzuschlagen scheint, als die kriegerische des Tyrtäos (Legg. I, pag. 630. A.).[2]) Mögen wir es auch dem Verfasser der Kyropädie nicht verargen, wenn er, den Standpunkt des Dichters und Sittenlehrers verwechselnd, um der Eigenschaften des letztern willen, auch den erstern hoch zu achten scheint (bei Stobä. a. a. O.): für uns ist dies Urtheil nur insofern maßgebend, als er die Gnomologie des Theognis mit dem Werke eines Stallmeisters über Reitkunst und Pferdezucht auf eine Stufe stellt. Wer daraus ein Lob der Theognideischen Poesie begründen zu müssen meint, dem überlassen wir solches gern. Sonst kann man sich für diesen Zweck auf keinen achtungswerthen Gewährsmann berufen. Denn nicht einmal das ist wahr, daß Plato diese Gedichte »schlechtweg Elegien« nenne (Ulrici): er spricht vielmehr nur von Distichen.[3]) Dagegen hat Plutarch das entscheidendste Wort über das Maß

1) Ulrici a. a. O. S. 450.

2) Der Kaiser Julian zog ihn und den Phokylides den Sprüchwörtern Salomonis vor. Cyrill. c. Julian. VII, p. 244. Spanh.

3) Meno. 35. p. 95. D. (*Θέογνις*) — *ἐν τοῖς ἐλεγείοις.*

der Poesie ausgesprochen, welches wir bei Theognis vorauszusetzen berechtigt sind (De audiendis poetis c. 2.): »Die Epen des Empedokles und Parmenides, Nikandros' Buch über Thiergifte und die Gnomologie des Theognis gehören der Prosa an (sind λόγοι), und haben von der Poesie nur den Redeschmuck und das Metrum, als ein Vehikel höherer Darstellung (ὥσπερ ὄχημα) entlehnt, um die prosaische Nüchternheit (τὸ πεζόν) zu vermeiden.« Wir fügen diesem durchaus gesunden Urtheil nur die Bemerkung hinzu, daß an sich Nüchternes und rein Verständiges durch den Vers nicht viel saftiger wird, moralische Regeln eben so wenig als grammatische.

Weitere Fragen sind nun, was außer den Bruchstücken, die das äußere Kriterium, zur Gnomologie an Kyrnos gehört zu haben (den Namen nämlich), an sich tragen, noch ferner von den vorhandenen Resten zu dieser Sammlung, und zweitens: was überhaupt daraus dem Theognis zu- und abgesprochen werden müsse. Die Beantwortung der ersten Frage ist noch schwieriger, als die der zweiten, zumal wenn wir Plutarch's Ausdruck an der angezogenen Stelle so fassen, daß Theognis mehre Gnomologien geschrieben habe. Für diesen Fall aber ist sie für Beurtheilung des Mannes und Dichters von sehr untergeordnetem Werth, und es genügt, daß wir eine Menge Distichen und Distichen-Gruppen, welche das von ihm selbst gerühmte Siegel des Ausdrucks und der Tendenz tragen, vorläufig dem Theognis überlassen können. Andere größere Stücke aber, deren Echtheit durch anderweitige Zeugnisse garantirt ist, sind wegen ihrer fremdartigen, weder gnomologischen noch politischen Richtung aus jenem Buche auszuscheiden. Doch ist es interessant zu beobachten, wie die eigenthümliche Lebensansicht und nüchterne Gesinnung des Mannes den Ausdruck bei sonst indifferenten Stoffen in solcher Weise färbt, daß wir auch ohne andere Beglaubigung sie gern für Theognideisch halten würden. So unter andern in der sympotischen Elegie

499 ff. in Verbindung zu setzen, die uns ebenfalls von andrer Seite her verbürgt sind.

499—502. 475—492.

Silber und Gold erproben im Feuer die kundigen Männer,
Aber des Mannes Gemüth zeigte schon öfters der Wein,
Auch des Besonnensten selbst, wenn über das Maß er getrunken,
Daß er ihm wurde zum Schimpf, war er auch weise zuvor.
Aber ich selbst — denn ich habe mein Maß vom lieblichen Weine —
Eile nach Haus in des Schlafs sorgenbefreienden Arm,
Zeugniß zu geben, wie Weinesgenuß am meisten behaget;
Denn nicht nüchtern bin ich, aber betrunken auch nicht.
Doch, wer das Maß im Trinken nicht hält, der bleibt auch nicht ferner
Mächtig der Zung', er bleibt seines Verstandes nicht Herr.
Unverständiges schwatzt er, was nüchternen Menschen ein Gräul ist,
Ja, und keinerlei Ding schämt er im Rausch sich zu thun:
Er, ein Verständiger sonst, wird kindisch. Du aber bedenke
Solches und trinke nur nicht über Gebührlichkeit Wein;
Sondern bevor du berauscht, erhebe dich, daß du dem Bauche
Nicht wie um Taglohn fröhnst, ähnlich dem schlechtesten Knecht;
Oder auch bleib, und trinke nicht mehr. Doch du schwatzest dein ewig
Faselndes Lied: »Schenk ein!« — Siehe, drum bist du berauscht.
»Den,« so heißt's, »auf der Freundschaft Wohl!« — »Den, wegen der Wette!«
»Der sei den Göttern gebracht!« — »Den noch, da grad' er zur Hand!«
Und abschlagen das kannst du nicht; und doch, unbesiegbar
Wäre zu nennen, wer viel trinkend nicht Albernes schwatzt.

* * *

Die concrete Situation verleiht natürlich diesen und ähnlichen Stücken einen viel bedeutenderen Werth, als den eigentlichen Gnomen, und selbst das feinbürgerliche juste-milieu hat in solcher Fassung seinen besondern Reiz. Noch mehr aber müssen wir uns freuen, wenn wir an einer andern Stelle die Besonnenheit unsers Gnomendichters den Lockungen des Trunkes gegenüber etwas verspätet eintreten sehen:

503 — 508.

Schwer von Wein ist mein Haupt, Onomakritos, und es bewältigt
Schier mich der Trunk; nicht mehr bin des Verstandes ich Herr.
Rings auch dreht sich das Haus im Kreis; laß denn mich versuchen,
Ob ich noch aufstehen kann, und nicht die Füße der Wein,
So wie den Sinn in der Brust mir beherrscht. Denn ich fürchte, daß etwas
Albernes ich im Sturm thue, das Schande mir bringt.

* * *

Wir haben auch hier nicht Ursach an der Sicherheit der Überlieferung zu zweifeln, wiewohl an andern Stellen selbst fremde Zeugnisse nicht jedes Bedenken beseitigen.

Es wird uns nämlich, und das führt zur Beantwortung der zweiten Frage, bei genauerer Ansicht des vorhandenen Materiales und mit Benutzung aller Zeugnisse klar, daß die Gnomologie an Kyrnos, verbunden mit homogenen Sujets desselben Dichters, in frühester Zeit zu einem Auszug verkürzt worden ist, der, durch das Privatbedürfniß einer moralischen Blumenlese hervorgerufen, vielleicht auch dem Schulbedarf dienen mußte. S. Welcker S. LXXII, 111. — Was darin an speciellen Situationen sich vorfand, wurde möglichst beseitigt. Ein weiterer, sehr natürlicher Schritt war, diese Sammlung durch Excerpte ähnlichen Inhaltes aus andern Dichtern zu vermehren. Hier entschied bei größerer Auswahl noch mehr subjective Willkür, und manches Stück aus Mimnermos und Ähnliches kam hinein, was sich in einem Schulbuche immerhin seltsam hätte ausnehmen müssen. Aber hiermit war die Interpolation noch nicht vollendet. Wir sehen die Spur einer dritten und vierten Hand, wodurch das unter dem nun schon vieldeutigen Namen Theognis verbreitete Buch aus anderweitig, vielleicht nur in Citaten vorliegenden authentischen Gedichten des wirklichen Theognis eine ungeschickte und den früheren Zweck beeinträchtigende Ergänzung erhielt. Auf diese Weise allein ist erklärlich, wie so viele historische Notizen ohne jeden gnomologischen Zweck sich einmischen konnten, und namentlich die sonderbare Erscheinung, daß dieselben Verse an verschiedenen Stel-

len wiederholt gelesen werden, und daß andre, die hier in größerem Zusammenhange stehen, dort verkürzt und vereinzelt vorkommen. Offenbar standen letztere in dem ältern Excerpt; die vollständigen Stücke wurden von späteren Sammlern, denen es um ein möglichst completes Exemplar zu thun war, nachgetragen. Nachdem so der Zweck der Sammlung gestört war, kamen dann endlich auch Elemente hinein, die weiter keinen Anknüpfungspunkt boten, als die zufällige Ähnlichkeit mit diesem oder jenem Theognideischen Argument: Trinklieder, Gebete, Liebesgedichte, und der ganze Anhang erotischer Epigramme, die, in der lasciven Weise der Alexandriner, durchaus nichts mit Theognis' Art gemein haben. Diese also auf einzige Autorität eines mittelalterlichen Gewährsmannes (des librarius der mutinensischen Handschrift) als ein »zweites Buch des Theognis« hinzunehmen, und die Möglichkeit einer solchen Autorschaft durch Hypothesen von veränderter Schreibart u. s. w. darthun zu wollen, ist bei dem sonstigen Zustande viel sicherer Partieen des ersten Abschnittes ein fruchtloses Unternehmen. Denn wie schwankend auch für jenen ersten, ungleich wichtigeren und mit ziemlicher Übereinstimmung der Handschriften überlieferten Theil die Basis für die Untersuchung ist, geht daraus schon genugsam hervor, daß fremde Bruchstücke so gut wie Theognideische theils durch den Sammler, theils durch den Gebrauch der Lectüre und mündlichen Tradition offenbar mannigfach zugestutzt sind, um ihnen das fragmentarische Ansehen zu nehmen; [1]) daß selbst antike Zeugnisse nicht bei allen ausreichen, da schon Stobäus zwei bedeutende und werthvolle Stücke dem Theognis zuschreibt, deren

1) Vgl. V. 585 ff. 315 ff. Wie weit dies geht, zeigen besonders VV. 933—938, wo ein Excerpt aus Tyrtäos (Tyrt. Fragm. 9, 39—42) zu ganz anderartigem Zweck verwandt ist, indem ihm folgende Verse angeheftet werden:

Tugend und Schönheit gesellt sich wenigen unter den Menschen,
Glücklich, wem zugleich beide geworben zu Theil.

Dies ist der Anfang offenbarer Parodie, einer Gattung, die, wenn man ihr wirklich hier ein so weites Feld einräumen dürfte, als Welcker gethan, zuletzt Alles in Frage stellen würde. Jedoch gehört offenbar dahin V. 1353 ff.

ganze Haltung nicht minder, als die Autorität glaubwürdiger Gewährsmänner das Gegentheil bezeugt; [1]) daß endlich sogar das äußere Kriterium des Namens Kyrnos uns wenigstens einmal im Stich läßt (V. 1353 ff.), wo derselbe in handgreiflicher Parodie von V. 239 f. unter den lasciven Epigrammen des Anhangs wieder auftaucht.

Nehmen wir nun hinzu, daß der einzige leitende Gesichtspunkt in diesen Wirrnissen der sittliche und poetische Charakter des Theognis ist, daß, in Bezug auf den letzteren, Versbau und Sprachgebrauch zu berücksichtigen, die Art der Überlieferung eben so wenig, als die Geschichte des epischen Dialects im Allgemeinen verstattet, so erhellt von selbst, wie prekär hier jeder Gewinn, wie unmöglich eine unabweisbare Evidenz, wie nutzlos daher eine haarspaltende Polemik ist. Größere Umrisse lassen sich jedoch durch den Nebel erkennen, und für ihren Entwurf reicht das hingestellte Princip in der That aus.

Es versteht sich, daß wir in dieser Beziehung nicht solchen Widersprüchen eine Bedeutung beimessen können, wie sie sich stets bei naiven, also auch dichterischen Versuchen, die höchsten Fragen des Daseins unmittelbar zu beantworten, finden werden. Plato selbst führt (Menon 36) gerade aus Theognis zwei Stellen zum Beweis an, wie Dichter sich widersprechen, indem derselbe einmal (V. 31 ff. dieser Sammlung) behaupte, daß Tugend und Laster erblich sei, ein andermal (V. 429) es leugne. Zwar beruht dies-

---

1) V. 315 ff: Solon Fragm. 16. V 719: Solon Fragm. 15; beide durch Plutarch bezeugt (Vit. Sol. 3 u. 2). Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Blumenlese des Stobäus eine ähnliche Interpolation erlitten hat, als Theognis. Den unumstößlichen Beweis bietet eben eine hieher gehörige Stelle des Solon. Denn während die große Elegie (12.) bei Stobä T. 9. 102, 25. vollständig und unter dem Namen des wirklichen Verfassers gelesen wird, welchen überdies Aristoteles', Plutarch's u. A. Citate verbürgen, findet sich das in unsrer Theognideischen Sammlung eingeschobene Bruchstück aus derselben Elegie (V. 585—590) ebenfalls bei Stobäus, und zwar unter Theognis' Namen (nach der besten Handschrift [A. bei Gaisf.], nicht, wie Welcker meint, als eine Erfindung Geßner's) Nichts ist klarer, als daß Stobäus' Excerpte später aus unsern Theognideis vermehrt worden sind.

mal die Beobachtung auf einer falschen Interpretation des Dichters; aber dennoch müssen alle Sentenzen aus dem Grenzgebiet der Ethik, welches sich unmittelbar mit der Metaphysik berührt, dem Bereich der Untersuchung entzogen werden, eben so gut als die allgemeinsten, von Niemand bezweifelten Betrachtungen, die so alt sind als die Welt, und so allgemein anerkannt, daß sie, außer etwa in einem neuen Zusammenhang — bei Theognis stehen sie aber außer allem Zusammenhang — unendlich trivial erscheinen. Ein Satz, wie dieser:

Geht es mir wohl, so fehlt es mir nicht an Freunden, doch trifft mich
Unglück: Wenige dann zeigen ein treues Gemüth —

solcher Satz könnte allerdings bei jedem Dichter ohne Ausnahme gestanden haben, und von derartigen Aussprüchen wimmelt unsre Sammlung. [1]) Oder wer hätte unter den verschiedensten Bedingungen des Daseins nicht einmal Überdruß an demselben gefunden, um einer Klage, wie dieser, Raum zu geben:

425—428.

Nimmer geboren zu sein, das wäre von allem das Beste
Und den glühenden Strahl nimmer der Sonne zu schaun;
Doch, wenn geboren einmal, auf's schnellste die Pforten des Hades
Zu durchziehn, und zu ruhn unter dem Hügel von Staub.

Hier also ist es ohne äußerliche Autorität nicht möglich zu einem Resultat zu gelangen. Freilich kann auch das Interesse nur ein geringes sein. Dagegen sind die Ansichten, welche unmittelbar in die Praxis eingreifen und durch Zeitalter und Individualität bestimmter gefärbt sind, von entschiedener Bedeutung für unsre Frage. Und hiebei bieten sich zwei günstige Umstände zum Beistand dar. Erstlich ist es gewiß, daß in dem vorhandenen Mate-

1) Wir konnten es nicht über uns gewinnen, an die metrische Übersetzung solcher Trivialitäten unsre Zeit zu verschwenden, und den Leser durch deren Mittheilung zu langweilen. Wir haben vielmehr, selbst auf die Gefahr hin, einen günstigern Gesammteindruck für Theognis hervorzurufen, als er es verdient, im Folgenden nur die enger an concrete Verhältnisse sich anschließenden Stücke hervorgehoben.

rial die eigentlich gnomischen Partieen des Theognis mit ziemlicher Vollständigkeit enthalten sind. Uns wenigstens scheint es ausgemacht, daß der Autor, aus welchem Suidas seine confusen Nachrichten zusammengestoppelt hat, unter *Γνῶμαι* den ganzen elegischen Nachlaß des Theognis mit Ausnahme des Gedichts »Auf die in der Belagerung von Syrakus (?) Geretteten« verstanden wissen wollte. Oder wie wäre es sonst erklärlich, daß von den so überaus häufigen Citaten aus unserm Dichter, die durch sämmtliche Schriften des Alterthums sich zerstreut finden — von 1228 Versen werden zweihundert acht und sechzig auch anderwärts citirt — nur sechs Distícha (1157. 58. 1221—1226.) in unsrer Sammlung vermißt werden?

Ferner sind außer einem Citat des Euenos (V. 467 ff.), dessen Aufnahme durch die Nachbarschaft ähnlicher sympotischer Stücke hinlänglich erklärt wird, die Autoren, aus welchen neben Theognis geschöpft worden ist, nämlich Solon, Tyrtäos, Mimnermos, so bestimmt ausgeprägte Individualitäten, daß manches Fragment von ihnen sich auf den ersten Blick aus denen des Theognis herausholen wird. Die Anzahl der aus jenen Dichtern entlehnten Bestandtheile muß aber ziemlich bedeutend gewesen sein. Sonst wäre es wiederum unerklärlich, wie bei den doch sehr geringen Resten derselben, welche überhaupt die Verwüstung der Jahrhunderte überdauert haben, eine verhältnißmäßig so große Anzahl hier unter Theognis' Namen wieder auftaucht: 10 Verse von Tyrtäos, 8 von Mimnermos, 28 von Solon. Ein Grund dieser Erscheinung mag allerdings darin liegen, daß sententiöse Verse zu citiren viel häufiger Veranlassung ist, als irgend andere. Aber dennoch haben wir die vollste Berechtigung, anzunehmen, daß die Summe der in der Sammlung noch versteckten Solonischen, Mimnermischen und Tyrtäischen Bruchstücke bei weitem die Zahl der zufällig anderswoher beglaubigten übertrifft. Nun ist aber auch Theognis' Charakter und Denkweise, außer in jenen obigen trivialsten Partieen, scharf genug, ja recht eigentlich

schroff gezeichnet, um uns für einzelne Stücke wenigstens die Möglichkeit zu sichern, daß er mit jenen drei älteren Elegikern die Rollen getauscht habe.

Seine Stellung zuerst, als Parteimann der oligarchischen Faction, giebt seiner ganzen Moral jene herbe Richtung, die zwar tief in hellenischer Denkweise begründet, dennoch nie leidenschaftlicher ausgesprochen ist, als von ihm. Der Adel der Gesinnung ist bei ihm untrennbar an den Adel der Geburt geknüpft. Gut und Schlecht heißt ihm mit oft unübersetzbarem Doppelsinn fast durchgängig so viel als Adlig und Gering. Die erste Erhebung des Demos, dessen lange Erniedrigung allerdings vielleicht bei Vielen jene gemeine und doch tückische Unterwürfigkeit erzeugt haben mochte, die das unselige Erbtheil des Pöbels aller Zeiten ist, diese Erhebung erscheint dem Theognis als Verbrechen. Hohn und Gewaltthat sind die geeignetsten Mittel, um den aufsässigen Knecht in gebührendem Respect vor dem wohlgebornen Herrn zu halten:

847—850.

Tritt mit dem Fuß auf das nichtige Volk, und triff es mit spitzem
Stachel; das drückende Joch leg' um den Nacken ihm fest!
Denn nicht findest du noch ein so despotenverliebtes
Volk von allen, so viel ihrer die Sonne bescheint.

Freilich brach dem Stachel bald die Spitze ab; der Demos siegte, und das Land- und Hirtenvolk namentlich, bisher in der armseligsten Leibeigenschaft gehalten, sah sich plötzlich im Besitz derselben Machtvollkommenheit, die es so lange beneidet und gefürchtet hatte. Die ohnmächtige Empörung der Oligarchen, die in ihrem Sturz den Untergang aller gesetzlichen Ordnung sahen, spiegelt sich vernehmlich in Theognis' Versen ab:

Kyrnos, die Stadt zwar heißet noch Stadt, doch das Volk ist ein andres:
Sie, die nichts vorher wußten von Recht und Gesetz,
Die mit des Geißbocks schäbigem Fell die Schultern umhüllten,
Die wie die Hirsche des Walds, weideten draußen vor'm Thor;
Vornehm heißen sie nun, Polypāos' Sohn: doch die früher
Edeln, sie heißen gemein. Sprich, wer ertrüge das wohl?

Einer betrügt den Andern, und lacht mit Hohn des Betrognen,
Weder gemeinen Verstand haben, noch edelen sie.

Das eigentlich Tragische, und daher auch wirklich poetische Element in diesen Verhältnissen ist nun dies, daß das Unrecht der Oligarchen nur ein mit einseitiger Consequenz auf die Spitze getriebenes Recht, das Recht des angeerbten Besitzes, und daß wiederum ihr Recht ein verjährtes Unrecht — die Legitimität war. Hierzu kommt auf der andern Seite, daß der Pöbel — freilich wiederum nur halb durch seine Schuld — in der That furchtbar entartet war, und daß er, plötzlich entfesselt, die Besitznahme von seinem Rechte durch die frechsten Excesse entehrte. Seine Ausgelassenheit und Unverschämtheit hat im hellenischen Alterthum eine traurige Berühmtheit gewonnen. Sie betrugen sich, sagt Plutarch, gegen die Reichen theils in andern Stücken übermüthig, theils drangen die Armen in die Wohnungen derselben ein, verlangten bei ihnen verschwenderisch zu schmausen und zu schwelgen; wenn sie nichts erhielten, ließen sie an Allem ihre Frechheit und Gewaltthätigkeit aus, und zuletzt faßten sie den Volksbeschluß, daß die Wechsler ihnen die Zinsen zurückgeben sollten, die sie ihnen bezahlt; und das nannten sie Palintokia. Solche Ausschweifungen nun, die den Aristokraten erst vollends in der Überzeugung von seinem Rechte bestärken mußten, wenden ihm unwillkürlich die Theilnahme eines gebildeten Gefühles zu. Wir vergessen über sein Unglück seine Schuld, und der starre Trotz des Legitimen erscheint der gemeinen aller Grazie entkleideten Leidenschaft des Pöbels gegenüber in dem vortheilhaften Licht ausdauernder Gesinnung und adligen Anstandes. Und darum schenken wir denn auch den Aussprüchen des Theognis, in welchen er jede Annäherung an die gemeine Masse als eine Befleckung des Adels zurückweist, unser volles Interesse. So in den früher angeführten Versen, die zu Anfang der Gnomologie von Kyrnos gestanden haben (183 ff.); so in dem als Theognideisch bezeichneten Abschnitt, der dem Dichter den Tadel der Inconsequenz bei Plato zuzog:

Menschen zu zeugen, und groß zu ziehen, ist leichter, als edeln
Sinn zu verleihn; noch hat Keiner ersonnen die Kunst,
Wie man weise den Thörichten macht, und edel den Schlechten.
Hätte der Zunft Äskulap's solches verliehen ein Gott,
Daß sie der Männer verderblichen Sinn und die Schlechtigkeit heilten,
Wahrlich, sie ernteten wohl großen und reichlichen Sold!
Könnte Verstand man machen, und ihn einimpfen dem Menschen,
Wären nicht Schlechte so oft trefflichen Vätern entstammt,
Da sie verständigen Worten gehorsamen würden; doch niemals
Wirst durch Belehrung du gut machen, wer schlecht von Natur.

Denn hier sehen wir schon das Wort *Schlecht* auch auf den *entarteten Sohn der Aristokratie* angewandt. Daß nun der *Schlechtgeborene gut* werden könne, leugnet er aber auch an der andern Stelle. Seine Erfahrung hatte ihn nur gelehrt, daß *Gute* (Aristokraten) entarten könnten; und darum steht es nicht im Widerspruch mit dem Obigen, wenn er den jugendlichen Freund in früherer Zeit, als die Gefahr noch aus der Ferne drohte, den Rath ertheilt, zu *Erhaltung* seiner Gesinnung sich an die Guten anzuschließen, bei denen er nur Gutes sehen und lernen könnte:

Sei nur gescheut, und nie mißbrauche zu schnödem Beginnen
Und unrechtlichem Thun Ehren und Tugend und Gut.
Solches nun präge dir ein, und befaß dich nimmer mit *schlechten*
Männern, im Umgang stets schließ an die Edeln dich an.
Iß und trink mit denen, und laß bei denen dich nieder,
Wolle gefallen allein denen, die herrschen im Staat.
Denn von den Edeln allein kannst Edles du lernen; der Schlechten
Umgang tödtet in dir, was an Vernunft du noch hast.
Also belehrt, verkehre du nur mit den Edeln; dann wirst du
Rühmen noch, wie ich fürwahr trefflich die Freunde berieth.

* * *

Einen harten Stoß aber empfing die Gesinnung des Dichters, als die Reihe der Confiscationen auch an ihn gekommen war. *Tugend*, *Adel* und *Reichthum* hatten bisher als Synonyme

gegolten. Die scharfsichtigen Volksführer, welche die ersten Spolien aus dem Angriff auf die alten Zustände davon trugen, hatten nur die letzte dieser drei Potenzen im Auge gehabt, und mittelst ihrer die andern zu ersetzen gemeint; und Reichthum, gleichviel wie erworben, mußte jetzt jeden Emporkömmling dem Stammadel ebenbürtig erscheinen lassen und ihm Aufnahme in die exclusiven Kreise ertrotzen. Die Verarmten und Heruntergekommenen scheiden ohne viele Umstände aus. Theognis (denn wir können sicher sein, daß er hier redet) fügt sich in die trübselige Nothwendigkeit, indem er nur sein Bedenken über so verkehrte Zeitläufte gegen seinen Freund Simonides [1]) äußert:

667—683.

Hätt' ich, Simonides, Schätze, sowie ich vordem sie besessen,
Nicht in der Edelen Kreis würde so oft ich gekränkt.
Doch jetzt geht man an mir, wohl merk' ich's, vorüber, und lautlos
Macht mich die Armuth, da doch besser als Mancher ich weiß,
Daß, einraffend die glänzenden Segel, aus Malischer Seebucht
Wir durch die finstere Nacht treiben ins offene Meer.
Keiner versteht sich zum Pumpen, und doch schlägt über die beiden
Borde die See in das Schiff; wahrlich so wie man es treibt,
Werden sie schwerlich sich retten! Den trefflichen Mann an dem Steuer
Setzten sie ab, der sein Amt wachsam und kundig geübt.
Gut auch rauben sie sich mit Gewalt, und hin ist die Ordnung,
Und gleichmäßig nicht mehr theilt man sich in den Erwerb;
Die Lastträger regieren, die Niedrigen über die Edeln:
Wahrlich ich fürchte, daß bald Wogen verschlingen das Schiff.
Solches, in Räthsel gehüllt, verkünd' ich den Edeln des Volkes,
Das ein Gemeiner auch wohl, wenn er nur klug ist, versteht.

* * *

Schon hier muß der gebrochene Muth auffallen, mit dem er die Umstände, die nach seiner Ansicht der Dinge ihn billig auf's

---

1) Wiewohl es chronologisch nicht unmöglich ist, daß hier wirklich der berühmte Keïer angeredet ist, so darf doch keine aus diesem Grunde abgeleitete Schwierigkeit die Authenticität der Verse verdächtigen. Es kann auch zu Megara, oder wo sonst der Simonides' viele gegeben haben.

V. 667. ἤδη st. οἶδα. 668. ἀνιῶμην st. ἀναινοίμην.

höchste empören mußten, geduckt und nur eine beßre Zeit erharrend, erträgt. Doch hat hier, wie in dem folgenden Lobgedicht auf die Hoffnung, die Resignation immer noch eine edle Färbung:

1135—1150.

Hoffnung blieb bei den Menschen allein als freundliche Göttin,
Aber die anderen all flohen hinauf zum Olymp.
So zog fort die erhabene Gottheit: Treue, der Männer
Mäßigkeit, und aus der Welt flohen die Chariten, Freund.
Nichts mehr gelten seitdem bei den Menschen die heiligen Eide
Und kein Einziger scheut vor den Unsterblichen sich.
Unter auch ging der Frommen Geschlecht, es wissen die Menschen
Nichts vom heiligen Recht oder der Frömmigkeit mehr.
Aber so lange du lebst und das Licht noch schauest der Sonne,
Sollst die Götter du scheun und auf die Hoffnung vertraun;
Und, mit Gebet Hüftknochen verbrennend zum stattlichen Opfer,
Sollst du die Hoffnung zuerst ehren, und ehren zuletzt;
Sollst vor dem trüglichen Wort unredlicher Männer dich wahren,
Die aus der Himmlischen Chor keinen verehren und scheun,
Die auf fremden Besitz nur stets hinrichten ihr Sinnen,
Schnöde Verträge nur stets schließen zu schändlicher That.

Ebenso ist das Lob des Reichthums nicht frei von ironischer Erbitterung:

697—718.

Geht es mir wohl, so fehlt es mir nicht an Freunden; doch trifft mich
Unglück, Wenige dann zeigen mir treues Gemüth.
Denn für die Menge der Menschen ist doch nur die einzige Tugend
Reichthum; was sonst du noch hast, wahrlich das nützet zu nichts.
Wenn du verständigen Sinn auch gleich Rhadamanthys besäßest,
Wüßtest du mehr als selbst Sisyphos, Äolos' Sohn,
Der durch verschlagenen Geist aus Hades Reichen zurückkam,
Da Persephonen selbst rührte sein schmeichelndes Wort,
Welche der Sterblichen Geist in Vergessenheit hüllt und verwirret —
Nie hat ein anderer Mann Solches ersonnen zuvor,
Welchen das dunkle Gewölk einmal umhüllet des Todes,
Der in das schattige Land erst der Verstorbenen stieg,
Der durch das stählerne Thor hindurchging, welches der Todten
Seelen, wie sehr sie sich auch weigerten, hält in Verschluß:
Sisyphos aber, der Held, von dort selbst kehrt er zurücke

Wieder zu Helios Strahl, einzig durch Geistesgeschick —
Könntest du trügliches Wort, der Wahrheit ähnlich ersinden,
Hätt'st du die Zung' in Gewalt, Nestor dem Göttlichen gleich;
Wärst du behender zu Fuß, als die raschen Harpyien, als selber
Boreas' Zwillingspaar mit dem geflügelten Schritt:
Doch muß Jeder bei sich die Meinung hegen im Herzen:
Größte Gewalt in der Welt übet der Reichthum allein.

Dagegen zeugt die Klage, die er V. 373 ff. zum Zeus erhebt, bereits von einer Verzagtheit des Herzens und (verbunden mit dem offenbar zugehörigen folgenden Stück) einer Verzweiflung an eigner Gesinnungstüchtigkeit, die, fortan vielfach wiederkehrend, mit der sittlichen Reinheit entsprechender Äußerungen bei Solon in dem unvortheilhaftesten Contraste steht:

373—392.

Wunderbar bist du mir, Zeus: du herrschest ob allen Geschöpfen,
Ehr' und Herrlichkeit ward Macht dir in Fülle zu Theil;
Und wohl kennst du Gemüth und Sinn von jeglichem Menschen,
Oberste Herrschaft der Welt ist dir, o König, verliehn.
Wie doch vermag es, Kronide, dein Geist, daß den sündigen Menschen
Du in einerlei Reih' mit dem gerechtesten stellst?
Ob zu verständigem Sinn er den Geist erzog, ob zur Hoffahrt;
Denn es fröhnet der Mensch frevelndem Treiben so gern.
Keiner der Himmlischen setzt entscheidende Grenzen den Menschen,
Oder bezeichnet den Pfad, welcher den Göttern gefällt.

— — — —

Frei von Schaden erhalten ihr Gut sie; doch, die vor den bösen
Werken bewahren ihr Herz, haben die Armuth zum Loos.
Diese gebiert Rathlosigkeit selbst für die Freunde des Rechtes,
Und auf des Irrthums Pfad führt sie der Menschen Gemüth.
Denn durch drückende Noth versehrt sie das Herz in dem Busen.
Anders, als selber er will, leidet des Schimpflichen viel,
Wer der Bedürftigkeit fröhnt, die allerlei Böses uns lehret,
Lug und Trug und des Streits wilde verderbliche Wuth,
Wenn man auch selbst nicht will; und schlecht erscheinet uns nichts mehr:
Denn Rathlosigkeit ist, harte, der Dürftigkeit Loos.

Wenn man hiemit namentlich die Solonische Elegie 12 und Fragm. 16 vergleicht, welche ebenfalls in der Theognideischen Sammlung

excerpirt gelesen werden, so wird man keinen Augenblick zweifeln, daß auch V. 393. ff. und V. 147 ff. in eben dieser Sammlung dem Solon gehören, nicht dem Theognis. [1])

393—398.

Armuth bringet den Mann an den Tag, ob ein Feigling er, oder
Besser um Vieles: sobald ihn die Bedürftigkeit drückt.
Denn auf Gerechtigkeit denkt das Gemüth des Einen nur, welchem
Grad' und aufrecht stets wuchs in dem Busen der Sinn.
Aber ein Anderer schickt in Gutes sich nicht noch in Schlimmes,
Da doch der Edele stets dieses wie Jenes erträgt.

Und nun vollends:

197—208.

Reichthum, welcher dem Mann von Zeus und mit Rechtlichkeit zufließt
Und bei reinem Gemüth, bleibet ihm ewiglich fest.
Doch wer zur Unzeit, gegen das Recht, habsüchtigen Geistes,
Schätze gewinnt und durch Schwur fälschlich Besitz sich erwirbt,
Hat auf der Stelle vielleicht, so scheint es, Gewinn, doch am Ende
Kommt ihm Übel davon; weiser ist Götterbeschluß.
Aber das täuscht der Sterblichen Sinn: nicht gleich auf der Stelle
Lassen die Seligen oft büßen die frevelnde That;
Sondern der Eine bezahlt noch selber die Schuld, daß den lieben
Kindern nicht spät noch einst bleibe die Rache verhängt.
Aber ein Andrer entschlüpft, da des unabweislichen Todes
Wehegeschick sich zuvor ihm auf die Wimpern gesenkt.

* * *

Solche ethische Tiefe haben wir allerdings bei Theognis nirgend entdecken können; und wenn er es auch nicht billigt, daß die Menschen nichts höher achten, als Reichthum, so giebt doch seine Moral, welche einzig auf die Praxis der schlimmen Zeiten berechnet ist, nur die Mittel an, wie man sich mit den Menschen am besten abfinde, sich, so gut es geht, seine Stellung rette, und nach der Zeit noch eine bessere erobre. Es ist die Moral legitimistischer Coterien, und wir erschrecken fast, hier in einem

*) Wir fügen mit Vergleichung von Solon Fragm. 35. Theogn. V. 221—226 (trotz Stobäus); mit Solon 12, 409. Theogn. 401—406 753—756 1135 hinzu.

Winkel von Hellas schon in so früher Zeit so unumwunden Grundsätze aussprechen zu hören, deren Alter wir am liebsten von heute und gestern datiren möchten. So ist zunächst im schneidendsten Gegensatz mit den obigen Solonischen Fragmenten, aber als natürlichste Consequenz aus dem zur Erläuterung von 667 ff. Beigebrachten die Nothwendigkeit des Gelderwerbs für den Aristokraten, der heut zu Tage etwas gelten will, hervorgehoben: [1])

179. 180.

Ja, auf dem Lande zugleich und des Meers unendlichem Rücken
Such', o Kyrnos, wie du werdest von Armuth erlöst.

181. 182.

Sterben fürwahr, o Kyrnos, ist besser dem darbenden Manne,
Als daß er lebe, von schwer drückender Armuth gequält.

Ein andermal (V. 903—922.) quält er sich mit dem Zweifel, ob er sein Weniges sparen oder munter ausgeben solle, da bei dem ersteren Verfahren am Ende ein rascher Tod die Entbehrungen eines früheren Lebens verhöhnen, im zweiten Fall aber herbe Armuth das Alter treffen, und zur unerträglichen Last machen könne. Wie er sich später entschieden habe, erfahren wir nicht; daß er aber zu einem Entschluß gekommen, zeigen die folgenden Verse, ein offenbares Fragment mit mangelhaftem Sinn, worin er den Demokles versichert, daß so (auf die in den verlornen Versen auseinandergesetzte Art) der Gebrauch der Güter am weisesten sei, da er weder eigenen Drang habe, noch den Bettelstab für das Alter in Aussicht stelle. In einem kleinen Bruchstücke entscheidet er sich jedoch für das Sparen, aus dem seltsamen Grunde:

Freilich besser ist sparen, da um den Gestorbenen Niemand
Weint, wenn er Geld nicht und Gut in der Verlassenschaft sieht.

Bei alle dem will er sich doch nicht, wie wir gesehen haben, zu Mißheirathen entschließen. Denn das würde für eine Zeit, wann die Edeln sich wieder erholt haben, zu Collisionen führen,

[1]) Vergl. V. 1153. ff. 1156 ff. und eine Menge andrer Stellen.

die für das reine Blut bedenklich wären (Vgl. V. 189 ff.) Die sichere Hoffnung auf vollständige Restauration verbietet, die Bande mit der Geldaristokratie so fest zu schnüren. Es ist ein andrer Rath, den er dem jungen Freunde ertheilt:

V. 213—218.

Kyrnos, zeig' dich den Freunden in vielfach wechselndem Wesen
Und, wie ein Jeder gesinnt, mische dein eignes Gemüth.
Zeig' an Gemüth dich gleich dem vielverschlungnen Polypen,
Der, wie der Felsen, daran grab' er sich klammert, erscheint.
Wende dich so hin jetzt; dann wechsle geschwinde die Farbe:
Besser als Starrheit ist weise Beweglichkeit doch.

Und nun gar:

V. 61—68.

Nimm Polypāos' Sohn, niemals von den Bürgern dir einen
Recht von Herzen zum Freund, wie du auch seiner bedarfst:
Sondern allein mit dem Mund magst Allen du freundlich erscheinen;
Niemals befasse jedoch irgend in ernstem Geschäft
Dich mit ihnen: so lernst du den Sinn der traurigen Burschen
Kennen, wie keinerlei Werk Einer mit Treue betreibt,
Wie nur List und Betrug und Lügengewebe sie lieben:
Gleichwie Menschen, die nie denken an Rettung und Heil.

* * *

Wenn man diese Moral damit entschuldigt, daß man von der Zeit eines Theognis nicht die Reinheit christlicher Sittenlehre erwarten dürfe, so sollte man wenigstens nicht vergessen, daß Perfidie zu allen Zeiten für nichtswürdig gelten muß, selbst wenn sie mit der unbeschreiblichen Naivität auftritt, wie in den letzten Versen, da Theognis bei den Feinden das sehr klar als Verbrechen erkennt, was er in demselben Augenblick dem Freunde als einen tugendlichen Rath ans Herz legt. Wie aber nackte Immoralität gar noch poetisch bleiben könne, vermögen wir nicht zu begreifen. Selbst in dem verschuldeten Unglück ist ein tragisches Pathos, und wir können ihm unsre Theilnahme nicht versagen, wenn es mit Würde getragen wird. Mit dem Verlust der edeln Haltung aber und der honnetten Gesinnung hört

jede Sympathie für einen Stand auf, der gerade diese beiden Tugenden zu *seiner* Losung gemacht hat. Verstellung und Heuchelei ist viel widerwärtiger bei den heruntergekommenen Aristokraten, als bei dem als Plebejer Gebornen. Letzterer verbeißt dabei nur seinen *Haß*, ersterer zugleich seine *Verachtung*. Da diese aber nur einen Sinn hat, wenn sie einen äußern Ausdruck gewinnt, ein *Fernhalten* des Verachteten nämlich, so muß der freundliche Verkehr mit demselben den Verächter in seinem eignen Bewußtsein *verächtlich* machen. Mit dieser Haltung vermag uns selbst die Art nicht zu versöhnen, wie Theognis mit den Standesgenossen verkehrt, und daß er einen besondern Werth auf ihr festes Zusammenhalten, auf Treu und Glauben innerhalb dieses Kreises legt:

447—452.

Willst du mich waschen, so sieh, wie stets mir vom Scheitel des Hauptes
Klar und rein, wie zuvor, rinnet das Wasser hinab;
Und in jeglichem Ding wirst du wie gediegenes Gold mich
Finden, das röthlich erstrahlt, reibst du's am prüfenden Stein,
Das auf der glänzenden Fläche nicht ansetzt schmutzigen Grünspan,
Noch auch Rost; das stets blühet in reinlichem Glanz.

Besser klingt es, wenn er sich für den Augenblick weniger mit Unmuth, als mit einem Rest von Behagen in die Zeit schickt. Das Concrete des berührten Verhältnisses, wenn schon nicht durchaus klar, erhöht das Interesse, und wir haben in einer aus solchen Gründen veränderten Haltung keine Ursache, an der Authenticität des Stückes zu zweifeln:

511—522.

Über die Tiefen des Meers, so kamst du denn, o Klearistos,
Zu mir Darbendem, selbst darbend, o Ärmster, daher.
Unter die Bänk' an den Planken des Schiffs, da wollen wir bergen,
Was uns noch bleibt, Klearist, und was die Götter verleihn.
Was ich habe — davon wird das Beste gereicht, und wenn Einer
Kommt, der dein Freund ist, so leg' nieder dich, wie dir's beliebt.
Nichts von dem, was ich habe, versteck' ich; doch werd' ich um deine
Gastfreundschaft auch nicht mehr mir von Anderen leihn.

Und, wenn Einer dich fragt, wie mein Leben sei, gieb ihm zur Antwort:
Schlecht, wenn du gut es dir denkst, aber als schlechtes noch gut;
Daß, wenn ein Gastfreund kommt, vom Vater noch her, er ihn aufnimmt:
Mehreren kann er jedoch gastliche Gaben nicht weihn.

* * *

Eben so haben wir weder äußere noch innere Gründe V. 825 ff. dem Theognis abzusprechen. Die patriotische Indignation hebt den Ausdruck, und wohl ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Korinther, welche noch bis zu dem peloponnesischen Krieg hin den Besitz der Megarenser beeinträchtigten, gerade die bürgerlichen Unruhen bei denselben zu gefährlichen Einfällen benutzten:

825—830.

Wie doch ertragt ihr's im Sinn, bei Flötengetön noch zu singen,
Da ihr eures Gebietes Grenzen vom Markt aus erblickt,
Welches mit Frucht ernährt die Männer, die jetzt bei dem Festgeschmaus
Im blondlockigen Haar tragen den purpurnen Kranz?
Auf denn, Skyth', und scheere das Haar, hör' auf mit dem Reigen!
Klag' um das blühende Land, das dem Verderben verfällt!

So stehen denn auch die mannigfach angefochtenen Verse 891 ff. wohl in näherer Beziehung zu den weiteren Wechselfällen in Theognis' Leben. Er scheint die Stadt halb freiwillig verlassen zu haben, um (vielleicht mit jenem Klearistos V. 511 ff.) dem von Sparta im Sinne oligarchischer Tendenzen gegen Athen ge-

---

829. Was der Scythe soll, ist unklar; die gewöhnliche Erklärung, als sei ein scythischer Sclav gemeint, der zum Abscheeren des Haupthaars für die Trauer, als besonders in solchem Geschäfte gewandt, angestellt sei, stimmt mit den Aufforderungen in demselben und in den folgenden Versen nicht zusammen, da der nicht Ursach hatte, selbst zu trauern, noch auch vorher am Reigen Theil nehmen konnte. Wahrscheinlicher ist daher unter Skythes eine bestimmte Person, ein Partei- oder Spottname zu verstehen, zu dem dann der skythische Gebrauch des Haarscheerens zur Bezeichnung der Trauer mit treffender Ironie in Beziehung gesetzt wird. Übrigens war diese Sitte bei einem öffentlichen Unglück auch schon seit den ältesten Zeiten wirklich in Hellas heimisch. S. Beckers Charikles, Th. II, S. 200 ff.

führten Bundeskrieg sich anzuschließen (J. 505 v. Chr.). Während die Chalkidenser, deren Reihen die Exilirten von Megara verstärkt haben werden (daher auch V. 785 zu erklären), von Euböa aus Attika verwüsteten, und die Böoter die Nordgrenzen besetzt hielten, lagerte das Heer der Peloponnesier bei Eleusis. Da gaben die Korinthier, in denen das Schamgefühl über den ungerechten Krieg erwachte, durch ihren Abzug das Signal zum Zwist der spartanischen Könige, und zur Auflösung des ganzen Heeres. Nun wandten die Athener sich zuerst gegen die Böoter, schlugen sie auf's Haupt, setzten an demselben Tage nach Euböa über, eroberten die Insel (wo die Hafenstadt Kerinthos), vertheilten den Besitz der Aristokraten unter 4000 attische Kleruchen, und aus dem weinreichen lelantischen Gefilde wurden der Athene Tempelgüter geweiht. S. Herodot V, 77. Älian VI, 1. Natürlich mußte das, wie es scheint, streng oligarchische Regiment der ritterlichen Hippoboten unter Athens Botmäßigkeit der Demokratie weichen. Daher Theognis' Klage:

891—894.

Weh' mir, der Feigheit und Schmach! Kerinthos' Stadt ist gefallen,
Wüst der lelantischen Mark treffliches Rebengeländ;
In die Verbannung ziehen die Edeln, es herrschen die Schlechten;
Schlüge doch Zeus in den Grund Kypselos' ganzes Geschlecht!

V. 894. „Kypselos' Geschlecht" die Korinther, die schon von Haus aus dem Megarenser verhaßt, jetzt allein die ganze Schuld an der Niederlage des Aristokratenbundes trugen. Die bekannte Figur, mit der das ganze Volk nach einer (wenn auch nicht mehr bestehenden) Herrscherfamilie genannt wird, ist hier im Munde des Oligarchen nicht ohne treffenden Sarkasmus, da Kypselos durch den Demos gehoben und von der jetzt in Korinth herrschenden Adelspartei gestürzt war. Der Vorwurf, daß sie nicht die rechten Vollbürtigen sein, daß schlechtes Blut in ihren Adern fließe, konnte nicht kürzer und schneidender ausgedrückt werden. Noch schlagender endlich wird die hiesige Anwendung, wenn, was aus einem räthselhaften Epigramm c. bei Suidas (s. v. *Κυψελιδῶν ἀνάθημα.* Anthol. Gr. III, 189) hervorzugehn scheint, hier eine bei den Korinthern sprichwörtlich gewordene Fluchesformel auf die verbannte Dynastie zu Grunde liegt. — Die bisherigen etymologischen Erklärungsversuche sind frostiger, als um sie selbst dem Theognis zuzumuthen.

Ob Theognis von jenem Zuge überhaupt wieder nach Megara zurückkehrte, ob von da an das Verbannungsurtheil über ihn ausgesprochen ward, oder ob nur der Verlust seiner liegenden Gründe von daher datirte, lassen wir unentschieden. Die Klage an Kyrnos (V. 1197 ff.), die jedoch schwerlich in der Gnomologie gestanden hat, läßt beide Deutungen zu:

1197—1202.

Polypaïd', ich hörte die gellende Stimme des Vogels,
Welcher den Menschen die Zeit kündet, das Feld zu bebaun,
Und schwer traf der Gedanke das dunkele Herz in dem Busen,
Daß in Andrer Besitz wäre mein blühendes Land;
Daß mir kein Maulthier mehr am Krummholz zöge des Pfluges,
Wegen der Fahrt zur See, die mir von Herzen verhaßt.

* * *

Dagegen ist es nicht wohl möglich, mit den uns bekannten chronologischen Daten die liebliche sympotische Elegie (V. 757 ff.) zu vereinigen, die auch überdies nach ihrer ganzen lebensfrohen, am meisten an Xenophanes erinnernden Haltung der nüchternen und grämlichen Lebensansicht des Theognis durchaus zuwiderläuft, zumal da wir sie gerade in die letzten greisen Lebensjahre des Dichters setzen müßten. Mindestens würde die behagliche Stimmung, die froh am Genuß der Gegenwart sich labt, von Aufruhr und Parteihaß nichts weiß, und vom Krieg selbst nichts wissen will, nicht nur eine Beruhigung aller Kämpfe in Megara, sondern auch eine völlige Restauration der Oligarchen voraussetzen — eine Annahme, zu der wir keineswegs berechtigt sind. Der gedrückte, geächtete, beim Verlust seines Besitzes verzagende Theognis aber schrieb das nicht:

757—768.

Streck', o Zeus, der im Äther du thronst, die beschirmende Rechte
über die Stadt, daß sie stets bleibe vor Übel bewahrt;

1197. Der Kranich, der die Wintersaatzeit verkündigt. 1202. τῆς μάλα μισητῆς.

Und ihr anderen all, unsterbliche selige Götter!
Aber Apollon mag lenken den Mund und den Sinn.
Phorminx auch und Flöt' erschalle zu heiligem Liede!
Und wir, wenn wir zuerst Spenden den Göttern geweiht,
Wollen beim Trunk mit einander gefällige Worte dann plaudern,
Raum nicht geben der Furcht wegen des Medischen Kriegs.
So wohl ist es am besten: daß wir mit fröhlichem Herzen
Und von Bekümmerniß frei fröhlich verbringen die Zeit;
Daß wir in heiterem Spiel fern halten das böse Verhängniß,
Grausiges Alter und dich, Alles beschließender Tod.

* * *

Damit steht und fällt denn auch die Autorität des folgenden Gebetes, das, wie V. 776 anzudeuten scheint, wohl erst zu der Zeit des zweiten Perserkrieges, als Mardonios mit dem Heere in Hellas überwinterte, verfaßt sein dürfte. Seine specielle Beziehung auf Megara läßt sich nicht wegleugnen, und dieser Umstand war wohl der Grund, weshalb es zwischen den Versen des megarischen Dichters einen Platz fand. Denn Alkathoos, Pelops' Sohn, zu Liebe sollte Apollo mit ähnlichem Wunderklang seiner Cither die Mauern Megara's erhöht haben, wie Amphion die Thebanischen:

757—766.

Phöbos, o Herrscher, der selbst du Pelops' Sohn zu Gefallen,
Ihm, dem Alkathoos, einst thürmtest die Zinnen der Stadt:
Schütze du selbst nun auch vor dem frevelnden Heere der Meder
Unsere Veste, damit bald, wenn der Frühling genaht,
Dir mit Jubel das Volk darbringe die Festhekatomben,
Und sich am Citherspiel labend und frohem Gelag,
Kreis' um deinen Altär mit Päan-Chören und Jauchzen.
Wahrlich, ich fürchte mich sehr, seh' ich den thörichten Sinn,
Seh' ich den völkerverderbenden Zwist des hellenischen Volkes:
Wolleſt du, Phöbos, darum gnädig bewahren die Stadt.

* * *

Über den Verfasser der trefflichen Verse wagen wir keine bestimmte Vermuthung auszusprechen; aber wir erinnern daran, daß

Simonides, damals wahrscheinlich im Peloponnes verweilend, gerade die Wechselfälle des Perserkrieges vielfach durch seine elegische Muse verherrlicht, und mancher Stadt und Gemeinde willfährig seinen Dichtermund zu Gebet und zum Preis der Götter geliehen hat.

Dagegen tragen wir nach allem bisher Gesagten kein Bedenken, die unter V. 973 u. 983 ff. eingeschalteten Bruchstücke ohne weiteres dem Mimnermos zu vindiciren:

973—978.

Wer von den Sterblichen erst, vom Schooß umfangen der Erde,
Stieg zu des Erebos Nacht und in Persephone's Haus:
Nicht an der Leier ergötzt er sich mehr und den Tönen der Flöte
Nicht Dionysos' Geschenk schwingt er sich zu im Pokal.
Da ich das sehe, so will ich mein Herz auch laben, so lange
Noch sich reget das Knie, und mir nicht zittert der Kopf.

983—988.

Laßt in Festesgelagen das liebe Gemüth uns ergötzen,
Weil noch die liebliche Zeit heiteren Sinns es erlaubt;
Denn rasch, wie ein Gedanke, verschwindet die reizende Jugend,
Und nicht schneller im Lauf stürzen die Rosse dahin,
Die mit dem Herrn zum Männergefecht, dem Lanzenumsausten
Stürmen von dannen, sich froh tummelnd im weiten Gefild.

Hiezu füge man V. 567—570. 1007—1011. 1063 ff. 1069 f. Charaktere wie die des Theognis und Mimnermos konnten zu keiner Zeit ihre Rollen so vertauschen; wer so, wie diese, in Lebensgenuß aufgegangen, von jeder politischen Bewegung abstrahirte, konnte niemals ganz von Partei-Interessen beherrscht und durchdrungen, als excentrischer Stimmführer und Märtyrer einer Faction auftreten, wie Theognis. Solche Früchte aber müßten schon im grünen Holze vorgebildet sein, solche Gesinnung schon den Kern des Jünglingsherzens bilden; die Dichtkunst aber, vor allem die elegische, die es eben mit des Menschen Kern zu thun hat, könnte bei ihm nimmermehr jede Spur seiner eigensten Anschauung verleugnen, und sich der praktischen Lebensrichtung

gänzlich fremd und abhold erweisen, wie diese mimnermischen Verse. Andre Gründe siehe unten zum Schluß über die *Μοῦσα παιδική*. — Ferner zwingen uns eben so die deutlichsten localen Beziehungen, als die poetische Färbung das Bruchstück einer sympotischen Elegie, dessen Aufnahme in die Sammlung durch die umstehenden Verse hinlänglich erklärt wird, als dem Theognis fremd zu erklären:

879—884.

Trinke den Wein, den mir von Taygetos' ragendem Gipfel
Sandten die Reben, die dort einst Theotimos der Greis
In des Gebirgs Thalgründen gepflanzt, der, ein Liebling der Götter,
Aus dem Platanengehölz lenkte den kühlenden Quell.
Trinke davon, und du wirst die bedrängenden Sorgen zerstreuen,
In dem Panzer wird dir leichter um Vieles das Herz.

Mag Theotimos ein Meier des Dichters (wie Weber annimmt), mag er sein Vorfahr, oder überhaupt der frühere Eigenthümer des Rebengeländes gewesen sein, immer bleibt es durchaus unerklärlich, wie Theognis in Lakonien Weinberge besitzen und Gastmahle hätte geben können. Denken wir dagegen an die Beiträge, welche unsre Sammlung dem Tyrtäos verdankt (wir rechnen dazu auch unbedenklich V. 865 ff.), und erinnern wir uns der Thatsache, daß auch die Sparter mäßige Gelage liebten, und gern durch Trunk und heiteres Gespräch sich zum Gefechte vorbereiteten [1]), so wird es gewiß nicht unwahrscheinlich, daß auch der Schilderung solcher Sitte in den geharnischten Elegieen des spartanischen Sängers ein Platz gestattet war. Alsdann gewänne aber auch das sympotische Fragment V. 997 seine Bedeutung und Stellung:

997—1002.

Aber sobald in der Luft sein Gespann starkhufiger Rosse
Helios lenkt, und der Welt kündet die Hälfte des Tags,
Laßt uns enden das Mahl, da, wie ihm im Herzen gelüstet,
Jeder von mancherlei Gut reichlich dem Magen bescheert;

1) Vgl. das oben bei Gelegenheit des Vortrags Tyrtäischer Kriegselegieen Erwähnte. Ion. Fragm. 2 und vor allem Kritias Fragm. 2, 16.

Trage den Waschkrug dann hinaus und bringe die Kränze,
Reizend, in zierlicher Hand, rasch die lakonische Maid.

* * *

Denn wiewohl an sich nichts darin gegen die Autorität des Theognis spricht (sein vorübergehender Aufenthalt in Sparta ist ja bekannt), und wiewohl auch Athenäus (VII. S. 310) diese Verse als Theognideisch citirt, so kann einestheils bei der Ungewißheit, was damals der Name Theognis bedeutete, nicht besonderes Gewicht auf diese Autorität gelegt werden; anderntheils fügen sie sich zu natürlich mit dem obigen Bruchstück zu einer Elegie, in welcher sie dann kurz vor jenen gestanden haben würden. — Über die Anordnung des Bankets nach der Mahlzeit s. oben zu Xenophanes 1. und weiter unten Ion. Fragm. 1. — Entscheidet man sich für diese Conjectur, und erkennt man die Situation als ein Festmahl vor der Schlacht, so fällt das Anstößige der Zeit (vor Mittag) weg, die gegen den gewöhnlichen Gebrauch der Hellenen streitet. Indessen wird uns von den spartanischen Mahlzeiten zu wenig und zu Widersprechendes berichtet, als daß wir die Möglichkeit andrer Beziehungen leugnen könnten. Jahreszeit und festliche Gelegenheiten konnten ebenfalls über die Speisestunde entscheiden. Unbegreiflich ist es auf jeden Fall, wie man darin eine parodische Verspottung megarischer Sitte hat sehen wollen. Leichtlich möchte sich dann auch hier der Trinkspruch anschließen:

1087—1090.

Kastor, und Du, Polydeukes, die ihr im heiligen Sparta
An des Eurotas schön rieselnden Strömungen wohnt:
Sinn' ich jemals Böses dem Freund, so treff' es mich selber;
Doch sinnt jener es mir, treff' es ihn doppelt so groß!

wiewohl es allerdings gewagt wäre, ihn um der bloßen Erwähnung der Dioskuren willen dem Theognis abzusprechen.

Am räthselhaftesten bleiben die hin und wieder durch die Sammlung zerstreuten erotischen Fragmente, aus denen Einige (nach Passow) am liebsten einen Liebesroman zusammensetzen möchten, »der auf eine anziehende Weise in die Standesverhältnisse eingreift,

und zwar auf eine ganz andere Weise, als man es gewohnt ist, indem das Mädchen hier die Rolle übernommen hat, die Standesehre behaupten zu wollen; nicht stolze und tyrannische Ältern.« Und allerdings können wir für einige Fragmente keine passendere Deutung finden, wenn anders wir ihr Vorhandensein in der Sammlung erklären wollen. So das Folgende:

261 — 266.

Nicht mehr trink' ich des Weins, seitdem beim zierlichen Mägdlein
Herrschet ein anderer Mann, schlechter um Vieles als ich.
Frostiges Wasser mit ihr zusammen nun trinken die Ältern,
Denen sie's schöpft und trägt und um mich weinet dabei:
Da mit dem Arm umschlang ich die Maid um die Hüften, und küßte
Sie auf den Nacken; doch sie redete lispelnd zu mir.

Vgl. 579 ff. 861 ff. Vielleicht, daß solche Stücke der ersten Jugendzeit des Dichters und dem Beginn der politischen Bewegungen angehörten. Wenigstens ist es ein gefährliches Wagniß, alle solche Stellen als Parodieen, oder in der frostig allegorischen Erklärungsweise des Hohenliedes deuten zu wollen; wiewohl einige Stücke in der That eine solche Exegese erzwingen. In diesem Sinne haben wir die folgenden Verse zu übersetzen gewagt:

1211 — 1216.

Scherze mir nicht leichtsinnig und spotte der theueren Ältern,
Goldkind; Knechtschaft ist doch nur dein trauriges Loos.
Zwar uns traf, o Weib, viel anderes Übel, dieweil wir
Fliehn aus dem Lande. Doch nicht drückt uns der Dienstbarkeit Joch,
Nicht verkaufen sie uns; auch wir noch haben ein feines
Städtlein: es lehnt abwärts an den lethäischen Strand.

Die Allegorie und das Räthsel liegen in der That der Gnomenpoesie nahe genug, und Niemand vergreift sich darin leichter, als wen dichterische Impotenz verleitet, seiner Prosa einen statt-

---

262. κρατέει st. κατέχει 261. Οἴσθ' st. Ἴσθ'

1211. Goldkind: die durch den Raub der Proscribirten bereicherten Parvenü's, welche der edlen Herkunft spotten, doch den Launen des Demos verkauft sind. Das feine Städtlein am Strand der Lethe ist des Hades Behausung: der Tod.

lichen Puppenmantel umzuwerfen. Überdies gaben die Räthsel, wie bekannt, eine den Skolien verwandte Unterhaltung beim Wein ab.

Schließlich geben wir einige der hervorstechendsten und zierlichsten Stücke aus der erotischen Sammlung, welche offenbar theils durch die eben erwähnten Fragmente, theils durch parodische Anklänge an Theognis' Ausdruck, durch den V. 1353 eingeschwärzten Namen des Kyrnos, endlich durch den des Simonides (1350) herbeigezogen und in den Mutinensis aufgenommen sind.

1267—1270.

Knab' und Pferd hat einerlei Sinn: denn weder das Pferd wird
Weinen, sobald in den Staub fällt sein Gebieter hinab;
Sondern es trägt den folgenden Mann von Gerste gesättigt:
So wird der Knabe den Mann lieben, der grade zur Hand. —

1249—1252.

Knabe, du gingst mir durch, nachdem du mit Gerste gesättigt,
Doch jetzt kommst du zurück wieder zu unserem Stall,
Da nach dem freundlichen Herrn dich verlangt und der lieblichen Wiese
Und nach dem kühligen Quell, und nach dem schattigen Hain.

1259—1262.

Knabe, du bist zwar schön von Gestalt; allein auf das Haupt ist
Dir ein gewaltiger Kranz thörichten Sinnes gelegt.
Denn dein Herz hat die Art des rasch sich wendenden Weihen,
Da du nur immer dem Wort anderer Menschen gehorchst.

1283—1294.

Thu mir nicht Unrecht, Knabe, noch wünscht' ich wohl, dir von Herzen
Lieb zu werden — nur dies merke mit freundlichem Sinn:
Sicherlich wirst du durch List nicht entgehn mir, noch mich betrügen
— Siegst du auch jetzt vielleicht, kommt doch das Schlimmste noch nach —
Sondern, wiewohl du fliehst, doch treff' ich dich, wie nach der Sage
Jasos' Tochter vordem, sie, die iasische Maid,
Reif, in der Fülle der Jugend, das Hochzeitbett doch verschmähend,
Floh, und vergebliche That sich zu vollbringen vermaß:

1287. Atalante, des Arkaderfürsten Jasios Tochter, dem keuschen Jägerdienst der Artemis geweiht, ward zuletzt durch die ausharrende Liebe des Milanion besiegt; nach einer Verwechselung mit der gleichnamigen Tochter des Schöneus, durch die vielberühmte List der goldnen Äpfel beim Wettlauf.

Weit von dem Hause des Vaters entfernt, Atalante die Blonde,
Über die ragenden Höhn zog sie der Berge dahin,
Fliehend den lockenden Ehegenoß und der goldenen Kypris
Gaben, die doch sie zuletzt schmeckte, so spröde sie that.

1345—1350.

Knaben zu lieben ist süß, da einst ja für Ganymedes
Selbst der Kronid' entbrannt, er, der Unsterblichen Herr.
Und er entführt ihn, und trug ihn empor zum Olymp und erhob ihn
Dort zum Gott, den stets liebliche Jugend umblüht.
Also wundre dich nicht, Simonides, wenn durch des schönen
Knaben Gestalt du auch mich siehest von Liebe besiegt.

1371—1374.

Schön zwar bist du, doch bringt dich der Freunde Gemeinheit mit schlechten
Männern in Umgang; drum erntest du Tadel und Schimpf,
Knabe: doch ich, den es schmerzt, daß du mir versagtest die Freundschaft,
Nützte dir, da ich nur stets that, wie dem Freien geziemt.

1386—1389.

Kyprosentsprossne Kytheris, dir gab, listspinnende Göttin,
Zeus zum Ehrengeschenk diese gewaltige Macht,
Daß den bedachtsamen Geist du der Menschen bewältigst, und Keiner
Stark ist und weise genug, Göttin, um dir zu entfliehn.

Das durchaus väterliche und in echt dorischer Weise reine Verhältniß des Theognis zu Kyrnos verstattet nicht die Annahme, daß derselbe Dichter in seiner Jugendzeit, in welcher dorische Sitte offenbar in ungemischterer Strenge zu Megara galt, diese Verirrungen des hellenischen Schönheitsinnes durch seine später doch so ernste Muse gefeiert hätte. Auch wäre es in der That unbegreiflich, wie Theognis' im Alterthum so viel genannter und hoch gefeierter Name niemals, weder im Guten noch Bösen, mit erotischer Poesie in Verbindung gesetzt wird, selbst nicht von dem Kirchenvater Cyrillus (a. a. O.), der gewiß dies Argument, unendlich wichtiger als die beigebrachten, nicht ausgelassen haben würde, um ihn desto gründlicher zu verketzern. V. 993 ff. aber, das Einzige, was der Lästermund Athenäus in Bezug auf unsern Dichter ausfindig gemacht hat, bietet auch nicht einmal den Schein solchen Verdachtes:

993—996.

Gält' es darum, Akademos, ein liebliches Liedchen zu singen,
Stünd' ein Knabe dabei blühend, in holder Gestalt,
Dir und mir zum Preis, wer da siegt in Geistesgewandtheit,
Würdest du sehn, wie schlecht Esel vor Pferden bestehn.

* * *

Unmittelbar an Theognis schließt sich in Denk- und Ausdrucksweise sein Zeitgenoß, der milesische Philosoph Phokylides an, von dessen in elegischem Maße geschriebenen Gnomen wir vielleicht, ohne es zu wissen, mehr besitzen, als die wenigen hier folgenden Reste. Denn wir haben alle Ursach zu vermuthen, daß Manches, was wir jetzt unter Theognis' Namen lesen, ihm angehört; so nahe verwandt sind beide.

1.

Schelmengezücht sind die Lerier, nicht nur dieser, doch der nicht:
Alle, nur Prokles nicht, wär' er ein Lerier nicht.

2.

Stets aufrichtig als Freund erkenn' ich im Freunde den Freund an;
Aber den Schlechten gesammt kehre den Rücken ich zu.

3.

Heuchlerisch schmeichl' ich Keinem; doch wen einmal ich verehre,
Lieb' ich zuletzt noch so, wie ich zuerst ihn geliebt.

* * *

Die in Hexameter gefaßten Sprüche waren vor dieser Gefahr eben so wohl durch das Metrum geschützt, als durch den bei ihnen, wie es scheint, durchgängigen Zusatz: »dies von Phokylides auch« — welcher lebhaft an den Schlußreim des Meistersängers erinnert: »spricht Hans Sachs«. Denn auch sonst läßt die Gnomenpoesie mit der Dichtkunst des sterbenden Mittelalters manche interessante

---

996 Pferden, im Text ἡμίονοι. Maulthiere litt der Vers nicht; das sonst nicht anstößige: Mäuler, brachte hier, wo von Gesang die Rede ist, doch einen gar zu wunderlichen Doppelsinn hervor. Phokylid Fragm. 1 Die historischen Beziehungen, welche die Neckerei gegen die Lerier veranlaßt haben, sind unbekannt. Der Vorsatz: Καὶ τόδε Φωκυλίδου mußte aufgegeben werden, wenn der deutsche Ausdruck einigermaßen erträglich bleiben sollte.

Parallelen zu, auf die wir hier nur hingewiesen haben wollen. Es kann nicht auffallen, daß, als zum zweiten Mal und für immer die Muse von Hellas Abschied nahm, in den düstern und geschmacklosen Zeiten der spätern Römerherrschaft und der Byzantiner die Neigung für solche versificirte Sentenzen aufs Neue an die Tagesordnung kam. Dieser Zeit verdanken wir das halbchristliche Machwerk der unter Phokylides' Namen gehenden Spruchsammlung von 230 Hexametern, die in ihrer äußersten Nacktheit dennoch nicht in dem Grade von den schulmeisterlichen Mahnungen des wirklichen Phokylides und Theognis sich unterscheiden, um nicht in einzelnen Versen wenigstens täuschen zu können.

Aus denselben Gründen, welche uns Phokylides' Betheiligung an der Theognideischen Sammlung wahrscheinlich machen, dürfen wir von vornherein etwas Ähnliches von Euenos dem Parier vermuthen. Euenos, von andern jüngern Dichtern desselben Namens zu unterscheiden, gehört zwar einer viel späteren Zeit an. Er blühte um die 82ste Olympiade (Euseb. Ol. 82, 3.) und wird nach einer mißverstandenen, wohl ironisch gemeinten Stelle Platon's (Phädon S. 60. D.) von Spätern für den Lehrer des Sokrates in der Musik ausgegeben. S. Max. Tyr. Diss. XXXVIII, 4. p. 225. Er gehört aber seiner ganzen Richtung nach durchaus mit Theognis und Phokylides zusammen. Gemeinplätze, wie diese:

(2.)

Nicht der verächtlichste Theil der Weisheit, glaub' ich, ist dieses:
Daß man, wie von Natur Jeder gesonnen, erkennt.

(3.)

Außer der Klugheit Muth zu haben, das bringet dir Nutzen,
Ohne das schadet sie oft, da sie nur Feigheit erzeugt.

(4.)

Oftmals schon hat der Zorn das Gemüth enthüllet des Menschen,
Schlimmer als Wahnsinn selbst, wenn er's auch noch so versteckt.

solche Gemeinplätze sehen den uns schon bekannten so ähnlich, wie ein Ei dem anderen: und wenn dergleichen sich unter die Theogniden verirrt haben, so dürfte es wohl keinem Scharfsinn

möglich sein, sie aus diesem Haufen herauszufinden. Selbst das längere Stück bei Athenäus (IX, p. 367. E.) würde sich ganz gut in jener Gesellschaft ausnehmen, und hätte es dort Platz gefunden, bei Niemandem Bedenken erregen:

(1.)

Viele wohl haben die Art bei jeglichem Dinge zu streiten;
Doch zu streiten mit Fug haben nicht viele die Art.
Und da genügt bei Solchen das Sprichwort, eins von den alten:
Bleibe dein Glauben für dich, aber der meine für mich.
Doch die Verständ'gen gewinnt man bald durch schickliche Worte,
Da am leicht'sten ihr Sinn sich der Belehrung erschließt.

Übrigens bleibt es diesmal nicht bei der bloßen Vermuthung, Das Bruchstück einer sympotischen Elegie, welches wirklich bei Theognis gelesen wird (V. 467. ff.) ist auf Aristoteles' und Plutarch's Autorität in der That dem Euenos zuzuweisen. Wir haben nicht angestanden, damit V. 493 — 496 in Verbindung zu setzen:

(Theogn. 467 — 474. 493 — 496.)

Halte mir Keinen bei uns zurück, will selbst er nicht bleiben,
Keinen auch, will er nicht gehn, weise zum Hause hinaus,
Wecke mir keinen, der schläft, Simonides, wen von uns etwa,
Da er sich Eins antrank, sänftlich der Schlummer berückt;
Heiße den Wachenden auch nicht schlafen, wenn selbst er nicht Lust hat;
Jedes gezwungene Ding bringet Verdruß von Natur.
Doch, wer zu trinken begehrt, zu dem tritt und kredenze den Wein ihm:
Denn nicht jegliche Nacht bringt so behagliche Lust.

* * *

Aber ihr bleibt bei dem Becher, und redet vernünftige Worte,
Und von Hader und Streit haltet einander euch fern!
Sprecht, daß Jeder es hört, zu Einem sowohl als zu Allen,
Dann wird Anmuth nicht fehlen dem Zechergelag.

Übrigens betreten wir mit dem Beginn des fünften Jahrhunderts, mit den Perserkriegen und der eben so kräftigen als reinen und edeln Regeneration des hellenischen Volkes (im Innern

der einzelnen Staaten nicht minder, als in ihrer Gesammtheit) eine Periode, für deren reiches, jeder Gestalt des Schönen geöffnetes Leben keineswegs, wie bisher eine Dichtungsart als vorzugsweise poetischer Ausdruck genügen konnte: am wenigsten die Elegie. Der herrliche Aufschwung der homerischen Zeit, der gleich in dem nächsten Jahrhundert gebrochen und gestört ward, war zuletzt in ein beängstigendes Brüten der Reflexion verlaufen. Jetzt sehen wir die rasche That Schlag auf Schlag, mit geflügeltem Schritt, zu den herrlichsten Erfolgen eilen. Das Drama des Lebens verlangte und gebar das Drama auch auf den Brettern, die das Leben und die Welt bedeuten. Aber der Kampf entbrannte nicht mehr in geschlossenen Massen, sondern in beweglich gegliederten Reihen. Jedes Herz nahm mit Bewußtsein seinen eigenthümlichen, durch die Person unendlich modificirten Antheil daran. Die Lyrik erblühte in den mannigfaltigsten Gestalten.

So ward denn die Elegie, und nicht zu ihrem Schaden, von allen den Gebieten zurückgedrängt, deren Grenzen jetzt klarer und bewußter gezogen auch äußerlich in neuen Kunstformen sich ausprägen mußten. Das öffentliche Leben, welches sie zuletzt nur noch wegen der allgemeinen poetischen Verödung vorzugsweise behauptet, schon nicht mehr beherrscht hatte, entzog sich ihr bis auf den ihr niemals streitig gemachten Bereich des Trauergesanges, und das neu hinzukommende, sogleich näher zu betrachtende Epigramm. Dagegen blieb ihr eigenstes Terrain die gemüthliche Darstellung des Privatlebens und der schönen Geselligkeit. Und in diesen natürlichen Grenzen konnte sie, ungestört von fremdartigen Einflüssen, die ihr eigenthümlichen Schönheiten um so energischer und inniger entwickeln, als das Bedürfniß und die gesteigerte Kunst eines drastischen Ausdrucks auch hier sich wirksam zeigen mußte. Der Mythus zwar und die gelehrte Reminiscenz (welche Elemente nachmals bei den Alexandrinern bis zur Caricatur in der Elegie herrschend wurden) hielt in dieser schönsten Periode der hellenischen Geschichte und Literatur ein gesunder Takt von

ihr zurück. Das verfeinerte Leben der Gegenwart bot ja das bunteste Material, aus dem sie sich bereichern konnte. Dagegen wird die Metapher, welche der schlichten Darstellung des Epos fast fremd ist, und die in der elegischen Gattung uns bisher nur in einzelnen Fällen begegnete, jetzt mit einer bis dahin unbekannten Fülle und Kühnheit ausgebreitet: ein Vorzug des Ausdrucks, der hie und da selbst nahe an den Tadel der Üppigkeit und Überschwenglichkeit streift.

Natürlich konnte auch zweitens die Elegie in so engen Grenzen noch weniger, als früher, das ganze Leben eines Mannes ausfüllen oder auch nur vorzugsweise in Anspruch nehmen. Wir begegnen fortan keinem Dichter mehr, der uns schlechthin als Elegiker genannt würde. Vielmehr erscheint neben andern Kunstübungen, oft bei ganz fremdartigen Lebensrichtungen, die Elegie stets mehr und mehr als Parergon beschaulicher Mußestunden. Daß diese Unterordnung weder auf eine Verkennung noch Beeinträchtigung ihres Werthes schließen lassen dürfe, sondern, daß sie unter den Umständen eine natürliche, und darum für die innere Durchbildung der Kunstform ersprießliche war, liegt schon in dem Obigen angedeutet. Und was sie auf der einen Seite an Terrain einbüßte, das gewann sie andrerseits durch das gesteigerte Bedürfniß aller derer, welche Musenkunst übten, von Zeit zu Zeit wenigstens auch die engern Kreise der Wirklichkeit ihres individuellen Lebens durch poetische Reflexion zu verklären. Die unter den Lyrikern und Tragikern hochgefeierten Namen sehen wir in Verbindung gesetzt mit den leider auch hier nur spärlichen Resten der elegischen Poesie, und es kann nicht fehlen, daß ein Hauch des Geistes, welcher die höchsten Meisterwerke der hellenischen Dichtkunst beseelt, auch noch aus dieser immerhin untergeordneten Gattung uns anwehen muß. Brachten doch jene Männer schon die technische Fertigkeit und die gewandteste Handhabung ihrer reichen poetischen Mittel, welche sie dort in untadliger Vollendung zu entfalten gelernt hatten, auch mit an

die Elegie heran. Aber nicht nur Lyriker und Tragiker, auch Philosophen, Redner und Staatsmänner opfern den Musen und Grazien auf diesem bescheidenen Hausaltar. Denn etwas Poesie mußte wahrlich Jeder, der einigermaßen auf der Höhe seiner Zeit stand, aus der durch und durch mit Schönheit geschwängerten Atmosphäre von Hellas unwillkürlich mit einsaugen. Und mochten solche anspruchslose Conceptionen des Augenblicks nur in behaglicher Breite ausgesponnen oder in epigrammatischer Kürze gefesselt werden: das elegische Distichon war stets die solchen Zwecken entsprechendste Form.

Es ergiebt sich hieraus, daß wir von hieran bis zu der völlig neuen und eigenthümlichen Gestaltung der Elegie unter den Alexandrinern darauf verzichten müssen, auf die Lebensverhältnisse der einzelnen Dichter einzugehen, aus deren Nachlaß wir hieher gehörige Proben mitzutheilen uns anschicken. Es können die letztern vielmehr nur als ein Beitrag zu der schon aus andern, bedeutenderen Sphären gewonnenen Erkenntniß der betreffenden Persönlichkeiten gelten. Und auf diese kurz hinzudeuten, muß demnach genügen. Nur der erste und bedeutendste Gewährsmann dieser Periode, Simonides, bei dem, wie billig, der Name des Elegikers neben dem des Lyrikers noch ziemlich gewichtig in die Wagschale fällt, kann in gewisser Hinsicht noch auf eine Ausnahme Anspruch machen. Denn sein Ruhm auch in dieser Gattung ist eng verflochten mit den großen historischen Ereignissen seiner Zeit und dem Freiheitskampf gegen die Perser. Zwar fällt seine Geburt noch in die Zeit der Tyrannis (Ol. 53, 2. oder 4. J. 557 oder 558 v. Chr.), und er suchte und fand bei den Zwingherrn Athens ebenso, wie später bei den Dynasten Thessaliens, dem gewaltthätigen Sparterkönig Pausanias, und dem milderen Herrscher von Syrakus, Hieron, höfische Gunst und Auszeichnung. Aber die wunderbare vielgestaltige Geschmeidigkeit seines Geistes, in welcher er selbst den Archilochos weit übertrifft, läßt ihn aus diesen dem wahren Dichter oft so verhängnißvollen Regionen der

Hofluft stets unversehrt und frisch entkommen. In jedem Nerv ein Dichter, besitzt er in vollendetem Maße jene Welt- und Selbstvergessenheit, vermöge deren er vollkommen in dem einmal erfaßten Objecte aufgeht, und in wechselseitiger Durchdringung, mit dem neuen Stoffe, bereichert sich im Gedichte wiederfindet. Diese zu jeder Zeit poetische Disposition, welche nicht erst auf die gebietende Stunde oder ein gewaltiges Ereigniß warten muß, sondern die der bloßen Anregung des eigenen Willens bedarf, um den Dingen ihre poetische Seite abzugewinnen, und sofort sich rücksichtslos und unbefangen dafür zu begeistern: diese seltene Gabe allein macht es erklärlich, wie die fast durchgängig besoldete, oder recht eigentlich gemiethete Muse des keïschen Dichters dennoch überall den Ausdruck des freiesten Ergusses poetischer Empfindung trägt. Darum suchten mit gleichem Eifer Tyrannen und Freie, Jonier und Dorier, Staaten und Private von seiner Kunst Verherrlichung; darum verweilen wir nicht bei den Vorwürfen schnöder Gewinnsucht, von der ihn schon das Alterthum nicht freisprach; wir versagen ihm auch dann noch nicht die vollste Theilnahme, wenn er, statt wie sonst den Tod der Edelsten für das Vaterland zu preisen, auch einmal die Maulthiere eines Olympioniken für schweres Gold als »die Töchter der sturmfüßigen Rosse« begrüßt. (Aristot. Rhetor. III, 2. Heraklid. Pontik. Polit. 25. Athen. I, S. 3. E.) Natürlich wird die stets gewärtige Stimmung, wenn ihr kein bestellter Stoff von außen geboten wurde, auch bei ihm das Bedürfniß erregt haben, ihn zu schaffen, und aus solchem Bedürfnisse sind ohne Zweifel die Verse entsprungen, die so lebhaft an Mimnermos' Weise erinnern:

(85.)

Keinerlei Ding bei den Sterblichen mag für die Ewigkeit dauern,
Und am herrlichsten sprach dieses der Chiische Mann:
»So wie der Blätter Geschlecht, so ist das Geschlecht auch der Männer.«

85, 3. Homer Il. III, 146.

Wenige Menschen jedoch, die mit dem Ohr es gehört,
Pflanzten es ein in die Brust; denn Hoffnung heget ein Jeder,
Und in der Jünglinge Herz ist von Natur sie gelegt;
Ja so lange der Mensch noch in lieblicher Jugend erblühet,
Mit leichtfertigem Muth sinnt er Vergebliches oft.
Denn nicht denkt er daran zu altern oder zu sterben;
Noch, so lang' er gesund, kümmert um Krankheit er sich.
Thörichte, denen dahin das Gemüth steht, daß sie nicht wissen,
Wie so wenige Zeit Jugend und Leben nur währt
Hier bei den Menschen. Du merk' es dir wohl und am Ziele des Lebens
Duld' und labe dein Herz gern am erworbenen Gut.

Möglich jedoch, daß auch sie in einer threnetischen Elegie standen, wie deren mehr von Simonides für Einzelne sowohl als im Auftrage von Gemeinden verfaßt sind (S. Fragm. 83 — 91. Bergk.). Von ersterer Art mag hier das doppelte Fragment stehen, das, in der palatinischen Anthologie in zwei Epigramme zerrissen, richtig von Franke als einem umfangreicheren Gedicht angehörig erkannt ist. Die Situation des letzten Theiles ist an sich klar.

Weh, schwerlastende Krankheit, warum mißgönnst du der Menschen
Seelen, daß ewig im Reiz lieblicher Jugend sie blühn?
Die um des Lebens Genuß du auch den Timarchos beraubt hast,
Eh' er, der Jüngling, noch schaute sein jugendlich Weib.

— — —

Damals sagte Timarch — ihn umschlang mit den Armen der Vater —
Und aushaucht' er den Geist lieblicher Jugend dabei:
O, Timanor's Sohn, nie wirst du des Kindes vergessen;
Wenn sein treffliches Herz, seinen Verstand du vermißt.

Unendlich berühmter jedoch sind die Gedichte, welche sich an jene herrlichsten Kämpfe knüpfen, welche jemals von Menschen durchfochten wurden: Kämpfe, deren Niederlagen noch glorreich, wie die herrlichsten Siege waren. Wir können hier nur, mit Übergehung der melischen Lobgesänge auf die Schlachten bei Salamis und Artemision[1]), und auf die bei Thermopylä Gefallenen, der elegischen

1) Letztern rechnet Ulrici (a. a. O. S. 513.) merkwürdiger Weise trotz der Fragmente bei Priscian (de metris p. 1328. l. 2. Bergk.) zu den Elegien.

Reste erwähnen, von denen der erstere einem Gedicht auf die bei Marathon Gebliebenen angehört:

(83.)

Willst du mich ehren, o Tochter des Zeus? ich vor allen das beste
Volk der Athener allein habe vollendet das Werk.

Es war ein Preisgedicht, und »die Zartheit des elegischen Schmerzgefühls [1])« in demselben ward in dem Maße von dem atheniſchen Volk gewürdigt, daß es aus diesem Grunde dem Simonides den Preis vor dem gefeierten Mitbewerber Äſchylus zuerkannte. Offenbar also war die Haltung der Elegie threnetiſch. Aber es war ohne Zweifel ein Klagegesang, in dem die Trauer nicht durch zweideutigen Troſt beſchwichtigt, ſondern durch Waffenklang und Siegsjubel laut übertönt ward. Wir haben allen Grund eine gleiche Färbung bei der Elegie auf die *platäiſche* Schlacht anzunehmen. Denn *Kallinos'* und *Tyrtäos'* Elegien damit zu vergleichen (wie Ulrici thut), verbietet ſchon der Umſtand, daß hier der *Lobgeſang* auf eine *vollendete* That, dort die Ermahnung und Ermunterung zu *künftigen*, den eigentlichen Inhalt bildet. Dagegen ſcheint ſich allerdings der Dichter freier in dieſem Gedichte bewegt und, wenn wir das erhaltene Bruchſtück richtig verſtehen, zu Gunſten der Korinther, deren thätige Theilnahme an jener Schlacht von Herodot (IX, 69.) geleugnet wird, auf eine Art Polemik ſich eingelaſſen zu haben.

(84.)

Doch in der Mitte des Heers, die im quelligen Ephyra wohnen,
Kundige Männer fürwahr jeglicher Tugend des Kriegs;
Und, die in Glaukos' Stadt, der korinthiſchen Veſte gebieten,

---

83, 1. *Εἰ δ' ἄρα, τίμησαι.*

[1]) *ἡ περὶ τὸ συμπαθὲς λεπτότης.* Auctor. Vit. Aeschyl. ap. Dindf. p. XIV. Allerdings ſpricht der Biograph nur von einem *ἐλεγεῖον*. Aber daß er dies Wort *generell* von einer wirklichen *Elegie* verſtanden haben muß, lehrt der Anblick des wirklich auf uns gekommenen *Epigramms* auf die Marathonſchlacht (Frgmt. 93), für welches das Prädicat durchaus nicht paßt —

84, 1. *in der Mitte.* Dies war nach Simonides die Stellung der Korinther während der Schlacht. Wir haben eben ſo wenig Urſach, an den klei-

Haben zum Zeugniß des Kampfs bessere Bürgen erwählt,
Als das kostbare Gold: das Gold im Äther, das ihren
So wie der Ahnherrn Ruhm weithin verherrlichen wird.
Denn der vortrefflichste Zeug' ist das Gold, das glänzet im Äther.

Uns scheint der einzig mögliche Sinn der Stelle, mit welcher Bergk ganz richtig den früher an einem andern Orte gelesenen letzten Hexameter verbindet, dieser: Simonides hatte des Dreifußes gedacht, welcher aus den erbeuteten Goldgeräthen der Perser zum Gedächtniß der platäischen Schlacht zu Delphi von den Siegern geweiht ward, und welcher durch die prahlende Inschrift des Pausanias (ebenfalls von Simonides verfaßt) eine so verhängnißvolle Berühmtheit erlangt hat. S. Thucyd. I, 134. Pausan. III, 8, 1. Plutarch. De Herod. malign. C. 24. Nepos Pausan. 1. Mag nun diese Elegie ehe gedichtet sein, als die Lakedämonier auf Andringen der Verbündeten die Inschrift vertilgen, und an deren Stelle die Namen der siegreichen Städte setzen ließen, oder mag, was trotz der gegentheiligen Andeutung Plutarch's (a. a. O.) wahrscheinlicher ist, (vgl. Thucyd. a. a. O. ἐξεκόλαψαν εὐθύς τότε) der Name der Korinther nicht auf dem Weihgeschenke unter den übrigen Städten genannt sein: Simonides verwahrt die Korinther gegen den Verdacht, der gemeinsamen Sache der Hellenen untreu gewesen zu sein, indem er die Sonne, das edelste Gold im Äther, zum Zeugen anruft, wie tapfer auch sie gekämpft hätten. Wenn wir hiemit die Notiz bei Herodot verknüpfen, daß mehre der Staaten, welche nicht

---

nen Flecken Ephyra bei Sikyon zu denken, als wegen des „Quellenreichthums" mit Weber anzunehmen, daß in V. 1. die Landschaft um Korinth gemeint sei. Vielmehr scheint uns aus Strabo VIII, 3. S. 338. im Vergleich mit Paus. II, 1, 1 hervorzugehn, daß der alte Name von Korinth: Ephyra nachmals für einen Stadttheil, die Altstadt, festgehalten wurde. Dann dürfte auf die obere Stadt (mit dem eigentlichen Akrokorinth) die Sage von der späteren Colonisation durch Glaukos, den Sohn des Sisyphos, zu beziehen sein, welche außer an diesem Orte nur an einer sehr verdorbenen Stelle des Stephan. Byzant. s. v. Ἔφυρα erwähnt wird. Übrigens wird gerade von der Stadt Korinth der Quellenreichthum gerühmt. S. Strabo VIII, 6. z. Ende u. das. Euripid.

mit zu dem Gefecht gekommen waren, dennoch, um die Nachwelt zu täuschen, auf dem Schlachtfelde Kenotaphien für ihre angeblich dort gefallenen Bürger errichteten, so scheint es evident, daß auch die Korinther unter der Zahl waren, die vorliegende Elegie aber ein Epikedion ist, welches Simonides bei dieser Gelegenheit im Interesse der Stadt schrieb, und wofür er gewiß anderes Gold empfing, als das, welches er in diesen Versen als das beste preist. Wenn die Korinther durch den glänzenden Namen des erkauften Dichters ihren Zweck noch sicherer als durch die Kenotaphien zu erreichen dachten, so haben sie sich darin nicht ganz getäuscht. Plutarch wenigstens beruft sich in jener wunderlichen Schrift über die »Bosheit des Herodot« eben auf die angeführten Verse, um zu erweisen, daß der Vater der Geschichte auch hier einen Theil der edelsten Hellenen mit Unrecht an ihrer Ehre gekränkt habe.

Der bei weitem bedeutendere Theil jedoch der in elegischem Maß uns nachgelaßnen Verse des Simonides gehört nicht der Elegie im eigentlichen Sinn, sondern der Epigrammen-Dichtung an. Und hier ist der Ort, diesem eigenthümlichen Erzeugniß der hellenischen Muse wenigstens einige Worte zu widmen. Darf doch grade das Epigramm sich rühmen, daß es, ein schwacher Nachhall verklungener Wohllautsfülle, bis in die spätesten Zeiten gänzlichen Verfalles noch das Feld behauptet, und den alten Dichterruhm von Hellas nicht ganz mit Unehre zu Grabe getragen hat. Eine ins Detail gehende Behandlung liegt natürlich außer dem Bereiche dieses Aufsatzes. Denn in seiner ersten und eigentlichen Gestalt kann das Epigramm nicht Anspruch auf den Namen einer selbständigen Kunstform machen: von dem Augenblicke aber, wo es seiner ursprünglichen Bestimmung untreu wird, entfremdet es sich auch der Elegie, und läßt mit ihr nur vergleichende Gesichtspunkte, keine Unterordnung unter dieselbe zu.

Simonides aber muß für das Epigramm als erster wahrhafter Gewährsmann genannt werden, trotz dem, daß vereinzelte

Versuche sich bis zu Archilochos hinauf verfolgen lassen. Denn bei letzterm verloren sich, nach Meleager's Ausdruck (Proöm. 1. zur Palatin. Anthologie V. 37. ff.) die wenigen durch ihn auf uns erhaltenen Verse wie Tropfen in dem Ocean seiner übrigen Dichtungen. Epigrammatisch *scheinende* Reste aber von *Mimnermos* und *Äsop* gehören gar nicht hieher. (S. unten.) Simonides dagegen hat eben durch das Epigramm seinen Namen an die unsterblichen Thaten seiner großen Zeit geknüpft, und würde sich schon allein durch den einfach erhabenen Ausdruck, welchen er demselben zu verleihen gewußt hat, ein Gedächtniß für die späteste Nachwelt gesichert haben. Zugleich aber erscheint diese bescheidenste und anspruchloseste Form der Dichtkunst bei ihm noch auf dem ersten Stadium, und ihrem natürlichen Zwecke getreu so durchaus vollendet und untadelig, daß wir hier vor allem lernen können, *was* das Epigramm sei.

Seinem *Namen* und seinem *Ursprung* nach ist es aber eben eine *Inschrift*; als Inschrift in *Versen* aber, der Versuch, den Dingen um uns, den Umgebungen der wirklichen, schlichten Außenwelt ihre poetische Seite, ihre dichterische Pointe abzugewinnen, und diese, in bündigster Kürze zusammengefaßt, an Ort und Stelle auszudrücken und bleibend zu fassen. So wie der fromme Brauch unsrer Altvordern durch Bibelsprüche selbst die dem gemeinern Lebensbedarf bestimmten Geräthe und Gebäude in ihrer Beziehung und Abhängigkeit von einer höheren Welt darzustellen suchte, so suchte umgekehrt der Grieche das geistige Element aus dem Concreten, dem gemein Wirklichen selbst zu entbinden: und das Resultat war, wenn auch nichts weiter, doch *ein* schöner Vers. Die Inschriften an Wegweisern, Grenzsteinen, Trinkgefäßen zeugen von dem nie rastenden Schönheitstrieb, der das Alltägliche selbst durch jedes nur irgend zugängliche Mittel der Kunst verklärte. Hieraus ergiebt sich nun zunächst die innige Verbindung des Epigramms mit der *plastischen* Kunst, der es zu *dienen* bestimmt ist. Es gehört seinem Wesen nach mit

dem Ornament in eine Reihe. In der Lapidarschrift versteinert gewissermaßen die Poesie: oder besser, sie verleiht, indem sie sich dem Moose und Epheu gleich um den Stein schmiegt, diesem auch Leben; sie setzt die Starrheit des Steines in poetischen Fluß, und zieht, so viel an ihr, die stumme Plastik in das bewegliche Gebiet der selbstthätigen Phantasie. Weiter aber folgt auch dies, daß, wie die Tektonik (im weitesten Sinne), je einfacher der Zweck ist, welchem sie dient, desto mehr sich dem Werthe der selbständigen Plastik nähert (ein Gotteshaus z. B. mehr als ein Wohnhaus) und in demselben Maße die Ornamente mehr und mehr zu integrirenden Theilen eines selbständigen Kunstwerkes erhebt: sie ebenso das ihr zugehörige Epigramm im innigeren Einklange mit ihr selbst, fast als ihr nothwendiges Resultat erscheinen läßt. Ein Tempel, ein Weihgeschenk, ein Grabmal verlangen eine Interpretation, und die poetische Interpretation ist beinahe die Bedingung ihrer Existenz, vor allen aber des Grabmals. Kein Zweck kann einfacher und menschlicher sein, als die Erinnerung an ein entschwundenes Menschenleben. Der Grabstein ist recht eigentlich der Schlußstein des irdischen Daseins, und somit ist der Vers auf dem Grabe der kernige Schlußvers jenes Epos, das wir Leben nennen, und das, wenn es ein edles Leben war, auch ein schönes Epos bleibt. Ähnliches gilt freilich von allen Inschriften. Denn auch das Anathema z. B. hat seine Geschichte, die es durch sein augenfälliges Dasein repräsentirt. Das Epigramm ist und bleibt dieses steinernen oder metallenen Gedichtes Schlußvers. Zugleich ergiebt sich aber auch das durchaus Passende des elegischen Metrums für diese Bestimmung: die Reflexion, die sich an ein Factum anlehnt und darauf hin zurückleitet. Das Factum liegt den Augen durch die Plastik vor. Es bedarf nur der allerkürzesten Zusammenfassung, und die Reflexion wird nur in demselben Maße wortreicher werden, als das Factum weniger für sich selbst spricht. Das unbedeutendere Ereigniß verlangt eine

weitläufigere Exposition, das welthistorische nur eben der Erwähnung. Und das eben ist die grandiose Einfachheit, welche Simonides' Epigramme unübertrefflich, oft unnachahmbar macht. Es läßt sich nun eben nicht einfacher sagen, und, wenn der Klang der hellenischen Sprache hinzukommt, nicht schöner, als was Simonides auf das Grabmal sämmtlicher bei den Thermopylen Gebliebenen niederschrieb:

(94.)

Mit dreitausend mal tausend versuchten sich einst im Gefechte
Nur viertausend Mann Peloponnesier hier.

Läßt sich noch eine Steigerung denken, so ist es der eben so bündige Ausdruck der Gesinnung als der That; so wollen wir von den Manen der Männer selbst hören, daß sie wußten, warum sie fielen. Und dieser Ausdruck ist uns gegeben in der Inschrift, die mit Recht das Epigramm aller Epigramme genannt worden ist: dort an der phokischen Mauer, unter dem steinernen Löwen, wo Leonidas mit den Dreihundert fiel:

(95.)

Fremdling, melde dem Volk Lakedämons, daß hier wir begraben
Liegen, des Heimathlands heiliger Satzung getreu.

* * *

Wir fügen aus demselben ewig denkwürdigen Kriege das Epitymbion auf die Marathonkämpfer hinzu:

(93.)

Kämpfend für Hellas haben in Marathon's Feld die Athener
Media's goldenes Heer niedergestreckt in den Staub.

Alsdann die Inschrift auf die bei Salamis gefallenen Korinther:

(102.)

Fremdling, wir wohnten vordem an Korinthos' schönen Gewässern,
Salamis' Eiland jetzt fesselt uns, Aias' Gebiet;
Leicht Phönikiens Schiff' erbeutend, und Perser und Meder
Tilgend, erretteten wir Hellas' geheiligtes Land.

* * *

Ein gleiches auf dem Kenotaphion, das ihnen auf dem Isthmos errichtet wurde:

(103.)

Die wir Hellas vordem, als es ganz auf der Schneide des Messers
Schwebte, mit Leben und Leib schützten, wir liegen allhier.
Knechtschaft wehrten wir ab; doch den Persern thaten wir jedes
Leid, daß des Flottengefechts nie sie vergäßen fortan.
Unser Gebein deckt Salamis' Strand; doch Korinthos die Heimath
Hat dies Denkmal hier unsern Verdiensten geweiht.

Auf Kimon's Doppelsieg am Eurymedon:

(109.)

Seit Europa's Strand von Asia trennet die Meerfluth,
Seit die Städte der Welt Ares der wilde bedreut,
Ward von irdischen Menschen kein herrlicher Werk noch vollführet,
Das auf dem Festland Ruhm bracht' und zugleich auf der See.
Denn nachdem sie zu Land gar viele der Meder erschlugen,
Von den Phönikern darauf hundert der Schiffe zur See
Nahmen sie, voll von Männern; es seufzte das Asische Land tief,
Das sie mit doppelter Faust schlugen mit Kriegesgewalt.

* * *

Schon hier steht der Wortreichthum im umgekehrten Verhältnisse zu der That, wenn man die Schlacht am Eurymedon in Bezug auf Kraftanstrengung und sittliche Bedeutung mit der Veranlassung zu den zwei ersten Epigrammen vergleicht. Auch darauf mag es noch vergönnt sein hinzudeuten, das das Kenotaphion (102.) mehr Worte macht, als das wirkliche Grab. Noch stehe hier das berüchtigte Distichon auf dem delphischen Weihgeschenk, das nicht Pausanias, sondern die Sieger bei Platää insgesammt aus dem Beutegold verfertigen ließen:

(143.)

Hellas' Kriegsanführer, nachdem er die Meder vertilget,
Er, Pausanias setzt Phöbos das Weihgeschenk.

Endlich eine Inschrift, die des Dichters Gesinnung ehrt, seinem Freunde Megistias, dem spartanischen Priester und Seher, gewidmet, der aus den Opferzeichen der Hellenen bei Thermopylä

verkündigt hatte, daß mit anbrechendem Morgen ihrer der Tod harre (Herod. VII, 219):

(96.)

Dies ist des edeln Megistias Denkmal, welchen die Meder
Tödteten, als durch die Fluth sie des Spercheios gesetzt.
Denn wiewohl er als Seher gewußt, daß die Keren ihm nahten:
Sparta's Fürsten doch nicht wollt' er verlassen im Kampf.

* * *

Durchaus in denselben Grenzen hält sich Äschylos, dessen für sein eigenes Grab bestimmte Inschrift wir hier mit einer andern von demselben Dichter geben, zum Ersatz für größere elegische Gedichte, von denen uns gar zu trümmerhafte Reste geblieben sind. In dem ersten Epigramme bewunderten schon die Alten die Gleichgiltigkeit, mit der er, der Bürgertugend und kriegerischen Tapferkeit gegenüber, seines hohen Dichterruhms mit keinem Worte gedenkt:

(4)

Äschylos, ihn des Euphorion Sohn, den Athener, bedeckt dies
Grabmal, der im Gefild Gela's, dem fruchtbaren, starb:
Deß ruhmwürdige Kraft noch Marathon's Haine bezeugen
Und manch lockiger Sohn Media's, der sie gefühlt.

Das zweite bezieht sich auf ein historisch sonst nicht bekanntes Factum aus den Perserkriegen, wahrscheinlich einen Versuch der Thessaler sich dem Heere des Xerxes zu widersetzen:

(3)

Sie auch, die Wackern im Lanzengefecht, erreichte die dunkle
Möre — des Heimathlands Triften vertheidigten sie.
Aber es lebt der Gestorbenen Ruhm, die einst mit der Glieder
Kraft standhaltend, vom Staub Ossa's nun liegen bedeckt.

Hiezu fügen wir schließlich um des berühmten Namens willen ein Epigramm des Euripides auf eine unbekannte Frau von Ikaros, die mit ihren drei Kindern durch Schwämme vergiftet war:

Helios, der du die ewige Bahn durchfurchest des Äthers,
Hast du ein Leiden wie dies jemals mit Augen gesehn?
Mutter und blühende Tochter, dazu zwei leibliche Brüder,
Traf bei desselbigen Tags Schimmer das Todesgeschick.

In beiden schon sehen wir ein übertriebnes Streben nach rhetorischen Effect, und es konnte nicht fehlen, daß eine Gattung, die im Herausfinden einer geistreichen Pointe ihren Hauptwerth hat, und hier auf dem kleinsten Raum noch einen poetischen Abschluß gestattet, besonders lockend für eine Zeit sein mußte, in welcher die Sucht nach dem Pikanten und irgendwie durch Neuheit Überraschenden schon überall in der Kunst Platz zu greifen anfing. Noch mehr aber, als den Athenern zur Zeit der entartenden Demokratie, für welche dies Urtheil besonders gilt, mußte das Epigramm den Erben jener raschen Combinationsgabe, den Alexandrinern, genehm erscheinen. Denn hier gesellte sich zu der Sucht nach dem Exquisiten zugleich die Erschöpfung der poetischen Zeugungskraft, die, für den kleinen Umfang des Epigramms noch genügend, bei weitschichtigeren Stoffen ermattete, und dem Dichter den ordnenden Überblick und die energische Herrschaft über die ferner liegenden Gegensätze versagte. Aus diesem Grunde entstand zuerst der Versuch, Inschriften zu fingiren, dem wir nicht nur das ganze große Kapitel epideiktischer Epigramme in der palatinischen Anthologie, sondern auch ohne Frage eine Menge von denen verdanken, welche als wirkliche Epitymbia oder Anathematika uns dargeboten werden. Ja ohne Zweifel wurde auch vielfach, um die Aufgabe noch interessanter zu machen, der Verfasser fingirt, und ohne gerade die Absicht einer gelehrten Mystification anzunehmen, wird es doch zweifelhaft, ob selbst z. B. das oben angeführte Epigramm des Euripides mit Recht diesen Namen trage. Hier ist es nun aber, wo der Kunstsinn jener Periode in der saubersten Behandlung der Details nicht minder, als in der schlagenden Herausstellung der Contraste sich offenbart: ein Kunstsinn, von dem der reiche Schatz der palatinischen Sammlung so vielfaches Zeugniß ablegt, der die letzten Zeiten des Alterthums überdauert und in einzelnen Productionen selbst noch nach Justinian unsre Theilnahme anzusprechen im Stande ist. Aber der erste Gewährsmann dieses geistreichen Spieles, an dessen Authenticität zu zweifeln der Anblick der

Epigramme selbst verbietet, Plato, ist auch dem Werthe nach der Erste. Wir wüßten kein Gedicht aus dem ganzen epigrammatischen Nachlaß des Alterthums, das in Heiterkeit und Frische der Anschauung, in der Kunst, durch wenige Züge mit Weglassung jedes Unwesentlicheren die ganze Situation zu vergegenwärtigen, das endlich in dem vom Zauberklang des schönsten Verses getragenen naiven ἦθος [1]) über die drei folgenden den Preis davon trüge. Das erste gilt einer jener schattigen Quellgrotten, die das Alterthum als Lieblingssitze Pan's bezeichnet, und wo wir noch jetzt oft das Bild des syrinx-blasenden Gottes in rohem Gestein ausgehauen erblicken. Das zweite ist an sich verständlich. Das dritte ist ein heiterer Scherz auf das eherne Bildchen eines Frosches, welches von einem Wanderer den Nymphen geweiht ward.

* * *

(21)

Schweige das Felsengebüsch der Dryaden, der Quellen Gerieſel
Dort vom Gestein, und der buntwimmelnden Lämmer Geblök';
Denn es flötet nun selbst Pan auf melodischer Syrinx,
Schmiegsam legt an des Rohrs Reihe die Lippe sich an,
Und ringsum erheben zum Tanz die zierlichen Füße
Mit den Dryaden vereint blühende Nymphen des Quells.

(22)

Unter den ragenden Dom, o Freund, der rauschenden Fichte
Setze dich, die bei des Wests stärkerem Wehen erbebt,
Daß beim plätscherndem Schalle des Quells die flötende Syrinx
Über die Wimpern den Schlaf gieße mit zaubrischem Klang.

(5)

Ihn, den Diener der Nymphen, den Sänger der Fluth, und des Regens
Freund, der am plätschernden Quell gern sich ergötzet, den Frosch

1) Wir suchen vergeblich im Deutschen nach einem entsprechenden Ausdruck für diejenige Art der poetischen Darstellung, welche die Tiefe der Empfindung in die rein objective Behandlung des Stoffes zu legen versteht, aus dem die Idee dem Leser unmittelbar entgegenspringt. Dies ist eine Seite jener „stillen Einfalt der Alten", bei der das moderne Gefühl nie ohne Rührung verweilen kann.

Stellte, geformt aus Erz, ein Wanderer auf als Gelübde,
Als er den quälenden Durst einst in der Hitze gestillt.
Denn dem Irrenden zeigt er den Quell, da des Wasserbewohners
Ruf aus dem thauigen Thal scholl mit erwünschtem Gesang.
Aber der Wanderer folgte dem Ton der leitenden Stimme,
Bis den ersehneten Trunk lieblichen Wassers er fand.

Ein weiterer Schritt, der erste, wodurch das Epigramm sich von seiner Abhängigkeit von der Plastik zu emancipiren und als selbständige Gattung hinzustellen versucht, ist der, daß es statt der Fiction eines Monuments irgend eine hervorspringende Situation des wirklichen Lebens in ihren Gegensätzen ergreift und durch die Reflexion zum raschesten Abschluß führt. Hierbei kann nun zweierlei eintreten.

Entweder müssen, wenn das Epigramm sich durchaus ernst halten soll, die Gegensätze allgemein faßlich und jedem, durch die Erfahrungen des eigenen Lebens, ohne Weiteres klar sein. Der Hintergrund ist dann der Erfahrungsschatz des Dichters, der statt des Monumentes im eigentlichen Sinne dient; der Ausspruch, das letzte Resultat des auf die Spitze getriebenen Kampfes, das poetische Erbtheil, das er den Enkeln hinterläßt. Da dies aber, um ohne Commentar verständlich zu sein, sich möglichst der concreten Beziehungen entschlagen muß, so verliert es in demselben Maß an Poesie, als es an moralisirender Faßlichkeit gewinnt. Man sieht, worauf die ganze Sache hinausläuft: wir bekommen zuletzt eine Sentenz zu hören, und sind damit sofort auf das Gebiet der gnomologischen Gattung zurückversetzt. Hierher gehören nun in der That die Mehrzahl der unter dem Namen der Protreptika in der palatinischen Handschrift zusammengefaßten Epigramme, so wie viele der epideiktischen, und wir können uns nicht wundern, unter dieser Rubrik auch Fragmente von Mimnermos und Äsopus zu treffen, wiewohl in dem Zeitalter dieser Dichter Niemand daran dachte, den Namen Epigramm in der Bedeutung von Sinngedicht zu fassen, wie es von den Zeiten der Alexandriner an gebräuchlich geworden zu sein

scheint. Mimnermos' Distichen (Mimnernos Frgm. 7.) finden wir schon unter den Theognideischen Versen 795 ff. und Äsop's sogenanntes Epigramm ist eine Gnome, wie alle andern des Theognis und Phokylides auch:

Ohne den Tod, wie entflöhe man dir, o Leben? da tausend
Übel du hegst: Nicht zu fliehn, noch zu ertragen ist leicht.
Lieblich zwar ist und schön, was Natur schafft: Erd' und Gewässer,
Und die Gestirne, des Monds, Helios' strahlender Kreis.
Alles das Andre jedoch ist Trübsal und Furcht, und wenn Einer
Gutes erfährt, zum Lohn trifft ihn die Nemesis gleich.

Wie weit nun diese Gattung auch concretere und poetischere Färbung zulasse, und somit zum heiteren Gelegenheitsvers, zum Trinkspruch, zum wahren Ornament der Gefälligkeit werde, haben wir schon bei Gelegenheit des Theognis auseinandergesetzt. Unser dortiges Urtheil findet seine volle Anwendung auf die Sympotika in der Anthologie und auf manche andre durch die übrigen Kapitel versprengte Gedichte. In dem Anhange zu der Theognideischen Sammlung trafen wir auch bereits auf die erotischen Spielereien, die durchaus in eine Reihe treten mit den *Ἐρωτικά* und der *Μοῦσα παιδική* in der palatinischen Handschrift. Die ersten Versuche dieser Art knüpfen sich an Sophokles' und Plato's Namen. Aber bei dem oben angedeuteten Verfahren der späteren Dichter, die in der Darstellung fremder Situationen ein Problem für ihren Scharfsinn sahen, lassen sich selbst in Bezug auf die letztern Zweifel erheben, so wie denn Welcker nicht ansteht, das berühmte und unübersetzbare Epigramm (Anthol. VII, 669. s. unten) auf Aster für eine Erfindung des Aristippus zu erklären. Für Sophokles glauben wir allerdings annehmen zu dürfen, daß die Überlieferung eines jener klatschhaften Anekdotensammler, von deren Verfahren das widerwärtige Buch des Diogenes Laertius ein belehrendes Beispiel ist, einem späteren, nicht ungeschickten Epigrammatisten als Thema zu den folgenden Versen gedient habe. Sie beziehen sich nämlich auf eine ziemlich schmutzige Anekdote, die bei Athenäus (XIII, 604) zu

lesen ist, jedoch nicht vollständig zum Verständniß des Einzelnen hinreicht.

Helios war's, kein Knab', Euripides, der mich erwärmend
Nackend gemacht; doch du liebtest ein anderes Weib,
Und auf Boreas trafst du; nicht klug ist's, daß du des Diebstahls
Eros zeihst, der du selbst Anderer Äcker bepflügst.

Was nun aber die ganze zuletzt betrachtete Abart des Epigramms betrifft, so gewahren wir hier, als ein Symptom des sinkenden Geschmacks und des unsicher werdenden Bewußtseins von den Gattungsunterschieden der Poesie, zuerst einen Übergriff oder vielmehr Zurücktritt in ein eben verlassenes Gebiet und müssen auf die Möglichkeit verzichten, scharfe Grenzen dafür zu ziehen. Wir mögen nämlich immerhin noch den Namen des Epigramms festhalten, wenn er als Gelegenheitsvers an ein bestimmtes Factum sich anlehnt, dessen poetische Momente kurz zusammenfaßt, und mit eben so bündiger Reflexion zum Abschluß bringt. So wie aber von dem ersten Anlaß aus die poetische Empfindung sich selbständig in Bewegung setzt, und mit erwählten Anschauungen bereichert, erst durch diese hindurch zur Ruhe zurückkehrt, so schlägt es offenbar wieder in die Elegie um. Es wird sich von dieser fernerhin nur durch die Eilfertigkeit und die fast ängstliche Hast, mit der es auf die Schlußpointe hinarbeitet, und eine plastische Entfaltung der dieser Gattung so eigenthümlichen Schönheiten hindert, sehr zu seinem Nachtheile unterscheiden. Und in dieser Gestalt erscheinen die meisten der erotischen Epigramme Meleager's, Asklepiades' u. a., vor allen aber des sonst nicht geschmacklosen Silentiariers Paullos, die wirklich nichts als flüchtig skizzirte Elegien sind. Wir müssen also auch in diesem Falle den Versuch des Epigramms, sich zur selbständigen Gattung zu erheben, als verfehlt bezeichnen.

Dagegen zeigt sich für diesen Zweck ein anderer Ausweg nach einer Richtung hin, die wir zu Anfang des letzten Abschnittes schon angedeutet haben, und die in der That auch von den ausgezeich-

netsten Dichtern mit entschiedenem Glücke eingeschlagen ist. Das Menschenleben nämlich legt in der concreten Fülle seiner Erscheinungen seine ernsten Gegensätze nie so nackt und bloß vor Augen, daß sie in ein paar Versen zusammengefaßt, und durch eine schlichte Sentenz poetisch erledigt werden könnten. Es entspringen dieselben vielmehr in dem tiefsten Schacht unseres Mikrokosmus und arbeiten sich von dort unter schweren Kämpfen an das Licht empor. Und diese Kämpfe verlangen für ihren vollen genügenden Ausdruck auch ein volles, nach allen Seiten hin abgerundetes Gedicht. Nur wo, entfernt von jedem tieferen Pathos, nicht eine tragische Schuld zu versöhnen ist, nicht der Schmerz des gebrochenen Herzens oder das innige Entzücken unser Dasein erschütternd und überwältigend durchdringt, sondern wo nur an der Oberfläche der Erscheinungen, in der bunten Wirklichkeit die neckischen Contraste sich jagen und im grellen Schrei widerstrebender Farbenmischungen durcheinanderfahren, wo es sich nicht um Widersprüche des sittlichen Daseins, sondern um Widersprüche innerhalb der Sphäre des Verstandes, um Verkehrtheiten, um Lächerlichkeiten handelt, da genügt es, aus dem schrillenden Schwarm der Dissonanzen mit spitzen Fingern und glücklichem Griff ein Paar handgreifliche Gegensätze herauszunehmen, vor den Hohlspiegel der Phantasie zu halten, und sie mit dem lustigen Dolch des Witzes auf der Stelle abzuschlachten, oder sie am Gelächter ihrer eigenen Grimassen umkommen zu lassen. So also erst, als freies Spiel des Witzes, als Satire im kleinsten Format, findet das Epigramm seine wahre Selbständigkeit, aber entfernt sich auch auf der Stelle so entschieden von der Elegie, daß es in dieser Gestalt selbst im Alterthume, trotz des Versmaßes, niemals mit dem Namen jener Gattung bezeichnet ist. Denn das Distichon hat hier in der That eine ganz neue metrische Bedeutung gewonnen. Der Hexameter ergreift das Object, um es durch die spitzige Reflexion des Pentameters tödten zu lassen — nicht, um es zu erklären. Auf eine solche, übrigens durchaus passende, Anwendung der Versart war

man in der Zeit, als der Name Elegie sich für eine bestimmte Gattung festsetzte, noch nicht gekommen. Als dagegen das Epigramm (in der Bedeutung von Sinngedicht) aufkam, hatte man schon verlernt, die Dichtungsarten nach den ihnen adäquaten Versmaßen zu bestimmen und zu nennen. So kommt es denn, daß bei den Römern das Metrum für das Epigramm gleichgiltig geworden scheint, oder vielmehr daß neben dem Distichon auch dem rasch und heftig angreifenden Jambus und dem schon durch seinen Tonfall das Ohr verhöhnenden Skazonten gleiche Berechtigung eingeräumt ist. Es wäre ein höchst interessantes und für die Erkenntniß des Begriffs des Lächerlichen überaus lehrreiches Unternehmen, wenn man das antike Epigramm in allen seinen Schattirungen vom sinnigen Scherz und dem harmlosen Wortspiel bis zum Hohn des Sarkasmus durchginge, wenn man hier auf dem kleinsten und daher übersichtlichsten Raume es nachwiese, wie die rasche Combination des Witzes einerseits an die rührende Milde der Naivetät streift, andrerseits sich fast zur sittlichen Erbitterung steigert und so das komische Pathos an zwei Grenzen dem ernsten die Hand bietet; wie namentlich die Aufzeigung, und somit die Lösung des Widerspruchs nicht immer in der Explosion eines herzhaften Gelächters vor sich geht, sondern hier in fast wehmüthigem, dort in ergrimmtem Lächeln. Die Anthologie böte Stoff genug dazu, und nicht bloß in den eigentlichen *Σκωπτικά*, sondern namentlich in den feinern Nüancirungen durch alle Kapitel zerstreut. Vorzugsweise sind die *Ἐρωτικά* reich daran. Freilich läuft hier in den Beispielen aus der sittenlosesten Zeit, sowie bei Martial, der Witz gar zu oft in den Schmutz und wird zur offenbaren, leicht erkauften Zote, zur gemeinen Lüderlichkeit. Aber, wie schon angedeutet, die ganze Frage liegt außerhalb des Bereiches dieser Abhandlung. Wir dürfen hier nur auf die Anfänge der Richtung hinweisen, in der das Epigramm sich entschieden von der Elegie trennt, und wir finden auch diese Spuren zuerst bei Plato in jener naiv tändelnden Weise des erotischen Epigramms, wo selbst

das Wortspiel, da es in dem zufälligen Zusammentreffen des sprachlichen Ausdrucks Vernunft und Absicht zu finden vorgiebt, noch ein rührendes Motiv enthält. So in dem Distichon auf den gestorbenen Liebling Aster (Stern):

(15)

Aster, du glänztest vordem als Morgengestirn auf der Erde:
Unter der Erd' im Tod gehst du als Hesperus auf.

und in dem unübersetzlichen, das auf demselben Doppelsinn beruht (14):

Ἀστέρας εἰσαθρεῖς Ἀστὴρ ἐμός· εἴθε γενοίμην
Οὐρανός, ὡς πολλοῖς ὄμμασιν εἰς σε βλέπω.

Dieselbe Naivität mit demselben Effect in dem lieblichen Epigramm an Agathon:

(1)

Als ich Agathon küßte, da fühlt ich die Seel' auf den Lippen;
Sicher vor Sehnsuchtsschmerz wollte die Arme entfliehn.

Und hiermit schließen wir diese Episode, um den noch übrigen Resten der Elegie bis zu den Alexandrinern hin Raum zu vergönnen.

Hier stellt sich zuerst aus der Blüthezeit des atheniſchen Staates (Ol. 82. c. 450 v. Chr.) Jon von Chios dar, welcher seinen Ruhm vorzugsweise der Tragödie verdankt, der aber auch in den erhaltenen Fragmenten aus dem Gebiete der sympotischen Elegie so treffliche Zeugnisse seiner Leistungen hinterlassen hat, daß wir nicht zweifeln dürfen, ihm hier unter allen hellenischen Dichtern, die wir kennen, den Preis zuzugestehn. Er handhabt die Metapher mit einer so meisterhaften Consequenz, und mit so energischem Schwung der Phantasie, wie es uns in keinem der bisher mitgetheilten Bruchstücke begegnet ist. Die beiden erhaltenen (und durch ein glückliches Geschick bis auf eine kleine Verstümmelung zu Anfang ganz erhaltenen) Elegien reichen völlig hin, um uns zu zeigen, daß wir es mit einem wahrhaften Dichter zu thun haben. Der fast dithyrambische Jubel der ersten steht dem begeisterten Lobredner des Weingottes wohl an und führt durch den drastischen Wechsel einer

sprudelnden Laune zu einem eben so überraschenden als befriedigenden Abschluß:

(1.)

Der du den Thyrsosschwingern mit Hoheit gebeutst, Dionysos,
Manch' ruhmwürdige That wurde begonnen durch dich,
Selbst der Gesammthellenen Vereine, die Herrschergelage,
Seit, mit Trauben umrankt, streckte die Rebe den Zweig
Hoch aus dem Boden empor, und den Äther mit blühendem Arme
Liebend umfaßte: da sprang ihr aus den Augen ein Schwarm
Kinder hervor; die lärmten, als eins auf das andre gefallen:
— Vorher schwiegen sie still — doch wenn genug sie getobt,
Lassen sie Nektar fließen, der Menschheit seligstes Labsal,
Das als Balsam der Luft Allen erwuchs von Natur;
Kinder davon sind Gelag' und heiteres Scherzen und Reigen,
König Wein hat gezeigt solcherlei Güter Natur.
Drum Dionysos, o Vater, sei hold kranzliebenden Männern!
Fröhlichen Zechergelags waltender Fürst sei gegrüßt,
Schenk' uns Leben und Lust, du Geber der trefflichsten Gaben,
Trinken, und Liebesgenuß und der Gerechtigkeit Sinn.

In ganz anderer Weise zeigt sich die lebendige Anschauung des Dichters in der kernigen Vergegenwärtigung der Situation eines Gastmahls, dessen Scene Lakedämon ist. Es beginnt mit der Aufforderung, nach vollendetem Mahl und zum Beginn des Trinkgelages dem Ζεὺς Σωτήρ (Heiland) zu spenden, welcher Name stets, wie auch hier, an der dritten Stelle beim dritten Ehrenbecher genannt wird. (Heindorff zu Plato's Charmid. S. 167 A). Dies geschah (s. die Stellen bei Becker Charikl. I, S. 444), im Gegensatz des zu Ehren des »guten Geistes« während des Speisens getrunkenen ungemischten Weines, erst beim

---

1, 3. Die Versammlungen der Hellenen zu jenen großen Nationalfesten, das rechte und innigste Bindemittel der freien und herrschenden Völkerschaften, wurden auf sinnige Weise auf den Dionysos zurückgeführt, indem der Bau der Rebe als Grundlage jedes wahrhaft menschlichen Daseins, als der Anfang städtischer Gemeinschaft, und weiterhin des gebildeten Völkerverkehrs zu betrachten ist. Drum ward auch in den Eleusinien Jakchos neben den befruchtenden Göttinnen Demeter und Persephone verehrt.

Beginn des eigentlichen Zechgelages, wenn die Speisen abgetragen waren. Darum befiehlt der Dichter, Alles zum Trunke vorzubereiten, zu diesem Zweck zuerst den Mischkrug nebst silbernen Wasser- und Trink-Kannen zuzurichten, aus jenen in die Becher der einzelnen Trinker zu gießen, dann erst den Göttern zu spenden: und unter ihnen, wozu er schon im ersten Verse aufgefordert hatte, vor allem dem Zeus. Diesem zu spenden war nämlich unerläßlich; die Spende geschah mit lauterem Wein aus einer goldenen Schale oder Kanne, die zu diesem Zweck bestimmt waren. (Siehe Antimach. bei Athenäus XI, 468. Horat. Od. IV, 5, 34). Die Spende drückt den Gruß an die Gottheit, der stets damit verknüpft war, symbolisch aus; darum mit kühner, aber unsres Dichters nicht unwürdiger Diction: Der Mischkrug gießt das »Grüße Dich« auf den Boden.

(2.)

Sei uns vor allem der König gegrüßt, der Vater und Heiland!
Doch uns mische die Schaar dienender Schenken zum Trunk
Wohl aus silbernen Kannen den Mischkrug: aber ein »Grüß' Dich«
Gieße das Gold, das den Wein hegt, auf den Boden zuerst.
Wenn so heilige Spende Herakles wir und Alkmenen,
Prokles, Perseus' Stamm, aber vor allem dem Zeus
Weihten, dann auf zu Trunk und Spiel und Gesängen die Nacht durch!
Munter auch tanze, wer mag: auf und beginne die Lust!
Doch wen daheim im Bett ein reizendes Liebchen erwartet,
Tapferer wird der heut zechen, als Alle gesammt.

In der wiederum so überraschend freundlichen Schlußwendung erkennt Müller (L. 9. l, S. 199) echt spartanische Sitte wieder, und es ist eine scharfsinnige Vermuthung desselben Gelehrten, daß die Elegie an der königlichen Tafel, und zwar eines Prokliden gesungen sei, da es sonst allerdings befremdend wäre, daß bei der Aufforderung zur Libation neben den gemeinsamen Stammheroen Herakles, Alkmene und den Persiden, nur Prokles, nicht

---

2, 3. *χρυσός* st. *Χρυσός*. 4. *ΧΑΙΡΕΙΝ* st. *χειροῖν*.

auch der Ahnherr des andern Königshauses, Eurysthenes genannt wird. In der Erklärung des ersten Verses jedoch müssen wir von der bisher üblichen, auch von Müller anerkannten Interpretation abweichen, zumal, da das σωτήρ, so absolut gebraucht nur in Ehrenname für Götter und Heroen, zu jener Zeit von keinem freien Hellenen zur Bezeichnung eines Königs, geschweige denn eines spartanischen Königs angewendet ist.

Durchaus verwandt mit Ion durch die Wahl seiner Stoffe und ihrer Behandlung ist Dionysios, ein Staatsmann aus Perikles' Zeit. Von der durch ihn veranlaßten Einführung kupferner Scheidemünze zu Athen trägt er den Scherznamen des Ehernen. Daß er sich wenigstens einmal in dem Gebrauch einer Metapher vergriffen, indem er die Poesie »Geschrei der Kalliope« genannt hat, ist sicher genug (Aristot. Rhetor. III, 2. S. 116, 25. Bekker). Darauf aber den Tadel der Geistesarmuth, geschraubter Sprache, und anderer, eben nicht ehrender Prädikate begründen zu wollen (so u. a. Ulrici a. a. O. S. 575), ist etwas zu vorschnell. Vielmehr sehen wir ihn in den uns erhaltenen Fragmenten zwar mit Kühnheit, aber immerhin mit Geschick die Metapher, jenes vortrefflichste und in der Zeit einer reichen Bildung unerläßliche Element der lyrischen Dichtkunst, handhaben. So, wenn er das Gedicht mit dem Weintrunk vergleicht, der beim Zechergelage kreist:

(1.)

O Theodoros, nimm, Bester, ich trink, es dir zu,
Dieses Gedicht von mir; denn rechtsum send' ich den Becher
Und dir misch' ich zuerst ihn mit der Huldinnen Huld.
Drum nimm hin das Geschenk, und thu' mir Bescheid im Gesange.
Richte das Zechergelag' an, und benimm dich geschickt.

Es ist hier nicht der Ort, zum Beweis, wie sehr diese Me-

1, 3. Der Huldinnen Huld; die Anmuth des Gesanges, die holde Gabe der Chariten, ohne welche die Musen nichts vermögen. Darum nimmt bei Simonides die Charis den Sänger mit auf ihren Wagen

tapher den ausgezeichnetsten Dichtern des Alterthums zusagte, und eine wie reiche Ausbeute an innerlichen Beziehungen ihr dieselben in den mannigfaltigsten Wendungen abzugewinnen wußten, eine Unzahl von Parallelstellen zu citiren. Man vergleiche daher nur das zu Propert. IV, 6, 8. Beigebrachte. Dasselbe Bild wechselt im folgenden Fragment mit einem andern, nicht minder passenden:

(4.)

— — (Laßt uns)
Rechtsum dir und uns einschenken den Wein des Gesanges!
Aber der Freund, der von fern nahte, der alte Compan,
Werde mit rudernder Zunge zu herrlichem Ruhme geleitet
Hier bei unserm Gelag; siehe der Rede Geschick
Treibt die Rudrer der Musen von selbst zur Phäakischen Schiffsbank. 5

Aber die ganze Kraft des witzig belebten Ausdrucks wird erst recht verständlich, wenn man auf den Doppelsinn im Worte Phäax achtet. Der Mann war ein trefflicher Redner, dem es fertig von der Zunge ging. Die phäakischen Ruderer aber, denen die Schiffe ohne ihr Zuthun in den Häfen aus- und einliefen, hatten gar bequeme Arbeit. Ein ander Mal sind ihm die Trinker Ruderer:

(5.)

Und, die Wein anschroten zum Rudergeschäft des Jakchos,
Fröhlichen Zechergelags Schiffer und Rudrer des Kelchs.

Ein sinnreicher Einfall und doch so nahe liegend und natürlich, daß er sich einem neueren Dichter bot, dem man, wenn Alles sonst, gewiß keine geschraubte Diction Schuld geben wird. Wer gedächte nicht der Verse Gleim's:

»Auf! die Ruder gefaßt!« Das ist: die Gläser genommen u. s. w.

und noch den heutigen Zechern ist das Rudergeschäft eine geläufige Metapher. Endlich, wenn er das Trinkgelag mit einem Turnplatz, das Kottabosspiel mit dem Werfen der Sackschleuder vergleicht, so mag uns das nicht gleich verständlich sein; aber aus höchstbegreiflichen Gründen:

(3.)

Dann, die von Liebe wir krank, wir wollen auf Bromios' Turnplatz
Hier den Kottabos jetzt drittens errichten für dich
Als Sackschleuder; ihr drückt nun All' um die Kugel des Bechers
Tüchtig die Hand: und bevor noch es der Andere sieht,
Messet genau mit den Augen den Luftraum dort an den Bänken,
Gerade so weit, als der Strahl trifft des geschleuderten Weins.

In Summa, wenn wir dem braven Dionysios etwas Schuld geben sollen, so ist es die übersprudelnde Fülle der Phantasie, die ihn fort und fort, soviel wir aus den wenigen Resten urtheilen können, von Gleichniß zu Gleichniß treibt: eine Eigenschaft, die er mit Jon theilt; dazu dann, oder zum Theil als Folge davon, eine gewisse, dem Zecher übrigens gut lassende übermüthige Derbheit, in der er sich zu jenem von Aristoteles getadelten Ausdruck verleiten läßt.

Eine interessante Begegnung auf diesem Gebiete ist Kritias, derselbe, welcher nachmals durch die eifrige Theilnahme an der

---

3, 1. Von dem oft beschriebenen und in manchen Einzelnheiten doch noch dunkeln Spiel des nach Kritias aus Sicilien stammenden Kottabos genüge hier so viel beizubringen, als zum Verständniß der Stelle ausreicht. Auf einem senkrechten Pfahl war ein Wagebalken angebracht, an dem Wagschalen hingen, unter diesen kleine Figuren. Die Aufgabe des Spieles war, aus einiger Entfernung einen Weinstrahl so in die Schale zu schleudern, daß sie auf den Kopf des Männchens herunterfinkend ertönte. Über vielfache Variationen des Spiels s. Jacobs' verm. Schrift. Bd. VI. S. 107—144. Becker Charikl. I. S. 477 ff. Über den Zweck des Kottabos an dieser Stelle giebt der erste Vers Auskunft, wiewohl sich schwer bestimmen läßt, wer „der Andre" (v 4.) sei. Schneidewin meint, der geliebte Knabe, der den Preis des Spieles, den Kuß nicht hätte geben wollen, und darum das Spiel verhindert haben würde, wenn er es bemerkt hätte. Aber es ist ungereimt, anzunehmen, daß die Spielenden eines Dritten Gunst zum Kampfpreis ausgesetzt hätten, worin doch die stillschweigende Voraussetzung liegt, daß sie ihn im Weigerungsfall dazu hätten zwingen können. Dann aber hätten die verschmähten Liebesfiechen (δυσερωτες) gar nicht den Umweg des Spieles nöthig. Vielmehr wurde durch den Kottabos nur ermittelt, wer Glück in der Liebe haben sollte. Der Kottabos war ein Liebes-Orakel; der Sieg ein glückliches Omen für den Verliebten. S. Becker a. a. O. S. 478. Der Vergleich mit der Sackschleuder, einer Kampfübung der Athleten, ist um so passender, wenn, wie V. 3 zeigt, die zum Kottabos benutzten Becher, gleich denen unsrer Freimaurer, in eine Kugel statt des Fußes endeten.

blutigen Zwingherrschaft der Dreißig, deren leitende Seele er war, seinen Namen für immer geschändet hat. Er scheint in seinen Elegien Sitten und Gebrauch verschiedener hellenischer Staaten gemustert zu haben, und läßt durch die im Sinne des Lakonismus ethische Tendenz seiner Gedichte einen entfernten Vergleich mit den gnomischen Dichtern zu. Das erste der Fragmente bleibt, trotz seiner Fülle fast gelehrter Notizen, doch ziemlich auf der Oberfläche, an den Äußerlichkeiten des Lebens, haften und offenbart durch den Mangel jeder innern Vermittlung eine Trockenheit, die fast zur dürftigen Nomenclatur herabsinkt. Freilich können wir nicht wissen, auf welchen Schluß die Verse hinarbeiteten, da wir bei den folgenden Bruchstücken (welche ohne Zweifel zu einem Ganzen gehören) die äußern Erscheinungen mit einem sittlichen Gehalt sich erfüllen sehen. Und in der That ist die Haltung dieser Verse edel, die Sprache, trotz ihrer Einfachheit, gewandt, ansprechend und kräftig, wenn auch die Gesinnung sich in derjenigen Nüchternheit und nach der Schnur gemessenen Mittelstraße erhält, die mit einer gemüthlich freien Weltansicht, geschweige denn mit einem wahrhaft poetischen Aufschwung nicht wohl verträglich ist.

1.

Aus Sicilien stammt des Kottabos treffliches Kunstwerk,
Den wir zum Schleudern des Weins pflegen als Ziel zu erhöhn.
Dann auch an Schönheit und Pracht sind Siciliens Wagen die besten.

— — — — —

Doch ein Thessalischer Stuhl ist der üppigste Sitz für die Glieder;
Sponden und Polster zum Schlaf werden von trefflichster Art
Schön zu Milet und Chios gemacht, in Önopion's Seestadt.
Schalen gediegenen Golds zeichnen Tyrrhenien aus,
So wie jegliches Erz, das dient zum schmückenden Hausrath.
Redebewahrende Schrift hat der Phöniker erdacht;

1, 1. Kottabos s. zu Dionysius. Im Lob der übrigen Fabrikate stimmt das Alterthum mit Kritias überein, nur wird die Erfindung der Frachtkähne von Plinius wohl mit Recht den Tyriern zugeschrieben.

V. 6. Önopion, Ariadne's Sohn, der sagenhafte Gründer Milets 12 ff. Die meisten der unter dem Namen etruriſcher Vasen auf uns gekommenen herrlichen Thongeräthe sind, nach Kramer's scharfsinniger Ermittlung, attische Töpferwaaren.

Thebe vor allen zuerst Streitwagen-Gestelle gezimmert,
Kähne zur Frachtschifffahrt Karier, Herrscher des Meers.
Aber der Scheibe, des Thons und des Ofens Gebild, das erfanden
(Herrliches Töpfergeschirr, nützlich Geräth für das Haus)
Sie, die das Siegsdenkmal bei Marathon rühmlich erhoben.

(2.)

Und dies ist der Gebrauch und die herrschende Sitte zu Sparta,
Daß ein Jeder den Wein trinkt aus dem eignen Pokal,
Nicht ihn dem Anderen reicht zum Bescheid und ihn namentlich aufruft,
Noch zur Rechten ihn läßt kreisen im zechenden Schwarm.

* * *

Humpen erschuf die Hand üppiger Lyder zuerst,
Und daß der Zutrunk rechtsum geht, und daß Jeder bei Namen
Den aufruft, dem er vor-trinkt, daß er thue Bescheid.
Solch ein Säufergelag pflegt Manchem die Zunge zu lösen,
Daß sie Schändliches schwatzt, ja auch den Körper dazu
Stumpft sie nur ab, und die Augen umhüllt ein blendendes Dunkel,
Und die Erinnerungskraft schwindet im düsteren Haupt,
Auch der Verstand wird wankend; die Diener erfrechen sich kecken
Wesens. Die Kosten zuletzt richten zu Grunde das Haus.
Sparta's Jugend dagegen, sie pflegt so viel nur zu trinken,
Daß zum Schildkampf froh Jeder erhebet den Sinn,
Aber den Mund zu heiterem Scherz und sittigem Lächeln;
Und ein solches Gelag bringet dem Leibe Gedeihn,
Bringet Gedeihn dem Verstand und Besitz, und dem Werk Aphroditens
Taugt es so gut, wie dem Schlaf, ihm der Bekümmerniß Port;
Dient Dir, freundlichste Göttin der Sterblichen, holde Gesundheit,
Und, der der Frömmigkeit nah wohnt, dem verständigen Sinn.

* * *

Dann, wenn man über das Maß den Pokal vortrinkt und Bescheid thut,
Lust zwar bringt es für heut, doch für die Dauer Verderb.
In Lakedämon nun herrscht gleichmäßige Regel des Lebens,
Daß man in Speis' und Trank mäßig, den klaren Verstand
Und zum Handeln die Kraft sich bewahrt, daß man nimmer den Tag auch
Festsetzt, um sich den Leib ganz zu beschwemmen mit Wein.

Nach der ganzen Tendenz dieser Fragmente kann wohl das epische Bruchstück bei Athenä. XIII, p. 400. E., das ein Lob des

2, 4. üppig: Ἀσιατογενεῖς.

Teïers Anakreon enthält, schwerlich dem Kritias zugeschrieben werden; wir müßten denn annehmen, daß der Mann, welcher so oft und in so erschrecklicher Weise seine sittliche Richtung gewechselt hat, in seiner Jugendzeit, vor den politischen Bestrebungen seines Mannesalters, in welches die Elegien zu fallen scheinen, ganz anders über Wein und Liebesgenuß dachte.

Mit Übergehung nun der dürftigen Bruchstücke von Sokrates, dem Tragiker Melanthios, dem jüngeren Sophokles, aus denen sich über ihren poetischen Werth nicht das entfernteste Urtheil gewinnen läßt, geben wir zuvörderst zwei zusammenhängende Stücke von Philiskos, dem Freunde des Lysias, und von Aristoteles. So viel läßt sich als Bestätigung des früher Gesagten daraus ersehen, daß die Elegie in dieser ganzen Periode Gemeingut aller Gebildeten geworden war, und daß die Gattung mit einer gewissen Gewandtheit auch von denen gehandhabt wurde, deren ganze Lebensrichtung der Poesie vielmehr ab- als zugewendet war. Wenn wir auch die poetischen Exercitia, 55 fingirte Inschriften auf homerische und andre Helden, die unter dem Namen des aristotelischen Peplos auf uns gekommen sind, als der Autorität des großen Stagiriten fremd erklären, so berechtigt uns doch auch weder das hier mitgetheilte Fragment, noch die lyrischen Überreste, den naturgemäßen Erfahrungssatz umzustoßen, daß Dichtkunst und philosophische Kritik sich nicht zusammen in Einem Geiste vertragen. Die schneidende Schärfe des Gedankens, welche in die Fugen alles Erschaffenen zertrennend eindringt, zerstört die lebensfrischen Kinder der dichterischen Phantasie gleich in ihrer Geburt. Daher mag denn das zwar einseitig gemeinte, aber, wenn es cum grano salis verstanden wird, herrliche Wort des Plutarch über Sokrates auch auf den größten Erben seiner Weisheit Anwendung finden: »Er, der sein ganzes Leben auf dem Kampfplatz der Wahrheit sich getummelt hatte, war nicht zu einem solchen Tausendkünstler geschaffen, welcher seinem Gaukelspiel mit Anstand den Schein wahrhaften Daseins zu verleihen weiß.«

An Eudemos. [1])

Als zum gepriesenen Grund er von Kekropia kam,
Hat er fromm den Altar der heiligen Freundschaft errichtet,
Für den Mann, den selbst loben ein Schlechter nicht darf:
Welcher, der Einzige, oder der Erste doch unter den Menschen
Klar durch der Lehre Verfolg und durch sein Leben gezeigt,
Wie man glücklich zugleich und gut zu werden vermöge:
Wahrlich, solches erreicht jetzo kein Einziger mehr.

* * *

Das Gedicht des sonst nicht weiter bekannten Philiskos mag als Beispiel aus guter Zeit von jenen Epigrammen mit elegischer Färbung dienen, welche den Anlauf zu einer wirklichen Elegie zu nehmen scheinen, aber durch ihren plötzlichen Absprung mehr überraschen, als befriedigen:

Jetzt, o Kalliope's Kind, du des Worts vielkund'ger Gedanke,
Zeig', ob etwas du weißt, etwas besondres du kannst.
Denn du sollst den in andre Gestalt verwandelten, andern
Formen des Lebens mit stets anders geartetem Leib
Dienenden Herold der Tugend: Gesang für den Lysias zeugen,
Der zu den Schatten hinab steig' als unsterblicher Kranz,
Daß er verkünde, wie treu mein Herz sich zeigt in der Freundschaft,
Und des Verstorbenen Werth preisend verkünde der Welt.

Endlich möge denn Krates hier einen Platz finden, damit nach allen Wandlungen, welche wir die Elegie haben durchmachen lassen, sie sich schließlich im Gewande des Cynikers zeige. Und wunderbar, auch dies noch steht ihr gut. Der Verächter jeder feineren Sitte, jedes Lebensschmuckes, jedes Luxusartikels für Geist und Leib, der Verächter somit auch der Poesie, wie sollte er sich anders von Herzen mit der Poesie befassen können, als wenn er sie sich selbst persifflliren läßt? In der That sehen wir in seinen »Spielereien« (παίγνια) die Elegie als Parodie ihrer selbst

[1]) „Nicht nur machte Aristoteles ein Lobgedicht auf den Platon, sondern in der Elegie an den Eudemos preist er ihn auch.“ Olympiodor zu Plato's Gorgias bei Menag. zu Diog. Laert. V, 27. Aristoteles spricht von sich selbst.

und ihrer ernsten Vertreter mit Geschick von ihm angewandt. (Vgl. Solon. Eleg. 12, 1 ff.):

1.

Ihr des Olympischen Zeus und Mnemósyne's herrliche Töchter,
Ihr, von Pieria's Flur, Musen, erhört mein Gebet:
Futter verleiht für den Magen beständig nur, welcher mir immer
Ohne der Knechtschaft Noth leidliches Leben gewährt.

Aber der hellenische Geist rächt sich an seinem Verächter auf die edelste Weise. Er läßt ihm das Gedicht in dem Maße gelingen, daß man sieht, die verspottete Poesie ist seiner eigenen Seele Bedürfniß, und selbst der Scherz nimmt eine Wendung, die in seinem Munde fast erhaben klingt. Er wünscht sich von einem Leben, wie er es sich wünscht:

2.

Förderlich sei es dem Freund, aber nicht allzubequem.
Auch ruhmredigen Reichthum nicht, Schatzkammern der Käfer,
Und Ameisen-Erwerb speichr' ich mit Sorgen mir auf:
Sondern Gerechtigkeitssinn sei mein Theil, und Schätze begehr' ich,
Leicht zum Besitz und Erwerb und für die Tugend von Werth.
Werden die mein; so opfr' ich den heiligen Musen und Hermes
Nicht verschwendrischen Prunk, sondern ein sittlich Gemüth.

Hier ist denn doch etwas mehr als die schmutzige Derbheit eines »antiken Kapuziners«. Ungern entbehren wir darum seinen Lobgesang auf die Göttin: Einfachheit (*Εὐτέλεια* — La Bagatelle), deren ansprechende Anfangsverse uns aufbehalten sind:

3.

Sei mir gegrüßt, o Göttin und Königin, Liebling der Weisen,
Einfachheit, du Kind nüchtern-verständigen Sinns;
Deine Vortrefflichkeit ehrt, wer da geht auf dem Pfade des Rechtes.

Hiernach ist nicht schwer zu beurtheilen, mit welchem Rechte in Planudes' Anthologie und (nach Bergk) in einigen Handschriften des Stobäos die nachfolgende epigrammatische Elegie auf den Namen des Krates geschrieben wird. Ihrem Inhalt nach entspricht sie zwar auch wenig der Weise des Alexandrinischen Po-

sidippos, dem sie von bessern Autoritäten zugeschrieben wird. [1]) Denn während jener keine Ursache hatte, das Leben zu verwünschen, weil er nichts von ihm verlangte, konnte dieser, nach seinen übrigen Dichtungen zu urtheilen, es noch weniger, da er alle Genüsse in ihm suchte und fand. Demnach paßt die ganze epideiktische Manier, bei der es auf nichts weiter als eine abstracte Übung des Witzes ohne innere Betheiligung abgesehen ist, immer am besten für einen Alexandrinischen Versificator. Mag man sich also für Posidippos oder für den Komiker Plato entscheiden (denn auch dieser kommt noch zur Wahl), auf jeden Fall zeigt ein Vergleich mit den obigen Fragmenten des Krates, wie schlecht »Esel vor Maulthieren bestehen«.

4.

Welcherlei Pfad soll man einschlagen im Leben? Der Markt bringt
Hader und lästig Geschäft; bleibst du zu Hause, so hast
Sorgen du nur; auf dem Feld Mühsal, und Furcht auf dem Meere.
Gehst du auf Reisen und hast Geld, so geräthst du in Angst,
Hast du nichts, in Jammer und Noth; vermählst du dich, fehlen
Sorgen dir nicht; unvermählt lebst du in Einsamkeit hin.
Kinder zu haben, ist Last; nicht Kinder zu haben, Verwaisung;
Jugend hat thörichten Sinn; kindisch wird wieder der Greis;
Nimmer geboren zu sein darum wohl wäre das Beste,
Oder, man stürbe sogleich, wie man geboren, dahin.

Noch sei es zum Schluß vergönnt, durch ein Beispiel diese ganze Gattung müßiger Spielereien zu charakterisiren, deren eine immer die andere gebiert, so daß wir ganze Reihen von Parodien, oft die unbedeutendsten Variationen auf dasselbe Thema, in der Anthologie zusammengestellt finden. Es stammt von einem Metrodorus, ungewiß woher, und aus welcher Zeit.

Metrodorus.

Mancherlei Pfad kann man einschlagen im Leben; der Markt bringt
Ruhm und gewandtes Geschäft; bleibst du zu Hause, so hast

1) Stob. Cod. A. Trinc. bei Gaisf. Anthol. Pal. IX, 354. T. III, p. 254. ed. Lips.

Ruhe du nur; auf dem Feld Labsal, und Gewinn auf dem Meere.
Gehst du auf Reisen und hast Geld, so geräthst du zu Ruhm;
Hast du nichts, so weißt du's allein; vermählst du dich, fehlt nicht
Häusliches Glück; unvermählt lebst du bequemlicher noch.
Kinder zu haben, ist süß; nicht Kinder zu haben, ist Freiheit.
Jugend hat kräftigen Sinn; würdig ist wieder der Greis.
Nimmer geboren zu sein darum wohl wäre das Schlimmste,
Oder zu sterben: da ja Alles so schön in der Welt.

Und so wären wir denn mitten unter denn Alexandrinern angelangt und hätten der Zeit nach die Grenze bereits überschritten, die wir uns für den ersten Theil dieser Abhandlung gezeichnet haben. Es galt uns aber, durch vorläufige Wegräumung heterogener oder durch ihre Ähnlichkeit um so störenderer Erscheinungen, die Untersuchung für den folgenden Abschnitt zu vereinfachen. Die künstliche Wiederbelebung der erotischen Elegie, die unter dem Vorgeben oder mit der Absicht, an Mimnermos' Weise sich anzulehnen, unter den Händen gelehrter Grammatiker doch ein wesentlich verschiedenes Ansehn gewinnt: diese bildet für die Elegiker der folgenden Periode den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen. Von hier aus werden der so vielfach lenksamen Gattung neue Bahnen eröffnet, bis die Römer, welche sich in fast continuirlicher Reihefolge an ihre Vorgänger anschließen, als *echte* Nachahmer, die fremden Schätze in ihrem Sinne und in durchaus origineller Weise zu wahrhaft künstlerischen Productionen verarbeiten und eine nun selbständige Ära für die Elegie begründen. Als Ausgangspunkt aber der alexandrinischen Periode und als Urheber der gelehrten Richtung in der Elegie, wiewohl der Zeit nach noch dem so eben behandelten Abschnitt angehörig, ist *Antimachos* zu betrachten, den wir deshalb absichtlich bisher unerwähnt gelassen haben.

Theobald Höck.

Ein Beitrag

zur Geschichte der deutschen Literatur.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Eine der merkwürdigsten, zugleich aber der dunkelsten und unbekanntesten Epochen unsrer Literaturgeschichte ist diejenige, welche dem Eintritt der Opitzischen Schule zunächst vorhergeht. Die Bedeutung des Wendepunktes, welcher durch diese Schule selbst eingetreten, verkennt Niemand; wohl aber hat es unsern Literarhistorikern bisher, es mag unentschieden bleiben, ob nur am Material oder mehr noch an der Neigung gemangelt, auch die allmäligen Vorbereitungen, die unscheinbaren Anfänge dieser neuen Epoche zu erforschen. Während alles Licht der wissenschaftlichen Untersuchung, aller Glanz des Ruhmes in reichstem Maße auf Opitz und seine Nachfolger gefallen ist, hat man auf eine auffällige Weise den Zeitabschnitt vernachlässigt, welcher Opitz voraufgeht, und aus dessen zerstreuten Elementen endlich dieser selber sich entwickelt. Allerdings fehlt es dieser Epoche an großen Namen, an bedeutenden Werken, an poetischen Reichthümern; sogar das Wenige, was sie noch etwa besitzt, wird durch die spätere glänzende Erscheinung der schlesischen Schule in Schatten gestellt. Nichtsdestoweniger, weil es doch dem Literarhistoriker, ernstlich betrachtet, weder auf den Ruhm der Namen, noch auf den Reiz des künstlerischen Genusses, sondern allein darauf ankommen darf, den inneren, geistigen Zusammenhang der Erscheinungen nachzuweisen und jede neue, vollkommenere Stufe aus der vorangehenden zu erklären und gleichsam zu rechtfertigen: so scheinen eben diese vorbereitenden Epochen, und also auch die in Rede stehende, eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen,

und wird daher jeder Beitrag, durch welchen einiges Licht auf diese dunklen Partieen geworfen wird, sich auf den Dank des Publikums einigermaßen Rechnung machen dürfen.

Ein solcher Beitrag soll in den nachstehenden Zeilen gegeben werden. Sie betreffen einen Dichter aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts, den bisher sowohl das Publikum, wie sogar die eigentlichen Gelehrten kaum nur dem Namen nach gekannt haben.

Dieser Dichter ist Theobald Höck. Seine Gedichte erschienen pseudonym, unter wunderlichem Titel, im Jahre 1601:

»Schönes Blumenfeldt, Auff jetzigen Allgemeinen gantz betrübten Stand, fürnemblich aber den Hoff-Practicanten vnd sonsten menigklichen in seinem Beruff vnd wesen zu guttem vnd besten gestellet: Durch Othebladen Öckhen von Schamp Elzapffern Vermeorgischen Secretarien.

Recht bleibt recht, krump ist nicht schlecht.

Im Jahr 1601.« *) 4. 92 Blätter.

Über seine Lebensverhältnisse giebt er selbst in einem Gedichte dieser Sammlung Auskunft, das wir deshalb und weil es überdies für die Charakteristik seines Innern und seiner gemüthlichen, wie geistigen Eigenschaften von besonderem Interesse ist, hier vollständig mittheilen wollen. Es ist überschrieben: »Der Dichter beweint das Leben« und lautet:

1. Tausend fünfhundert siebenzig Jahr man zählet
Und drei darzu erwählet,
Den zehenden Tag Augusti in dem Monet,
Da Luna schier in der Jungfrau wohnet,
Im wenigsten Grad, am Sonntag auserkoren
Ward ich auf dWelt geboren.

*) Am Ende: „Gedruckt zur Lignitz im Elsas, durch Nickel Schöpffen, 1601.“ Das soll heißen: Nicolaus Schneider, oder, wie er sich auch nannte, Sartorius. Dieser Liegnitzer Buchdrucker war gebürtig von Görlitz, 1560, kam nach Liegnitz auf den Ruf Herzogs Friedrich IV. um 1582 und starb daselbst 18. Dec. 1621.

2. Ach leider, was erzähl ich viel mit Schmerzen
Dschwere Geburt von mütterlichem Herzen!
Mein Unglück, Kreuz, Pein, Kummer, Angst und Leiden,
Das ich vor diesen Zeiten
Ausstehn bisher und auch gedulden hab müssen,
Das umgehe ich mit Verdrießen.

3. Ach, wärs nit Sünd, so wünschet ich gar billig,
Daß mein liebe Mutter willig
Im ersten Bad ertränkt hätt gleich, oder
Auf d Welt gebracht mich todter,
Und daß mein Leben, Anfang und das Ende
Nit länger als die Zände [1]),

4. So Kadmus auf die Erd gestrået [2]), hätt gwåhret,
Mein Kreuz hätt auch aufghöret
In solcher kurzer Zeit; doch weils Gott gfället
Und ich zum Kreuz erwählet,
So muß ich bleiben der, darzu ich gschaffen
Und wider Gott nit klaffen [3]).

5. Banfangens [4]) der Schuln und Pilgers-Orden ich fein merket,
Mein Freiheit stets sich stärket [5]),
Drauf wur [6]) ich ghörlos, stumm, darzu gar blinde
Und ging in Laberinthe
Des großen Gottes und Tyrannen wilde,
Den d Welt ein Kind nennt milde;

6. Der führt mich in die Babylonisch Gfängniß:
Ich dacht an mein Empfängniß
Und auch die Stund, darin ich war geboren,
Die Zeichen haben mirs geschworen:
Zwei Augen, zwo Händ, ein rosenfarber Munde
Mich täglich machten wunde.

7. Wir beide trunken von dem Brunnen also süße,
Der von Ardenna flüße.
Ich liebt sie von Herzen, Gemüth und Sinnen,
Sie haßt mich als ein Spinnen.

---

1) Zände, Zähne. 2) gestrået, gestreuet. 3) klaffen, murren. 4) Banfangens; d. i. Bei Anfangs, im Anfange; so steht Bl. 52. BAbends. 5) stärket, im Druck strecket. 6) wur, wurde.

Wies weiter ging, will ich nit viel mehr sagen,
Du magst sie selbs drum fragen.

8. Ich wollt auch schier so leicht sein gfangen gwesen
Beim Türken in dem Wesen
Die Zeit, es wär ein schlechter Unterscheide,
Bloß nur allein am Kleide:
Daß ich dürft tragen Sammat und auch Seiden,
Z Fuß gehn nicht, sonder reiten,

9. Und daß man hie ein Galân auch nennet,
Fürn Sklaven mich erkennet,
Und trüg ich gleich kein Eisen an den Füßen,
So hab ichs tragen doch müssen
Am ganzen Leib, verborgen an allen Gliedern,
Das macht vor Furcht mich zittern.

10. Acht Jahr bin ich so stark hie gfangen glegen
Von dieser Jungfrau wegen,
Irrend umgschweift am wilden Meer der Liebe,
Erfahrn manch Unglück trübe,
Gleichwie Ulysses der geduldig Ritter
Manch Abentheur so bitter.

11. Bis mir auch Ariadna hat gerathen
Zum Ausgang durch den Faden,
Daß ich durch Gottes Güt bin ledig worden
Von solchem schweren Orden.
Gott dem Herrn dank ich dafür besunder,
Weil ich darin ausgestanden viel Wunder.

12. Und ob mir wol Amor hernacher weiset
Zwo andere Lieb mir preiset,
An Reichthum, Adl, Schönheit wohl erschaffen,
So waren s' mir doch nit beschaffen.
Der Tod mir s' vor der Zeit hinnahm und raubet,
Daß ichs nit ghofft und glaubet.

13. Drum ob ich d Lieb wol nit kann verreden,
So hab ich Gott doch beten,
Er wöll mich eh ohn Ehe leben oder sterben
Lassen, das Glück erwerben.
Dir ist mein Begier, Herr, unverborgen,
Mein Seufzen auch und Sorgen.

14. Du weißt, daß ich hab Ehr und Lieb gesuchet,
Wers falsch meint der sei verfluchet,
Wer Ursach ist und an meim Unglück schuldig,
Der leid die Straf geduldig.
Die Rach ich dir allein hie thu befelchen:
Der Tod kanns alls verwelchen [1]).

Dieses Gedicht, verbunden mit dem oben mitgetheilten Titel des Buches, bilden beinahe die einzige Quelle über das Leben unsers Dichters. Er ist demnach am **10.** August **1573** geboren und zwar in der Pfalz [2]). Seinen Namen hat er durch Buchstabenversetzung in Otheblad Öckh [3]) verwandelt. Im Jahre **1601** nannte er sich Secretär des Peter Wok, des letzten Sprosses aus dem berühmten Geschlechte derer von Rosenberg, und lebte zu Wittingau in Böhmen. Außerdem habe ich noch ermittelt (**1827** im Wittingauer Archive), daß er im folgenden Jahre vom Kaiser laut Diplom d. d. 4. Februar **1602** geadelt worden, und daß in Wok's Testamente [4]) seine treuen Dienste rühmlich erwähnt werden.

Die Sammlung selbst besteht aus achtzig Gedichten, die sich im Ganzen in zwei Kreise zerlegen lassen: in eine Sphäre der subjectiven Leidenschaften, das heißt in diesem Falle ausschließlich der Liebe, und in eine andere des Staats- oder mehr noch des Hoflebens. In beiden zeigt er sich als einen Menschen von reichem und innigem Gemüth, zutraulich, zu Liebe und Wohlwollen ge-

---

1) verwelchen, verwandeln.

2) Aus seinem Geburtsorte hat er durch Buchstabenversetzung Ichamp gemacht, gewiß ein Ort unweit Zweibrücken, der sich leicht in einem Ortverzeichnisse von Rheinbaiern auffinden läßt (Imbach?)

3) In einem Exemplare auf der Magdalenen-Bibliothek zu Breslau steht von seiner eigenen Hand:

„Herren Erenfrieden von Verbistorff Seinem treuherzigen Herren Brudern
Verehrt diß Buchlein Zu freundtlicher gedechtnus der Author selbsten
Theobaldt Hockh.
Wittingaue, d. 15. Febr 1603."

4) Ganz abgedruckt in Jaroslaus Schaller, Topographie des Kön. Böhmen 13. Th. S. 53—91. Es ist vom Georgiustage 1618. Peter Wok starb im folg. Jahre, s. Dewerdeck, Silesia numism.

stimmt, leicht erregt und leicht gewonnen, aber eben darum auch leicht getäuscht, woraus denn, wie der Leser bereits an obigem Gedichte gemerkt haben wird, nicht selten ein gewisser sentimentaler Hang, ein gewisses Wohlgefallen am eignen Leid sich entwickelt, dem der Dichter sich sogar mit Leidenschaft und nicht ohne einige Übertreibung ergiebt. Doch ist es ihm bei all seinen Poesieen nur um die eigene künstlerische Befriedigung, nur um den lebendigen Ausdruck des eigenen Innern zu thun, keineswegs um schriftstellerische Bedeutsamkeit und eine Stellung in der Literatur, wofür unter Anderm auch jene seltsamen Entstellungen seines Namens ꝛc. auf dem Titelblatt seiner Sammlung ein Zeugniß abgeben. Seine Sprache ist mitunter sehr rauh, oft überladen mit Härten, welche der Ausstoß von Vocalen in der Regel bewirkt; sie hat daneben etwas Alterthümliches, was ihr mitunter ein keckes, ritterliches Ansehen giebt. Doch tönen viele mundartliche Wörter und landschaftliche Redensarten dazwischen, die dann nebst den mancherlei persönlichen Beziehungen das Verständniß sehr erschweren. Demungeachtet athmen diese anspruchlosen poetischen Ergüsse eine Frische, Wärme und Wahrheit der Empfindung, daß wir den Mangel äußerer Correctheit, der auch namentlich im Metrischen stark hervortritt, leicht vergessen, und lieber zu ihnen zurückkehren mögen, als zu den schulgerechteren Erzeugnissen der meisten Opitzianer.

Verweilen wir nun länger bei diesen beiden Hauptgegenständen der Höckschen Poesie! Zuerst also bei der Liebe.

Sie ist das erste und früheste Gefühl, dessen er sich überhaupt entsinnen kann (XIV):

1. Zur Zeit da ich nit kennet mich,
Ein kleines Kind noch bin gwesen,
Führt ich ein kindisch Wesen.
Der Tuten[1]) und ein Apfel roth
Mir lieber war als Gold ohn Spott.

1) Tuten, Mutterbrust.

2. Da ich so klein ein Kindlein rein
Gweſt und lag in der Wiegen,
Da war mein größtes Lieben
Ein Zucker und ein hülzenes Roß
Küſſen und halſen alſo bloß.

3. Und da ich wur[2]) ein Knäblein nur,
Verzehrt ich meine Jugend
In Fürwitz, Liebes Tugend.
Mich irret nichts, um thät ich ſtieren[3])
Mit Fiſchen, Vöglen, andern Thieren.

4. Bis mit der Zeit durch Unglücks Neid
Ich wuchs an Witz und Jahren,
Da wollt ich auch erfahren
Den Unterſcheid an Mann und Weib,
Wie eins fürs andre hätt ein Leib.

5. Ich dacht ſo ring[4]), es wär ein Ding[5]),
Es wär kein Unterſcheide,
Ein Jüngling und ein Meide
Allein am Kleid, bis daß ich gmalt
Erſt nackend ſah der Venus Geſtalt.

6. Da iſt das Gmäl[6]) die Schlang gweſt häl[7]),
Die mich zum Lebendigen reizet,
Ein Feur in mir erheizet;
Cupido hat zugeblaſen bald,
Daß mir jetzt heiß wur und jetzt kalt.

7. Da fragt ich frei um Arzenei
Die Alten in dem Lande:
Die warnten mich vor Schande,
Ich ſollt mich hüten wie vor Gift
Vorm Sehen an nach Laut der Schrift.

---

2) wur, wurde. 3) ſtieren, ſtören, ſich außer dem Hauſe was zu ſchaffen machen. So heißt es Bl. 57:

Sondern daher nur auf der Stör
Umzog wie d Handwerks Geſellen

Vgl. Friſch. 2, 340 c. 4) ring, leicht. 5) ein Ding, einerlei. 6) Gmäl, Gemälde. 7) häl, ſchmeichelnd.

8. Der Mensch der würd auch inficiert
Von Sehen nur besonder.
Ich dacht, das sein wol Wunder,
So doch all Krankheit kommen her
Von Anrührn, Fressen, Saufen mehr.

9. Und hätt man mir nur solch Begier
Verboten nit ohn Schmerzen,
So hätt ich mich von Herzen
So hart[8]) darnach nit blangt[9]) noch gsehnt,
Ich hätt davon mich leider gewendt.

10. Recht wie man spricht: verbotne Richt[10])
Die sein eim nur best lieber,
Als einem der hats Fieber.
Doch kam das Anrühren kaum so gschwind,
Zum Sehen daß ich auch wur blind.

11. Und fiel in Bann, die Reu mir rann
Im Busen bald mit Schrecken.
Ich wollt mich gern verstecken
Und dacht, wär ich ein Knäblein wiedrum
Und läg in meiner Wiegen frumm!

12. Doch hin war hin, das war mein Gewinn:
Hinfort ich sein sollt frümmer.
Zeit währt und Ehr kommt nimmer,
Was einmal wird verscherzt, verlorn.
Durchs Sehen ich verführt bin worn[11]).

13. Drum junger Mann, ein Beispiel schon[12])
Hast jetzt von mir vor Augen:
Erfahrnem magst du glauben.
Hüt dich nur vor dem ersten Biß,
So bleibt der ander außen gwiß.

Schon hier sieht man, daß ihm die Liebe keineswegs, wie man aus seiner sonstigen sentimentalen Haltung vermuthen möchte, eine bloße Abstraction, ein bloßer wesenloser Aufschwung der gereizten

8) hart, sehr. 9) blangt, verlangt. 10) Richt, Gerichte. 11) worn, worden. 12) schon, schön.

Empfindung ist; vielmehr weiß er sie als eine starke sinnliche Neigung mit frischen Farben lebhaft zu schildern (LXX. Str. 1—3):

1. Wem diese braunen Augen
Das Herz im Leib nit hitzen,
Mit Liebes Feur entzünden noch berauben,
Daß er vor Freud möcht schwitzen,
Der ist nit werth, sag jetzund ich wol bsunnen,
Daß ihm scheint die Sunnen.

2. Wem dieser liebreich Munde
Mit seinen süßen Worten
Und mit seim Gsang nit fröhlich macht all Stunde,
Im Lieb so mancher Sorten,
Der ist ein Thier und Stein recht untern Leuten
Und soll sich lassen bschneiden.

3. Wer in den linden Händen
Liebsfeur nit will empfinden,
Zu küssen sie nit Lust hat noch Liebsenden [1]),
Die nicht ist auszugründen,
Der ist nit werth, daß er auf Erden
Lieb hab noch gliebt soll werden.

Darum macht diese Liebe ihn auch dann erst wahrhaftig selig, wenn sie im süßen Wechselverkehr der Neigung erhört und erwiedert wird (LXXI. Str. 1—4):

1. Selig und aber [2]) selig ist der Leibe,
Wo Augen, Herz und Mund zugleich sich üben,
Wo Lieb an d Lieb darf mahnen,
Lieb mit Lieb blohnen:
Da wär gut wohnen.

2. Selig und aber selig sind die Augen,
Die solche Zier schaun an die nit zu glauben.
Wo Augen mit Winken eben
Die Losung geben:
Da wär gut leben.

3. Selig und aber selig sind die Ohren,
Die solche Freude zu hören sind geboren:

1) Liebsenden, Liebesschmerzen. 2) aber, abermals.

Mein Herz liebt dich von Herzen;
Wo Lieb ohn Schmerzen:
Da wär gut scherzen.

4. Selig und aber selig sind die Hände,
Die diesen Leib rührn an an allem Ende.
Wo Händ in d Händ sich schließen,
Die Lieb mag gnießen:
Da wär gut büßen.

Aber wie die Süßigkeiten der Liebe, so hat er auch ihr Bittres kennen gelernt, insbesondere die Qualen der Eifersucht, die er lebhaft darstellt (LXI):

1. Thue ich gleich, was ich immer wöll,
So dünkt mich, ich sitz in der Höll.
Ich trau mir selber nicht,
Ein Fliegen mich ansicht.

2. Ich fühl stets ein nagenden Wurm,
Ausstehe oft manchen Strauß und Sturm,
Mit mir ich sicht und krieg
Allein von wegen Lieb.

3. Mich dunkt ich seh, ich mein ich hör
Stets etwas, das ich nit begehr;
Sorg und Anfechtung leer
Mein Herz mir machen schwer.

4. Was ich sich[1]) dunkt mich zwiefach sein,
Ich fürcht mich für dem Schatten mein,
Wür[2]) oft zum Narren drob,
Das ist doch schier zu grob.

5. Was ich nit haben mag mit Fried,
Das gönn ich auch eim andern nit.
Der Neid mir allzeit macht
Ein Argwohn und Verdacht.

6. Unmüglich Ding sicht mich stets an,
Sich doch, daß ichs nit wenden kann,
Wie fleißig ich sich auch,
Dem Bock ich nicht entlauf.

1) sich, sehe. 2) wür, werde.

7. Ich weiß nit wo, wann oder wie
Ich jetzt mein Leben verzehr allhie;
Ich hoff und zweifel doch,
Was mich stets reuet noch.

8. Ich kann nit wissen was doch sei
Das für ein Pein und Zauberei
Sonst oder für ein Zucht,
Man nennts die Eifersucht.

9. Klag ich, so schäm ich mich gar sehr;
Schweig ich, so plagt mich d Lieb noch mehr.
Kein Segen, Zeichen, Schloß
Hilft nit, es wird alls los.

10. Ich hüt der Floch[3]) und Pein, man spricht.
Es hilft nicht oder darf es nicht.
Kein Augenblick hab ich Ruh.
Man lacht mein noch dazu.

Ebenso den Schmerz getäuschter Liebe (LXVI)[1]):

1. Nacht und Tag hab ich gedient
Eim Fräulein rein und zarte;
Damit ich nur ihr Lieb verfühnt,
Kein Fleiß noch Mühe ich sparte.

2. All ander Lieb, Freud, Luft und Geld
Hab ich veracht aufgeben,
Ja alle Schätz der ganzen Welt
Allein von ihrentwegen.

3. Kein andern Dank kriegt ich davon,
Leer Stroh hab ich gedroschen,
Schabab! ein Körbel ist mein Lohn,
Die Lieb ist ausgeloschen.

4. Ich hab gehofft so herziglich,
Mein Lieb wiederum zu genießen,
Nun läßt sie michs ja hinter sich
Ganz höflich jetzund gnießen.

5. Es ist halt, wenn ichs sagen soll,
Bei euch ihr schönen Jungfrauen
Viel Gschrei und wunderwenig Woll,
Sant Velten soll euch trauen!

3) Floch, Flöhe. 1) Auch abgedruckt in Docen's Miscellaneen 1, 283.

6. Wer euern glatten Worten traut,
Der möcht sein Mühe wol sparen,
Er säet in Wind, ins Meer auch baut,
Wie ich es auch wol erfahren.

Er weiß also, daß Cupido kein Kind ist (LXII. Str. 5 u. 6):

5. Fürwahr, Cupido ist kein Kind,
Nicht bloß und blind,
Wie doch den Leuten trämet [1]);
Es ist der edlest, ältest Gott,
Der Lebn und Tod
Dem Menschen giebt; er zähmet
Mit solcher Cur auch die Natur,
Bekleidt ein jeder Creatur.

6. Er macht gelehrt, edel, witzig, reich,
Stark, schön zugleich;
Er sicht was nit kann sehen
Des Menschen Aug; er ist ein Geist
Der Alles speist.
Niembts [2]) kann ihn conterfehen:
In keiner Gstalt erscheint sein Gwalt,
Du mußt ihn nur empfinden bald.

Drum will er sich vor dem gefährlichen Gott ins Künftige hüten, er will, um das köstliche Gut seiner Freiheit zu retten, sich ein für alle Mal nicht mehr verlieben (VII):

1. Nimmer nach Liebesfreuden,
Nimmer nach Buhlen darbei
Tracht ich gleichwie vor Zeiten,
Ich bin schon einmal frei
Von Phantasei.

2. Nimmer wie vor ich singe
Von deinem Spiel, Amor,
Nimmer mit dir ich ringe
Um dein Gnad und Favor,
Wie ich gethan zuvor.

---

1) trämet, träumet. 2) niembts, niemand.

3. End hats Galanisieren,
Ich dien dir nimmermehr,
Du wirst mich nimmer führen
Jetzt bei der Nasen her;
Gnug ists, denn Zeit hat Ehr.

4. Ich scheid von dir mit Wissen,
Ich bin schon nimmer blind
Und ich jetzt in meim Gwissen
Kein Feur ich mehr empfind,
Kein Strick auch der mich bindt.

5. Wer gern will lernen buhlen,
Erfahrn auch Unglück viel,
Der komm zu mir in d Schulen,
Hübsch ich ihms zeigen will,
Was Lieb kann und ihr Spiel.

6. Vor war ich recht besessen
Mit Liebes Last und Sucht,
Jetzt hab ichs gar vergessen,
Aus Reu wuchs mir die Frucht —
Gott sei gedankt der Zucht!

Er gefällt sich darin, diesen Entschluß in mannigfacher Weise zu wiederholen und in den verschiedensten Formen auszusprechen, z. B. II. Str. 3—8:

3. Ich der ich auch bin gwesen
In Liebes Kampf und Schul,
Erfahren hab das Wesen,
Wie Venus und ihr Buhl
Eim machet heiß und kühl;

4. Ich der ich vor[1]) gedichtet
Von Lieb und Liebesart,
Manch Wunderreim geschlichtet
Von Frauenlieb so zart,
Was mir begegnet ward;

5. Ich der ich vor der Liebe
Untreu, Unbständigkeit,
Ihr Eifersucht so trübe,

1) vor, vorher.

Argwohn und Herzenleid
Beweint ohn Unterscheid —

6. Jetzt muß ich von der Welte
Bosheit und Untreu groß,
Von ihrem Pracht und Gelde,
Von ihrer Narrheit los
Dichten so schwer und bloß.

7. Jetzt muß ich erst verlachen
In halben Tagen alt
Der Welt so Wundersachen,
Ihr krumm Form und Gestalt,
Die doch vergeht so bald.

8. Jetzt will ich sagen von Kriegen
Und von dem Hofleben reich,
Von Hauswirthschaft und Wiegen,
Von Herrn und Knecht zugleich,
Nach dem ich Zeit erschleich.

Dasselbe spricht er noch in einem andern Liede aus (X):

1. Vor hab ich stets getrauret,
Der Lieb Untreue mich dauret,
Mein Dichten, Seufzen, und mein Weinen und Klagen
War alls, daß mich Lieb so hart thät plagen.
Habs doch sagen dörfen,
Wie hart mich Glück thät werfen.

2. Der Unfall hätt mich troffen,
Noch thät ich allzeit hoffen
Der Treuen Dienst doch mit der Zeit zu genießen.
Wie ich solch Lieb aber hab müssen büßen,
Das kann ein jeder glauben,
Dieweil ers sicht mit Augen.

3. Jetzt da ich bin entgangen,
Die Lieb an ein Nagel gehangen
Und hofft mein Leben zu Ruh und Freud zu bringen,
Siehe so muß ich erst recht klagen und singen
Von der Welt Wundersachen,
Von Weinen und von Lachen.

4. Von ihrem Pracht und Betriegen,
Von Untreu, Neid und Kriegen,
Von Luſt, Betrug und Gwalt, von Panketieren,
Von Spielen und Buhlen, von Eifer und Stolzieren,
Wie ſie herummer ſchwanzen
Mit Hoffahrt und Finanzen [1]).

5. Damit muß ſtets ich klagen
In jung und alten Tagen,
Stets traurig ſein, mit Untreu haben zſchaffen.
Gott und die Wahrheit iſt allein mein Waffen,
Von ihm iſt Alles beſchaffen,
Darwider hilft kein Klaffen.

Er kann auch ſcherzen nnd ſpotten über dieſen Entſchluß, nicht weiter zu lieben:

Schöns Lieb, ich muß dich laſſen,
Ich fahr dahin mein Straßen, fa la la la la!

beginnt er ein Lied nach einer italieniſchen Weiſe. Dann fährt er fort:

7. Adio, ich ſcheid mit Wiſſen,
Mich hilft kein Händlein küſſen;

8. Wie oft ich mich auch bück,
Aufwart unds Hütel rück;

9. Kein Briefſchreibn noch Hofieren,
Kein Singen noch Spatzieren;

10. Hilft nit, Schabab ich bin!
Adio! ich fahr bandiert dahin.

Er erklärt dann der Venus, oder eigentlich dem Amor:

13. Drum will ich von dir fliehen,
Mit deim Vater hinziehen,

14. Ihm dienen in dem Krieg.
Nun gſegen dich Gott, mein Lieb!

Nach einem andern Liede, das ganz volksmäßig beginnt (XLVI.):

Larma Unfried in der Welt,
So kriegen Reuter und Landsknecht Geld
Zu Waſſer und zu Lande — la la la la.

---

1) Finanzen, Geldwucherei.

zieht er abermals in den Krieg, das Geld wiederzugewinnen, das er der Liebe zu Ehren und zu Gefallen verthan hat:

So ziehen wir ins Feld mit Freud,
Damit wir kriegen gute Beut,
Im Sommer ist gut wandern.

So also sehen wir unsern Dichter aus den Stürmen und Drangsalen seiner Liebesepoche, aus den Thränen und Seufzern, den Täuschungen und Klagen einer leidenschaftlichen Jugendzeit sich frühzeitig auf einen heitern Gipfel männlicher Lebensanschauung retten, wo selbst die Schmerzen und Täuschungen der eigenen Vergangenheit ihm nur noch zu freundlichem Ergötzen dienen müssen. Diese heitre männliche Stimmung, dieser ungetrübte und freie Blick ist es nun auch, der uns wiederum in der zweiten Sphäre der Höckschen Dichtungen, in den Hof- und Staatspoesieen, begegnet. Auch hier scheint er Anfangs manche Täuschungen und manches Ungemach erfahren zu haben, weil seine edle Natur nicht zu allen jenen Dingen sich bequemen konnte, die es zur Erreichung persönlicher Zwecke bei allen Höfen, damals wie jetzt, bedarf. Er kann um kein Amt betteln:

Das thut kein edles Herze,
Sondern veracht solch Scherze.

Dennoch ist er nicht erbittert darüber, daß ihm das Schicksal nicht gewährt, was Andern in dieser Beziehung zu Theil ward. Nur das kann er nicht unterlassen, satirisch den Weg anzudeuten, wie alle diejenigen, die über dem Zweck gern die Mittel vergessen, in der That zu besseren Erfolgen gelangen können. Sie sollen, sagt er, sich nur hübsch um einen Herrn Vetter oder eine Frau Muhme umthun (XLVII und XLVIII.):

Vom Herrn Vettern.

1. Mancher der gern befürdert wär
Und kann hinfür nicht kommen,
Klagt über die Fortuna schwer,
Des Glücks Huld ohn all sein Schuld
Versagt ihme sei und gnommen.

2. Was für ein Glück das aber sei
Ist nichts, nur daß ihm mangelt
Ein Vetter oder Schwager frei,
Der sein Begehren und Noth mit Ehrn
Zu Hof fürbrächt und handlet.

3. Sonst stehet er wol hinter der Thür,
Hat er zu Hof kein Schwager.
Es heißt: scheub mich, ich scheub dich für.
Schmier nur den Wagen, so mag er tragen,
Sonst bist du dürr und mager.

4. Man darf mir auch kein andern Gott,
Ja kein Fortuna zeigen,
Auf einer Muschel nacket roth,
Den ich um Gold anrufen sollt
Und mich vor ihme dürf neigen.

5. Mir wär nur ein Herr Vetter gnug,
Dürft sonst kein Glück noch Witzen;
Ein Schwager hilft mir auch mit Fug, [1])
Ders Wort mir redt, daß ich beim Brett
Vor andern wür [2]) wol sitzen.

6. Drum willt du z Hof befürdert wern, [3])
Schau, daß hast ein Herrn Vetter!
Du wirst glehrt, edl, voller Ehrn,
Ein Kriegsmann frei, noch mehr darbei —
Doch kehrn Rock nach dem Wetter!

Von der Frau Muhm.

1. Es ist wahr, wie ichs erfahr,
Ein groß Glück ist auf Erden,
Wem es zu Theil mag werden,
Wer da zu großen Ämten und Ehrn
Bei Hof jetzt will befürdert wern,

---

1) mit Fug, wenn es sich fügt, gelegentlich. 2) wür, würde. 3) wern, werden.

2. Daß er beim Brett, ohn Scherz ich red,
Ihm ein Herrn Vettern beſtellet,
Ein Schwagern auch erwählet,
Der macht ihn witzig, edel, glehrt,
Ein Kriegsmann und was er begehrt.

3. Doch dunkt mich ſchier, ich hielts mit dir,
Es kunnt eim auch nit ſchaden,
Wenn ihme das Glück würd grathen,
Daß ein Frau Muhm er überkäm,
Die um ſein Wohlfahrt ſich annähm.

4. Ein Gvatterin ging auch wol hin,
Die können einen befödern
Zu Dienſten und zu Gütern;
Der Muhmen Gunſt viel Guts hat than,
Wer ſich nur recht drin ſchicken kann.

5. Verträulichkeit und Heimlichkeit
Bei der Frau Muhm man ſpüret,
Kein Argwohn da ſich rühret,
Weil unter guten Freunden ſein
Gmein all Ding wie der Sonnenſchein.

6. Drum mein Fraue Mahm, ſag ich in gheim,
Ein Gvatterinn darneben,
Mir lieber iſt, als eben
Zwölf Vettern oder Schwager frei,
Viel Schwäger und viel Geld darbei.

Auch er hat wohl erfahren, was er an einem andern Orte ſagt (XV. Str. 10.):

Oft unterm Strohdach liegt umſunſt
Die edleſt Tugend, Witz und Kunſt.
Niembts ſuchtſ, niembts findtſ, alſo verſchwindtſ,
Bleibt wie ein Schatz verborgen,
Kein Nutz niembts draus mag borgen.

Dennoch hat er das Vertrauen zu ſich ſelbſt nie verloren und eine gewiſſe poetiſche Lebensanſchauung muthig behauptet. Denn

am Ende, weiß er, ist doch ein Jeder seines eigenen Glückes Schmied (LIV.): [1]

1. Man sagt, wems Glück wol pfeifet,
Der mag wol lustig tanzen;
Wems Glück zum Würfel greifet,
Der gwinnt oft manche Schanzen,
Mit Freuden mag umher schwanzen.

2. Wems Glück das Hörnel bläst,
Der fangt, wenn andre jagen.
Glück, wemstu dFelder säst,
Der mag das Traid heimtragen,
Darf niemands auch drum fragen.

3. Wenns Glück ist Keller, Koch,
Der trinkt, wenn ihn thut dürsten,
Ißt, wenn ihn hungert noch.
Das Glück oft gleich thut pürsten
Den Bettler wie den Fürsten.

4. Wenns Glück das Fähnlein schwingt,
Da giebts gut Beut und Kriegen.
Wenns Glück dem Buhler singt,
Da ist gut Kinderwiegen,
Galanisieren und Lieben.

5. Doch ist selbst jeder Schmid
Seins eigenen Glücks allzeiten.
Wer wohl ihm bett damit,
Wohl auch wird liegen mit Freuden,
Ob man ihn gleich thut neiden.

6. Dein Glück fleucht nit von dir,
Was dir auf Erden beschaffen.
Schau nur, weils vor der Thür,
Daß dus nit thust verschlafen,
Brauch Mittel, Zeit und Waffen!

Zuweilen fällt er aber doch in trübe Gedanken. Die un-

1) Auch abgedruckt in Docen's Misc. 1, 282. 283. Dies Lied war bereits in die music. Sammlungen der älteren Zeit übergegangen.

glückliche Zeit, die damals für Deutschland, ja für ganz Europa anhub, scheint dem Dichter in trüben Ahnungen vorzuschweben. Er sieht, welch ein allgemeines Verderbniß schon damals einbrach und wie sich überall Unglaube, Sittenlosigkeit, Gewalt und Willkür geltend machten (LXIII. Str. 6 und 7.):

6. Kein Zeichen, Ungewitter groß
Die Leut mehr thut erschrecken,
Kein Schaur, Krieg, Sterbn noch Hunger bloß,
Die Erd sich thut aufdecken.

7. Kein Straf noch Zucht, kein Gsatz noch Recht,
Kein Singen, Bannen, Predigen
Hilft nichts bei Herren noch beim Knecht,
Selbst sie sich draus erledigen.

Er sagt geradezu, daß Regierungen und Volk nichts taugen (XV Str. 11.):

Wie dSchaf so sein die Hirten:

und daß um Geld Alles feil ist, sogar

Dienst, Ämter jetzt mit Haufen
Ums Geld man nur muß kaufen.

Aber auch in dieser Stimmung bleibt er nicht schwermüthig stecken, im Gegentheil, er entäußert sich ihrer zu heiterm Scherz und schwingt muthigen Sinns die Siegesfahne des Humors über alle Unvollkommenheiten dieser Erde, die noch nicht die schlechteste ist: darum nämlich, weil zu jedem Schlechten, das existirt, noch ein Schlechteres sich denken läßt, das existiren könnte. Und das ist auch ein Trost (LXIX):

1. ZFuß gehn und hinken schwer,
Hungerisch sein und nicht essen,
Trinken vom Becher leer,
Hart liegen und übel gsessen,
Gwalt leiden, vergeben, vergessen.

2. Tanzen und nit hofiern,
Traurig sein und darzu lachen,

Viel spielen und stets verliern,
Schläferig sein und viel wachen,
Nichts haben und Schulden machen.

5. Bürg sein und auch bezahln,
Viel zusagen und wenig halten,
Ein blaues fürs Angesicht maln,
Gehabt haben und doch nichts behalten,
Hilft wenig Jung und Alten.

4. Halsen und küssen nit,
Im Bett liegen und nit schlafen,
Sein ohn ein Zang ein Schmid,
Viel buhlen und nichts schaffen,
Viel lügen und viel klaffen.

5. Im Bad nit werden naß,
Sitzn neben seiner Frauen
Und sie nit dürfen baß
Anrühren recht oder anschauen,
Noch reden in Vertrauen.

6. Gschlagen wern und doch nit wehrn,
Eifern und doch nit genießen,
Nichts gewinnen, nichts verzehrn,
Geld haben und mangln müssen,
Das muß eins wol verdrießen.

8. Wer dieses mit Geduld
Ausstehn kann und ertragen,
Der muß doch nit ohn Schuld
Gar starke Pein wol haben,
Darzu ein Straußenmagen.

Mit diesem heitern Farbenton will ich das Bild abschließen, das ich von diesem bisher ganz unbekannten Dichter zu entwerfen gesucht habe. Daß es nicht bloß der Fund an sich ist, was mich erfreut, sondern daß dieser Dichter, gemüthlich, klar, empfindungsreich, voll naiver Lebendigkeit, wie er ist, auch seinen Werth an sich hat, dies werden hoffentlich die mitgetheilten Proben erwiesen haben;

zu geschweigen von dem Werthe, den jede Erweiterung unserer Kenntniß im Einzelnen, und wäre sie noch so klein, für die Gesammtkenntniß und das wahre geistige Verständniß unsrer Literatur nothwendig mit sich führt.

Eichberg am Bober,
Fastnacht 1844.

Über

die Unterhaltungsliteratur,

insbesondere der Deutschen.

Vom

Herausgeber.

Bei allen Völkern geht neben der eigentlichen Literatur, wir meinen, jener Masse von Büchern, welche gleichsam den geistigen Grundbesitz eines Volkes, die Documente seiner inneren Geschichte bilden und als solche, in stetiger Entwicklung, von Geschlecht zu Geschlecht forterben, eine andere, zweite Literatur einher, welche, scheinbar unberührt von der übrigen geistigen Entfaltung, allein für den Augenblick vorhanden ist und mit ihm untergeht. Es ist dies die sogenannte Unterhaltungsliteratur: eine Literatur also, bei der es sich, streng genommen, so wenig für den Schaffenden, wie den Empfangenden, den Autor, wie den Leser, um eine künstlerische That, einen ästhetischen Genuß, eine Vertiefung in das Schöne, Wahre, Göttliche handelt, sondern einzig und allein um ein Buch, das einige Zeit hindurch unser Interesse gefangen nimmt und uns auf diese Weise hinweghilft über ein paar öde, beschäftigungslose Stunden. Man hat, wenigstens in einigen Provinzen unsers Vaterlandes, und auch in diesen nur in der vertraulichen Redeweise, für diese Gattung von Büchern noch einen andern Namen, der beinahe noch bezeichnender ist: man nennt sie Lectürbücher. Ein sehr charakteristischer Pleonasmus. Nämlich Bücher, die man liest, nur um zu lesen, bei denen es gleichviel ist, was sie enthalten, ob sie gut sind oder schlecht: sie lassen sich lesen, das ist Alles und ist genug.

In der Literaturgeschichte, wie unsre Gelehrten sie schreiben, hat diese Literatur bisher keine Rolle gespielt; man hat sie entweder ganz mit Stillschweigen übergangen, oder, besten Falls, mit

einer Kürze abgefertigt, die dem außerordentlichen Umfange dieser Literatur nur wenig entspricht. Sehr natürlich: da bis auf die jüngste Zeit die Geschichte unsrer Literatur meist von Ästhetikern oder doch von Solchen geschrieben ward, die Ästhetiker zu sein und sein zu müssen glaubten. Diese konnten begreiflicher Weise keine Neigung empfinden, sich in eine Sphäre literarischer Production zu vertiefen, in der das Wort Ästhetik gar nicht vernommen wird, ja wo jedes Genre willkommen ist, so unästhetisch es sei, wenn es nur unterhält. So hat sich allmälig über diese ganze Literatur eine gewisse ästhetische Geringschätzung gelagert, die bei Vielen sogar von einer Art moralischer Bedenklichkeit nicht frei geblieben ist.

Was uns betrifft, so vermögen wir weder jene Geringschätzung, noch diese Bedenklichkeit zu theilen. Vielmehr es dünkt uns thöricht, scheel zu sehen auf die Existenz einer Literatur, und ob sie auch wirklich nur eine Literatur zweiten Ranges wäre, so lange wir die Thatsachen, welche ihre Existenz nöthig machen, so wenig wegschaffen, als wegleugnen können. Es wäre freilich wohl schön, wenn die Kunst von Niemand weder geübt, noch gesucht würde, als lediglich um ihrer selbst, um ihrer keuschen, innigen Umarmung willen. Allein was ist damit gesagt, als daß es wohl schön wäre, die Welt wäre anders, als sie ist? — Nicht vor die Tugend allein, auch vor das Schöne haben die Götter den Schweiß gesetzt. Auch die Kunst hat ihre Mysterien; auch das Gefühl des Schönen, die Empfänglichkeit für das Vortreffliche, will erst durch Arbeit und Studium errungen sein. Nicht jedes rohe Gemüth ist ohne Weiteres fähig, das Schöne zu empfinden, wo es ist, geschweige denn es zu begehren, wo es nicht ist, und das Unschöne, das man ihm statt seiner bietet, zurückzuweisen; auch der Boden, in welchem die Blüthe künstlerischen Genusses wurzeln soll, muß vorher mit Sorgfalt bearbeitet worden sein. Zumal bei uns, die wir die Erben von Jahrtausenden sind, bedarf es schon eines langen und mühseligen Weges, es bedarf einer Menge von Voraussetzungen

von Übergängen und Entwicklungen, um uns nur auf jene Höhe der Bildung zu erheben, uns jene Schärfe des Blicks, jene Strenge des Urtheils anzueignen, die uns das Schöne wirklich verstehen und mit Bewußtsein genießen lehrt.

Aber nicht Allen ist dieser Weg verstattet, namentlich nicht in unserer Zeit und nicht bei der künstlichen Zusammensetzung unsrer Verhältnisse. Sogar nur den Wenigsten: weil nur die Wenigsten die Muße, die Mittel, die Gelegenheit haben, jene Studien zu machen und jene Bildung zu erwerben. Die ungeheure Mehrzahl des Volkes, verdammt, mühselig und im Schweiße des Angesichts für die Nothdurft des Augenblicks zu arbeiten und dem Heute das Morgen abzuringen, ja öfters sogar umgekehrt — woher soll ihr die Bildung kommen? oder auch nur der Bildungstrieb? In ihren ärmlichen Wohnungen, in ihren niedern Hütten, zwischen ihren Webstühlen und Maschinen, die glücklicher sind, als sie, weil sie nicht hungern — wo soll ihnen die Idee, wo das Bedürfniß des Schönen aufgehen? Das Auge, das gewohnt ist, am Boden zu haften, in dem engen Umkreis der täglichen Hantierung, das nichts um sich sieht, als Schmutz und Elend und Lumpen — wie soll es empfänglich werden für den Strahlenglanz der Kunst? wie soll es lernen, sich abzuwenden von dem Gemeinen, sich nicht blenden zu lassen von der geschminkten Lüge und nur an dem Bilde der Grazien andächtig zu hangen? Ja vielmehr, wenn einer von diesen einmal ein Buch ergreift, wenn er (und selten genug wird es geschehen!) eine Anwandlung verspürt, durch die Traumwelt der Dichtung das Elend seiner Wirklichkeit hinwegzutäuschen: haben wir, o haben wir in Wahrheit ein Recht, gering von ihm zu denken, wenn er dann kurzweg zu demjenigen greift, was am Meisten, und wär' es durch Schändlichkeiten, seine Phantasie entzündet, ja was wie ein Branntweinrausch seine Sinne überwältigt? — Wir speisen sie vom Wegwurf unsrer Tafeln, wir würden sehr scheel auf sie sehen, wenn sie zu ekel sein wollten, sich von dem zu nähren, was uns zu schlecht ist: und ihr geistiger

Geschmack sollte feiner sein, als ihr leiblicher?! ihre Ästhetik ekler, als ihr Magen?! — —

Aber wir brauchen gar nicht bis in diese Sphären der Gesellschaft hinabzusteigen: auch der Kaufmann, der Gewerbtreibende, der Beamte, die ganze, große Menge dessen, was wir den Mittelstand nennen, oder doch der größere Theil dieses Mittelstandes, befinden sich ganz in derselben Lage. Frühzeitig zu den nächsten Erfordernissen ihres dereinstigen Berufs erzogen, ausgeschlossen eben dadurch von den Vortheilen einer allgemeinen, wahrhaft menschlichen Bildung, jetzt Tage und Wochen an das einförmige Zahlbrett, das Contobuch, den Aktentisch gebannt, werden es schon an und für sich bevorzugte und gleichsam bessergeartete Naturen sein müssen, um sich in dieser Umgebung das Bedürfniß einer geistigen Anregung überhaupt nur zu bewahren: so daß es schon alle Achtung verdient, wenn sie überhaupt noch in der Literatur, das heißt also doch immer noch im Gebiete geistiger Interessen, ihre Unterhaltung und Erholung suchen. Daß sie dabei, der Mehrzahl nach, nicht nach demjenigen greifen werden, was nicht genossen werden kann ohne die Voraussetzung einer Bildung, die sie nicht haben, oder eines Studiums, zu dem ihnen so Zeit, wie Neigung mangeln: sondern vielmehr nach der compacten Speise der Unterhaltungsliteratur, einer Literatur, die keine anderen Voraussetzungen nöthig macht, als die der Neugier und der Langenweile — was kann natürlicher sein? Auch die Schönheit, ja sie vor Allem, verlangt scharfe Sinne und offene, aufgeweckte Herzen: diese aber, aus der Einförmigkeit ihres täglichen Berufes, was bringen sie zurück, als abgestumpfte Sinne, müde Herzen, erschlaffte Geister? Wenn sie lesen, so geschieht es, weil sie nichts Anderes mehr thun können; sie haben sich müde gerechnet, geschrieben, processirt, das Buch soll sie auf eine behagliche Art abspannen, es soll ihnen eine Beschäftigung gewähren, die im Grunde keine Beschäftigung ist, nämlich ein bloßes Empfangen, ohne eigene

Thätigkeit. Da sind denn freilich van der Velde und Tromlitz besser am Ort, als Schiller oder Goethe. —

Und nun gar die sogenannten hohen und höchsten Kreise der Gesellschaft! Diese Glücklichen, in deren zarten Adern statt des gemeinen Blutes nur ein rosenfarbener Ichor fließt, was haben sie mit dem Ernst der Kunst zu schaffen? Ihr ganzes Leben ist Ein Spiel, selbst die wichtigsten Geschäfte des Staats und der Verwaltung, welche ihnen zufallen, verkehren sich unter ihren Händen zum Zeitvertreib: und sie sollten in ihrer Lectüre etwas Anderes suchen, als auch nur einen Zeitvertreib? Sind die Sinne des Armen zu roh, ist der Mittelstand zu beschäftigt, so sind dagegen jene vornehmen Kreise viel zu überreizt, viel zu verwöhnt durch Übermaß und Wechsel der Genüsse, um nicht den einfachen Reiz des Schönen weit hintan zu setzen gegen das Pikante, das Leichtfertige und Blendende einer Literatur, die keinen andern Zweck hat, als die Unterhaltung. Abwechslung heißt das gemeinsame Stichwort dieser Kreise, sie bedürfen des Neuen, des Modernen, des Ungemeinen, um dem Fluch der Übersättigung und ihrer eigenen Öde zu entfliehen. Aber das Moderne ist nur selten schön, das Neueste nicht immer das Beste; wer nur das Höchste der Kunst, das wahrhaft Klassische auf sich wirken lassen will, der muß sich auf einen sehr kleinen Kreis literarischer Genüsse zu beschränken wissen, ja er muß im Stande sein, Monate und Jahre nur mit Einem Autor, Einem Buche zu verkehren.

Man verstehe uns recht! Nicht als ob hier von einem moralischen Zwang, einer göttlichen Nothwendigkeit die Rede wäre und als ob es daher nicht in allen diesen Kreisen, den hohen wie den niederen, einzelne Individuen geben könnte, denen es allerdings gelingt, die Macht der Verhältnisse ihrerseits zu überwinden und, sei es producirend, sei es genießend, allen höchsten Anforderungen der Bildung und eines geläuterten Geschmackes nachzukommen: wir reden nur von den Dingen, wie sie sind, und wie sie sich praktisch gestalten. Darum sind wir auch sehr weit entfernt, dem Publi-

kum, welches der Unterhaltungsschriften bedarf (und das heißt eben dem Publikum), seinen ästhetischen Indifferentismus ins Gewissen zu schieben und sie, wie unsere Ästhetiker wohl pflegen, als die Parias des guten Geschmacks zu verachten. Das Publikum ist überhaupt nicht da, um Reflexionen zu machen und Vergleiche anzustellen; es geht frisch auf die Sache los, genießt, was es verdauen kann, läßt liegen, was ihm nicht schmeckt, und überläßt das Weitere Gott. So in allen Dingen: warum in der Literatur nicht? Ja wir selbst, die wir uns recht eigentlich dem Dienste der Kunst, dem Verständniß des Schönen widmen, und zum Geschäft und Lebensberuf machen, was den Andern nur Erholung und Zerstreuung ist, wir Kritiker und Gelehrten — die Hand aufs Herz: haben wir nicht auch unsre schwachen Stunden, wo uns das Klassische nicht schmecken will? wo wir unsre Thüren zuschließen, um uns in trauter Einsamkeit, unter den Standbildern Apollo's und aller neun Musen, an einem »Lectürbuch« zu ergötzen?

Diesen Thatsachen gegenüber, durch welche die Existenz einer bloßen Unterhaltungsliteratur hinlänglich gerechtfertigt scheint, wird sich die Vernachlässigung, welche dieselbe von unsern Kritikern und Geschichtschreibern erfährt, wohl allerdings ertragen lassen. Weit schlimmer ist es, daß auch unsre Autoren sie theilen, ja daß gerade unsre vorzüglichsten Schriftsteller, unsre glänzendsten Namen es hartnäckig verschmäht haben, an der Unterhaltungsliteratur Antheil zu nehmen. Aber hiezu müssen wir ein wenig weiter ausholen.

Wir haben im Eingang dieses Aufsatzes gesagt, daß es bei allen Völkern außer der eigentlichen Literatur noch eine zweite, untergeordnete gebe, welche nur der Unterhaltung dient. Dieser Satz bedarf der Beschränkung: nicht bei allen Völkern, sondern nur bei allen modernen. Die Völker der alten Welt, die Griechen und Römer, kennen diesen Unterschied nicht, sie haben keine Unterhaltungsliteratur, mindestens nicht in ihrer guten, das heißt in der eigentlich antiken Zeit. Beide aus entgegengesetzten Grün-

den: die Griechen nicht, weil bei ihnen die Bildung zu verbreitet, ein zu allgemeines Besitzthum des ganzen Volkes war; und umgekehrt die Römer nicht, weil die Bildung sich bei ihnen auf einen zu kleinen Kreis beschränkte, während die Masse des Volkes, in literarischer Hinsicht, völlig ungebildet und ohne Interesse, mithin auch ohne Bedürfniß war.

Die Griechen waren das eigentlich menschliche, eigentlich künstlerische Volk; kein anderes kann sich an Harmonie der Bildung mit ihm vergleichen. Und erst die Harmonie der Bildung ist Bildung. Wie die körperliche Organisation dieses Volkes von solcher Vortrefflichkeit war, daß die griechische Gesichtsbildung für alle Zeiten der Kanon aller Kunst, das Ideal aller Bildhauer und Maler geworden ist, und wie eben dieser Typus der Schönheit bei ihnen nicht bloß hie und da, in einzelnen zufälligen Erscheinungen existirte, sondern wie er wirklich der allgemeine Typus des Volkes, gleichsam das Nationalgesicht der Griechen, die angeborene Schönheitsmitgift jedes einzelnen Hellenen war: so auch in der geistigen Organisation dieses wundersamen Volkes war das vollendetste Schönheitsgefühl gleichfalls ein allgemeines und angeborenes Eigenthum jedes Griechen. Was wir Neueren erst aus Büchern und Systemen uns mühsam abstrahiren müssen: Verständniß der Kunstformen, Geschmack und Bildung, das war bei den Griechen vielmehr Sache eines ursprünglichen, eigenthümlichen Taktes; die Grazien, zu deren Antlitz wir erst aus tausend Schleiern uns hindurcharbeiten müssen, hatten dem Griechen, frei lächelnd, an der Wiege gestanden. Aber auch welche Gelegenheit, ja welche Nöthigung hatte dieses Volk, seinen Schönheitssinn zu üben und seinen Geschmack zu bilden! Die Kunst, in breitester Entfaltung, hatte das ganze Dasein der Griechen durchdrungen; bei uns ein bloßer Luxus der Vornehmen, ein schöner Überfluß des Lebens, war sie bei ihnen die eigentliche Luft, in der sie Athem holten. Ihre Religion, ihre Feste, ihre nationalen Zusammenhänge, mit Einem Wort, ihr ganzes Leben bis in den ge-

ringfügigsten Winkel ihrer Privatexistenz, war von der Kunst gehalten und getragen; ihr Gottesdienst, ihre Schauspiele, ihre Gebäude, bis hinunter zu den Geräthschaften des täglichen Gebrauchs, es war Alles von demselben reinen Schönheitsgefühl gebildet und belebt. Ein solches Volk konnte natürlicher Weise gar keine anderen Anforderungen an die Kunst machen, als immer nur die höchsten; es gab hier Niemand, der nicht gebildet genug war, die feinsten Nüancen der Schönheit zu fühlen, und also auch Niemand, der freiwillig um der bloßen Unterhaltung, des stofflichen Interesse willen, auf ihre höchsten Leistungen verzichtet hätte. Die Kunst war für sie ein Gegenstand des Cultus, ihre Schauspiele waren zugleich Gottesdienste, die Wettkämpfe ihrer Dichter waren zugleich nationale Feste: wie hätten sie auf den Einfall gerathen können, die Kunst, mit Aufgabe ihres eigentlichen Inhalts, zur bloßen Unterhaltung zu gebrauchen? Darum also war die Zwittergattung der Unterhaltungsliteratur bei den Griechen geradezu unmöglich; erst in der Zeit ihres Verfalls, als die Blüthe griechischer Gesundheit bereits gebrochen, die reine Kunstform verloren, die Harmonie ihrer Bildung gestört, ja sogar als der köstliche Bau ihrer Sprache aus den Fugen gegangen war: da erst, mit den andern Ausartungen des Geschmacks, konnten sich zwischen den verstreuten Trümmern der griechischen Nationalität, in den milesischen Märchen, den Liebesromanen und Ähnlichem die Spuren einer Literatur entwickeln, die wir allenfalls mit unsrer heutigen Unterhaltungsliteratur in eine, wenn auch ziemlich entfernte Parallele setzen dürfen.

Umgekehrt, wie die Griechen ein künstlerisches, so dagegen waren die Römer durchweg ein politisches Volk. Die Kunst blieb auf dem harten, spröden Boden der römischen Nationalität immer nur eine fremde Blüthe; es ist nichts Eigenes darauf gediehen, wenigstens nichts, was zur Reife gekommen wäre. Nur in der praktischen (oder, wie man auch sagen könnte, der politischen) Kunst der Beredtsamkeit und von der Dichtkunst in denjenigen Sphären,

die sich der Prosa praktisch behaglicher Weltanschauung nähern, wie in der Horazischen Satire, haben sie etwas Ansehnliches geleistet; alles Übrige und somit die ganze Masse ihrer Literatur ist, wie gesagt, eine fremde Pflanze, von der keine Wurzeln ausliefen in die Herzen des römischen Volkes. Die Griechen erbauten sich an dem Ringen schöner Jünglinge, an den Tänzen der Knaben, an den Wettgesängen der Dichter: die Römer an Gladiatorenkämpfen, an Thierhetzen und der brutalen Pracht der Naumachien. Der Gipfel des griechischen Schauspiels, die Wollust des attischen Publikums war die Tragödie; der Gipfel des römischen Drama's, das Entzücken des römischen Pöbels, war die Pantomime. Also um es kurz zu sagen: die Masse des römischen Volks war roh und ohne künstlerisches Bedürfniß; die Literatur insbesondere war, soweit sie nicht praktisch wurde, zu bürgerlichen Zwecken, ein bloßer Luxusgegenstand der Reichen und Vornehmen. Es fehlte also bei den Römern jene breite Grundlage eines großen, gemischten Publikums, ohne welche eine Unterhaltungsliteratur nicht existiren kann, da eben erst die mannigfachen Bedürfnisse dieses Publikums sie selbst erzeugen. Wenn nichts desto weniger auch bei den Römern, aber auch bei ihnen erst in der spätern Zeit, in der problematischen Schrift des Petronius, in der Märchen des Apulejus u. s. w. sich gewisse Anfänge einer Unterhaltungsliteratur sichtbar machen: so rührt dies, unsers Bedünkens, viel weniger daher, daß etwa mit der Zeit das Interesse an der Literatur in größere Kreise übergegangen wäre; dies würde dem thatsächlichen Verfall der römischen Bildung widersprechen. Vielmehr scheint es uns daher zu rühren, daß, mit dem allgemeinen Verfall des Staates, wie der Sitten, sogar jene geringe Anzahl von Kunstfreunden ausstarb, welche der Literatur bis dahin eine Art Scheinlebens gefristet hatten, und an ihre Stelle ein Geschlecht abgestumpfter, überreizter, schmarotzerhafter Emporkömmlinge trat, Trimalchio's, wie Petronius sie schildert, die mit der Bildung nur kokettirten, wie mit anderm Luxus, bloß weil

sie für vornehm galt, und die daher auch von der Kunst nichts wollten, als den bloßen Sinnenkitzel eines angenehmen Zeitvertreibs.

So also bestätigt sich unser obiger Ausspruch: die Griechen hatten keine Unterhaltungsliteratur, weil sie zu gebildet waren, die Römer keine, weil nicht gebildet genug.

Anders steht es mit den modernen Völkern. Und hier treten wir dem eigentlichen Mittelpunkt unsrer Untersuchung bereits um ein Beträchtliches näher.

Nämlich der hauptsächlichste Unterschied zwischen der antiken und der modernen Welt besteht bekanntlich darin, daß die antiken Völker ein ungebrochenes, von keiner Reflexion verkümmertes, von keinem Zwiespalt getrübtes Dasein, ein ganzes, frisches Leben, gleichsam aus dem Vollen der Natur, in derber Gesundheit, frei herauslebten; wogegen durch das Leben aller modernen Völker ein geheimer Bruch, ein innerlicher Zwiespalt geht, der die Gesundheit unsers Daseins stört und uns, statt der üppigen Plastik der alten Welt, vielmehr »die Blässe des Gedankens angekränkelt hat.«

Dieser Bruch (den wir indessen sehr weit entfernt sind für einen definitiven und also für eine Krankheit zu halten; im Gegentheil, wenn eine Narbe, so dünkt er uns nur die Blüthennarbe, aus der die Frucht unsrer Zukunft, eine neue Gesundheit, in einem zweiten, höheren Griechenthum, sich mit göttlicher Gewißheit entfalten wird) ist mit dem Christenthum in die Welt gekommen und mit ihm in alle Verhältnisse der modernen Völker, in ihre Religion, ihren Staat, ihre Gesellschaft, übergegangen, auch in ihre Bildung.

Die Bildung der Alten, wie wir so eben gesehen haben, war aus Einem Stück: die der Griechen eine künstlerische, die der Römer eine unkünstlerische; immerhin beide Ein Guß und in innigster Harmonie mit dem praktischen Dasein des gesammten Volks. Dagegen bei uns Modernen hat der allgemeine Bruch sich auch hier hineingedrängt. Bildung und Leben, Theorie und Praxis —

wie weit gehen sie bei uns auseinander! welche Widersprüche enthalten, welche Gegensätze verschließen sie! Die schöne Eintracht des antiken Daseins, von der jeder Einzelne sich anmuthig umschlossen fühlte, die ihm in der Übereinstimmung der Gesammtheit, in der überlieferten Sicherheit der Sitte und der nationalen Gewöhnung die Norm für jeden einzelnen Fall persönlichen Verhaltens lieferte: diese schöne Eintracht ist von uns geschieden, und der Kampf ist unser Loos. Daher diese Verschiedenheit der Bildung, diese Mannigfaltigkeit der Standpunkte, dieser Widerspruch der Forderungen, dieser Kampf der Gegensätze.

Wie gesagt, wir betrachten diesen Zustand nicht nur nicht als einen, der dem früheren Zustand der alten Welt nachsteht, sondern sogar als einen solchen, der ihn unendlich übertrifft und der zugleich eine nothwendige Stufe unsrer künftigen Entwicklungen enthält. Ohne daher im Entferntesten die antike Weltbildung gegen die moderne zurückwünschen zu wollen, wird es nichts desto weniger wohl verstattet sein, auch auf die (immerhin nothwendigen) Schattenseiten der letzteren aufmerksam zu machen, und das um so mehr, als wir glauben dürfen, daß eben aus diesen dunkelsten Stellen sich dereinst das hellste Licht entwickeln wird. Die Gährung ist auch ein höherer Zustand, als der erste junge Traubensaft: darum wird doch Niemand leugnen, daß die Gährung eine unsaubre, unerfreuliche Arbeit und erst der reife, abgeklärte Wein das Resultat der ganzen Entwicklung ist. Hoffen denn auch wir auf unsern Wein. —

Dies nun, was wir so eben von der modernen Bildung im Allgemeinen gesagt haben, gilt in erhöhtem Maße besonders von der modernen Literatur. Auch die Literatur hat bei den modernen Völkern jenen Boden des nationalen Bewußtseins verloren, in welchem sie bei den Alten wurzelte: und damit ihre Verständlichkeit, ihre Allverbreitung, ihre naive Universalität. Das zeigt schon der Unterschied zwischen Volksliteratur und Kunstliteratur, der bei

allen modernen Völkern durchgeht, [1]) so zwar, daß überall die Kunstliteratur, das ist die Literatur der Gebildeten, die Literatur der Reflexion, die Volksliteratur überwältigt hat: und nur den wenigsten Nationen will es gelingen, die letztere in der ersteren wahrhaft wiederzugebären und dadurch eine schließliche Versöhnung beider Elemente zu Wege zu bringen. Nicht mehr das ganze Volk kann vor Einem Altar der Schönheit opfern, verschieden, wie in ihren politischen Rechten, ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrem Wollen und Können, sind sie auch in den Standpunkten ihrer Bildung und also auch in ihrem literarischen Bedürfniß und Geschmack. Die eigentliche Bildung ist, ähnlich wie der eigentliche Besitz, das eigentliche Vermögen, auf unendlich Wenige beschränkt; in einer Welt, wo Alles privilegirt ist, ist auch der Geschmack und das Schönheitsgefühl ein Privilegium geworden. Die andern, die Meisten, müssen, wie praktisch mit dem bloßen Schein des Rechtes, der Illusion des Besitzes, so auch in diesem geistigen Gebiete mit dem bloßen Schein der Bildung sich begnügen.

Und hier nun ist der eigentliche Boden der Unterhaltungsliteratur. Wir haben sie oben eine Zwittergattung genannt; jetzt können wir diesen Ausdruck rechtfertigen: sie ist die Literatur derjenigen, welche gebildet genug sind, um überhaupt an künstlerischer Production Antheil zu nehmen: und wieder nicht gebildet genug,

---

1) Man könnte uns hier einwenden, daß dies auch in der griechischen der Fall ist, nämlich im Gegensatz der alexandrinischen gegen die frühere Literatur. Allein die Alexandriner sind gar nicht einmal Kunstdichter zu nennen, vielmehr gelehrte Dichter oder noch besser dichtende Gelehrte. Der Gegensatz ist hier also völlig ein anderer. Ehe könnte man die ganze Literatur der Griechen (von Homer bis Alexander) eine Volksliteratur nennen: in dem Sinne nämlich, daß sie in Wahrheit die Literatur, der volle künstlerische Abdruck eines ganzen Volkes gewesen ist. Aber gewöhnlich denken wir bei Volksliteratur an einen Gegensatz zwischen roher Ursprünglichkeit und feiner Bildung, so wie an einen gewissen Beigeschmack von Formlosigkeit und naivem Ungeschick, von welchem Beiden hier keine Spur zu finden ist. Und darum wird es wohl bei dem einfachen Namen der griechischen Literatur sein Bewenden haben müssen.

um zu dem eigentlichen Kern der Kunst, dem innerlichen Verständniß des Schönen vorzudringen und sich von etwas Anderm befriedigen zu lassen, als allein von dem Höchsten und Vortrefflichsten.

Aber gerade dieser Zwitterzustand muß in der modernen Zeit, als der Zeit des Schwankens und der Übergänge, wo Niemand isolirt genug ist, weder um von der allgemeinen Bildung, oder doch einem leisesten Hauch der Bildung, völlig ausgeschlossen zu sein, noch andrerseits, um diese Bildung in sich zu völliger Reife, zu völligem Abschluß zu bringen und gleichsam ihre innersten Tiefen zu erschöpfen, der verbreitetste und eigentlich herrschende sein; mithin auch die Literatur, welche diesem Zustande entspricht, die herrschende Literatur der Zeit. Wie also die antike Welt aus zwingenden innern Gründen keine Unterhaltungsliteratur haben konnte, eben so ist in der modernen Zeit die Unterhaltungsliteratur ein nothwendiges Product dieser Zeit und der eigentliche Spiegel ihrer selbst. —

Aber wird man diese Beweisführung nicht zu künstlich finden? Wird man uns nicht den Vorwurf machen, mit großem Aufwand aus innern Gründen deduciren zu wollen, wofür die äußere Veranlassung in einer allbekannten Thatsache handgreiflich vor Augen liegt? Die Buchdruckerkunst — ist es nicht erst durch sie möglich geworden, vermöge der Ausbreitung, welche die literarischen Productionen durch sie erhielten, auch die großen Massen des Volks in die Interessen des Geistes, die Angelegenheiten der Literatur hineinzuziehen? Hat sie nicht erst eben dadurch jenen Zwitterzustand der Bildung geschaffen, als dessen Consequenz und nothwendiges Product wir die Unterhaltungsliteratur so eben dargestellt haben? Und mußten die Alten nicht ohne Unterhaltungsliteratur bleiben, weil sie ohne Presse waren?

Die Buchdruckerkunst — allen Respect! Aber es erscheint uns eine würdigere und die allein geschichtliche Auffassung, daß der Geist sich von innen her seine Hülle schafft und daß die Thatsachen eintreten, weil die Idee sie verlangt: als umgekehrt die groß-

artigsten Wendepunkte der Geschichte aus einem kleinlichen Pragmatismus äußerlicher Umstände ableiten zu wollen. Darum ist auch, unsers Bedünkens, jene allgemeine Bildung entstanden nicht in Folge der Buchdruckerkunst, sondern umgekehrt: die Buchdruckerkunst ist erfunden worden, weil der geistige Zustand der Welt ein solches Mittel allgemeinster Mittheilung nöthig machte; nicht eine Ursache war sie, sondern eine Folge, nicht eine Veranlassung, sondern ein Instrument. Daher auch darf man von den Alten nicht sagen, daß sie diesen oder jenen geistigen Zustand nicht gehabt, weil sie die Buchdruckerkunst nicht besessen; sondern im Gegentheil, weil sie diesen oder jenen geistigen Zustand nicht hatten, darum und deshalb haben sie auch die Buchdruckerkunst nicht erfunden: sie hatten sie nicht, weil sie ihrer nicht bedurften.

Denn dies ist überhaupt das Geheimniß aller großen, weltbewegenden Erfindungen: wie der Baum nur da Knospen treibt, wo der Saft in die Höhe steigt, so werden auch die großen Erfindungen nur da gemacht, wo eine große Idee ins Leben treten will: und dann werden sie gemacht, weil sie gemacht werden müssen. Immer daher, wo eine derartige Erfindung gemacht wird, können wir eben daraus schließen, daß eine neue Idee im Begriff ist sich zu verwirklichen und eine neue Epoche der Welt beginnt. So die Erfindung der Buchdruckerkunst, so in unsern Tagen die Anwendung der Dampfkraft, die sogar mit jener, geistig genommen, in innigstem Zusammenhange steht und gleichsam ihre Ergänzung ist. Denn wie durch die Buchdruckerkunst die Schranken des geistigen Gebiets zertrümmert und die Geister sich gegenseitig angenähert wurden: so sollen jetzt den entfesselten Ideen auch die Körper folgen, nach den geistigen sollen die räumlichen Schranken fallen, die Völker sollen auch äußerlich zusammenwachsen in Eine große Gemeinde, Ein großes Bündniß und das Reich Gottes wird sich verwirklichen auf Erden. —

Machen wir nun von diesem Allen die Anwendung auf Deutschland, so ist dies zunächst in die Augen springend und

wird vermuthlich von Niemand geleugnet werden, daß jene Spaltung der Geister, jene Ablösung der Bildung von dem allgemeinen und ursprünglichen Bewußtsein des Volkes — kurzum, jene Kluft zwischen Theorie und Praxis, Literatur und Leben, von der wir oben, als einem allgemeinen Erbtheil und Eigenthum der modernen Völker gesprochen haben, dennoch nirgend schroffer, nirgend gewaltsamer ist, als eben in Deutschland.

Den speciellen Beweis dafür wird man uns wohl erlassen, da es, wie gesagt, eine Thatsache ist, über die Alle klagen (freilich ohne das Mittel zu ihrer Änderung zu finden) und die daher Alle anerkennen; sie zu erklären, müßte man nicht weniger als die gesammte deutsche Geschichte recapituliren, deren gemeinsames Product sie ist. Nur ein paar einzelne Punkte wollen wir hervorheben, die zugleich mit der eigentlichen Aufgabe unsrer Betrachtung in nächstem Zusammenhange stehen und die bisher, wenn wir nicht irren, nicht ganz in das Licht gerückt worden sind, das ihnen gebührt.

Und zwar zuvörderst erinnern wir daran, daß unsre Literatur, wie sie in diesem Augenblicke vorliegt (und dabei datiren wir den Ursprung dieser gegenwärtigen Literatur etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts), nicht sowohl ein unmittelbares Product des Lebens, als vielmehr ein Erzeugniß der Kritik ist: so zwar, daß sie nicht bloß (denn dies wäre allerdings das richtige Verhältniß) durch die Kritik hindurchgegangen, sondern daß sie wesentlich aus ihr hervorgegangen ist. Jenen, den Durchgang durch die Kritik, haben die Literaturen aller modernen Völker gemacht, sogar was sie Gutes enthalten, verdanken sie eben diesem Durchgang, der überhaupt für alle Erzeugnisse des modernen Lebens, literarische wie politische, für Staaten wie für Individuen, ein nothwendiger und unvermeidbarer ist. Aber in allen diesen Literaturen fand die Kritik einen fertigen Stoff vor, den sie sichten und weiter bilden mochte; die Production war früher als die

Kritik, die erst maßgebend zu jener hinzutrat. Dahingegen in der deutschen modernen Literatur war die Kritik das Erste: erst aus der kritischen Betrachtung fremder Dichtwerke (des Milton, der französischen Tragiker u. s. w.) ging allmälig, in zögernden und befangenen Versuchen, die eigene Production hervor. Man hatte den Maßstab ehr, als das, was man messen wollte; es gab ehr Lehrer des Schönen, die uns vorschrieben, wie wir Gedichte machen sollten, als Dichter, die sie machten.

Was daraus für unsere Literatur gefolgt ist? — Wir wollen die Dinge nicht schwärzer sehen, als sie sind: und darum dürfen wir nicht verschweigen, daß dereinst, in künftiger Zeit, wenn einmal unsre Literatur ihre wahre Höhe erreicht, das heißt, den Kreislauf ihrer Ausbildung vollendet und durch die Schule der Kritik zur Natur, durch das Medium der Reflexion zu einer neuen höheren Unmittelbarkeit wird zurückgekehrt sein — daß dann allerdings unsre Literatur, eben um ihrer kritischen Anfänge willen, alle andern an Inhalt und Tiefe überragen wird und wir das Schicksal nur werden zu preisen haben, das gerade uns diese verschlungenen, aber um so segensreichern Wege geführt hat. Allein abgesehen von dieser künftigen Entwicklung (und noch manches Geschlecht wird hingehn, ohne sie zu sehen), so scheint es uns unleugbar, daß die nächsten und unmittelbaren Folgen nur nachtheilig gewesen sind. Unsre Dichter, statt aus der Fülle des Lebens, schöpfen sie aus den Compendien der Ästhetik; nicht wie sie ihre Zeit ergreifen, ihr Volk mit sich reißen, ihre Wirklichkeit verklären, sondern das war ihre Sorge, wie sie der Kritik genügen, wie sie die Ansprüche der Gelehrten befriedigen, wie sie die Chablone des Systems ausfüllen sollten. Nicht um nationale Fragen, sondern um ästhetische drehte sich unsre Literatur. Was war das Publikum? Es verstand ja nichts von diesen ästhetischen Subtilitäten, es wußte gar nicht, welche interessante Punkte des neuesten Systems der Autor in sein Werk »hinein geheimnißt« hatte. — Was that es, ob das Publikum unsre Bücher las oder nicht, ob

sie ihm gut behagten oder schlecht, wenn nur die Kritiker sie lobten? So ist das traurigste Schicksal über die deutsche Literatur gekommen: geschrieben zu werden *von* Literaten *für* Literaten. Die Massen haben wir preisgegeben: was Wunder, daß sie ihre Unterhaltungen anderswo suchen, als bei uns?

Wenn nun aber auf diese Weise die deutschen Autoren von Anfang an in eine isolirte, dem Publikum innerlich entfremdete Stellung gekommen waren: so konnte zweitens sich dieselbe dadurch nur verschlimmern, daß es dem deutschen Leben an einem praktischen Vereinigungspunkt gebricht, auf welchem Gelehrte und Laien, Gebildete und Ungebildete in gemeinsamem Interesse zusammenkommen. Ein solcher Vereinigungspunkt wird den Engländern, wie den Franzosen, in ihrem politischen Dasein, in der Öffentlichkeit ihres Staatslebens geboten. Das ist der große Tummelplatz, wo die Parteien sich näher rücken, die Stände sich vermischen, die Gelehrten ihren Schulstaub abschütteln, um sich mit dem köstlichern Staub des Schlachtfeldes zu bedecken.

Dieser Tummelplatz fehlt uns; es fehlt uns an einem Mittelpunkt praktischer Thätigkeit, an einem Marktplatz gleichsam, wo Bildung und Leben, Theorie und Praxis, Literatur und Wirklichkeit ihre Schätze gegen einander umtauschen. Und jede von ihnen hat Schätze.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es für den wahren Vortheil unsers Volkes gut ist oder böse, noch auch, wenn böse, an wem die Schuld liegt, daß es so ist, noch endlich, ob und auf welche Weise es anders sein könnte oder dürfte oder müßte. Nur warnen wollen wir, zu glauben, als könne ein Volk *literarisch groß* sein, das *politisch nichtig* ist. Überall müssen Theorie und Praxis Hand in Hand gehen und sich, die eine auf die andere stützen. Die Praxis des Völkerlebens aber ist der Staat. Man hat nicht für gut befunden, uns zu dieser Praxis hinzuzulassen: wohlan, so lasse man es sich auch nicht befremden, wenn auch unsere Literatur den nährenden Boden der

Wirklichkeit verläßt und ein Wolkenkuckuksheim in die Lüfte baut, für das sich Niemand interessiren kann.

Für unsre Dichter aber erwächst hieraus noch der besondere Nachtheil, daß sie nirgend eine Gelegenheit haben, ihr Volk, als solches, in großen Massen, kennen zu lernen und die Züge seines Angesichts zu erfreulichem Abbild abzulauschen. Wir haben keine Öffentlichkeit, es sei denn eine literarische; es begegnen uns keine große Geschicke, es sei denn ein Dichter, der ausgepfiffen, ein Kritiker, der von einem andern überkritisirt wird, wir haben keine Parteien, es seien denn journalistische, keine Neuigkeiten, es seien denn die Raritäten des Meßkatalogs. Woher sollen da dem Dichter die großen Stoffe kommen? Das Volk kennt ihn nicht, noch lernt er es kennen, das Leben bietet ihm nichts: was bleibt ihm übrig, als ewig wieder die Literatur von der Literatur zu nähren und dadurch den Bruch, der zwischen ihm und dem Volke ist, nur immer zu vergrößern? —

Die Consequenzen hievon für die besondere Stellung der deutschen Unterhaltungsliteratur sind leicht zu ziehen. Sind die Unterschiede der Bildung, der Bruch zwischen Literatur und Leben, zwischen Autor und Publikum in Deutschland größer, als irgendwo, und hat die deutsche Literatur sich einseitig auf eine abstracte Höhe gesteigert, wo sie Wenigern verständlich ist und von Wenigern genossen werden kann, als irgend eine: so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß auch das Bedürfniß einer zweiten untergeordneten Literatur, einer Literatur, mit der man sich verständigen kann, auch ohne Autor oder Kritiker oder überhaupt Gelehrter zu sein und alle Paragraphen der Ästhetik inne zu haben — mit Einem Worte also: das Bedürfniß einer Unterhaltungsliteratur in Deutschland größer ist, als irgendwo. Rechnen wir dazu, daß uns, wie gesagt, jede großartige Öffentlichkeit gebricht, daß in Folge dessen auch unsre Geselligkeit nur sparsam und ohne eigentliches Leben ist und daß mithin in Deutschland eine größere Menge, als anderwärts, auf die einsame Unterhaltung der Lec-

türe angewiesen ist: und wir werden aufhören, uns über die ungeheure Masse von »Lectürbüchern« zu verwundern, welche Deutschland jährlich consumirt.

Und diesem ungemeinen Bedürfniß nun, welche Leistungen entsprechen ihm? Von welcher Beschaffenheit ist diese Unterhaltungsliteratur, die eben bei uns so reichlich wuchert? —

Auch hier können wir uns die ausführlichere Antwort ersparen. Denn Alles, was sich darüber sagen ließe, culminirt gleichsam in dem Einen Phänomen, daß von all den glänzenden Namen unsrer Literatur, von all den Sternen unsres literarischen Himmels in den Katalogen unsrer Unterhaltungsliteratur auch nicht ein einziger gefunden wird. Es ist völlig eine neue Provinz, die wir betreten, ein neues Geschlecht, dem wir begegnen; namenlose Zwerge schaufeln im Dunkeln, und die Helden, die erhabenen, liegen oben auf der Bärenhaut und schauen in die blaue Luft.

So ist es; aber muß es so sein? — Vergleichen wir die Unterhaltungsliteratur der übrigen modernen Völker. Sehen wir die Franzosen an! Wie bei uns kein einziger glänzender Name zwischen den obscuren Winkeln unsrer Unterhaltungsliteratur zu finden ist: so umgekehrt giebt es bei den Franzosen kaum Eine literarische Berühmtheit, Einen großen Dichter, Einen angesehenen Autor der in der Unterhaltungsliteratur *nicht* zu finden wäre. Die ausgezeichnetsten Genien der Nation, die vorzüglichsten Talente, die Stimmführer der Kritik und Wissenschaft haben es nicht verschmäht, zugleich den Acker der Unterhaltungsliteratur anzubauen; weder Voltaire, der Tischgenosse der Könige, noch Rousseau, der Misanthrop, noch Diderot, der Philosoph, bis hinunter (oder hinauf?!) zu Georges Sand, diesem größten Dichter der Jetztzeit, haben es unter ihrer Würde gehalten, Unterhaltungsschriften zu schreiben und ihre Talente zur Ergötzung des Publikums zu verwenden.

Und nun gar erst die Engländer! Von Richardson und

Goldsmith, Smollet und Fielding, Sterne und Swift bis hinunter zu Walter Scott und Dickens: welche imposante, welche unvergleichliche Reihe von Unterhaltungsschriftstellern! aber zugleich welche Reihe von Dichtern, von Talenten! welche »Lectürbücher« — und doch gleichzeitig welche Kunstwerke!

Die Spanier — aber wir brauchen ja nur den Einen Don Quixote zu nennen, um unsern Lesern ein Werk ins Gedächtniß zu rufen, das zu den grandiosesten Schöpfungen gehört, die überhaupt jemals dem menschlichen Geiste auf dem Felde der Dichtung gelungen sind, und das nichts desto weniger seit drei Jahrhunderten gleichmäßig von allen Ständen des spanischen Volkes verschlungen wird und die Wollust bildet so des Fürsten wie des Knechtes, der Alten wie der Jungen, der Weisen wie der Thoren. —

Eine ähnliche Stellung wird in der italienischen Literatur von Boccaz, von Ariost, von Tasso eingenommen; auch sie bilden die Unterhaltung aller Laien und zugleich die Bewunderung, das Studium aller Gelehrten.

In allen diesen Literaturen also giebt es Dichter, die eine gewisse Vermittlung und Übergangsbrücke bilden zwischen der Literatur par excellence und der Unterhaltungsliteratur: Dichter, in denen die verschiedenen Bildungsstufen, die getrennten Lebenskreise sich friedlich zusammenfinden und in gemeinsamem Genusse sich befreunden.

Diese Vermittlungspunkte suchen wir in unsrer Literatur vergebens. — Es ist ein hartes Wort und wir müssen auf lebhaften Widerspruch, auf empfindliche Beschuldigungen gefaßt sein, ja wir selbst erschraken und wurden unwillig auf uns selber, da uns dieses Wort, die Frucht ernsthafter Untersuchungen, gewissenhafter Vergleiche, zum ersten Mal auf die Lippe stieg: nichts desto weniger muß es heraus, denn es ist unsre Überzeugung und ist Thatsache: was gut ist in der deutschen Literatur, das ist langweilig, und das Kurzweilige ist schlecht, was die Ästhetik

billigt, das degoutirt das Publikum, und umgekehrt, was dem Publikum behagt, davor bekreuzt sich die Ästhetik.

Ein beklagenswürdiges Dilemma! — Aber unsere Dichter sind damit zufrieden, sie wollen es gar nicht besser haben, sie lassen sich genügen an ihrem vel unus vel nemo, ja sie halten den »Beifall des Marktes« für ein zweideutiges Glück, das mehr zu fürchten, als zu wünschen, mehr abzulehnen, als zu begehren sei.

Denn unsre meisten Dichter verachten das Publikum. Die isolirte Stellung, in der sie sich befinden, der kleine Umkreis, auf welchen sie beschränkt sind, der geringe Effect, den sie erzielen, das Alles zusammengenommen hat sie in einen gewissen Hochmuth — wir können nicht anders sagen: hineingenöthigt, vermöge dessen sie es für schön und edel, ja wohl gar für eine Beglaubigung ihres künstlerischen Berufes halten, den Beifall des Publikums zu verachten und seine Stimme zu überhören. Die Meisten halten es in dieser Beziehung mit Goethe, der sein eigentliches Territorium, die schöne Subjectivität, freilich nicht anders retten und sich selbst gegen die Entwicklungen der Zeit im Gleichgewicht halten konnte, als indem er die objective Menge verachtete und wohl gar, nach Gelegenheit, sie neckte und düpirte. Die Romantiker, welche sich nach und neben Goethe auf den Gipfel unsers Parnasses drängten, haben das Ihrige gethan, dieses Dogma von der abstracten Erhabenheit des Poeten, von der Gleichgiltigkeit des Publikums, der Barbarei des großen Haufens zu verbreiten und ihm neue Anhänger zu erwerben. Sie freilich thaten darin nur, was sie mußten: sie, die principiellen Gegner Schiller's, der sich dem Publikum ebenso in die Arme geworfen hatte, wie sie es verachteten. »Alle meine Verbindungen sind aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht'

ich und verehr' ich.«[1]) — Wer von unsern heutigen Schriftstellern hätte den Muth, diese Worte zu wiederholen — sie zu wiederholen aus wirklicher freier Überzeugung, ohne Koketterie und auch ohne in seinem Herzen der Dame Ästhetik ein heimliches Compliment zu machen und sie um Vergebung zu bitten für den Honig, den er dem Bären Publikum ins Maul streicht?! — Schiller freilich hat sein stolz bescheidenes Wort gehalten; niemals, wie nah ihn auch die einsame Sonne Goethe's in ihre selbstgenügsame Bahn zog und wie viel einzelne Ausdrücke des Unmuths, der Verstimmung und des Mißtrauens wir auch hie und da in seinen Briefen ꝛc. finden: niemals hat er dennoch aufgehört, dem Publikum eine innige und aufrichtige Liebe zu widmen, er hat es nicht verschmäht, durch Effecte, welche der Menge verständlich sind, auf dieselbe zu wirken und sie mit sich zu ziehen in seine ideale Welt. Aber das Publikum ist wie ein Kind: es liebt den wieder, von dem es merkt, daß er es liebt. Und darum ist Schiller von allen unsern großen Dichtern bei Weitem derjenige, den das Volk am meisten kennt und wirklich im Besitze hat; ja es fehlt nicht viel, so können wir seine Balladen und Tragödien, so wenig auch sonst gerade diese Gattungen für die Unterhaltungsliteratur zu zählen pflegen, in der That der deutschen Unterhaltungsliteratur beirechnen, wenigstens was die Art und die Ausdehnung anbetrifft, in welcher das Publikum sie genießt.

Unsere Kritiker freilich (und wiederum an ihrer Spitze die Romantiker) haben diese Popularität Schiller's vielmehr aus seinen poetischen Fehlern deducirt; seine Effecte sind in ihren Augen vielmehr seine Schwächen. Effect?! — Aber einem reinen deutschen Dichter, will sagen, einem Dichter vom reinsten Wasser, darf man das Wort Effect ja gar nicht nennen; es ist eine Beleidigung gegen die Keuschheit seiner Muse, wenn man ihm zumuthet, Effecte zu suchen und die Schönheit nicht bloß abstract hinzustellen, sondern

---

1) Schiller in der Ankündigung der Rheinischen Thalia.

sie auch wirksam zu machen und zur Anerkennung zu bringen vor der entzückten Menge. Ein reiner deutscher Dichter darf eigentlich nichts schreiben, als bloß lyrische Gedichte und allenfalls Dramen, aber unaufführbare; von Romanen nur Kunstromane, Tendenznovellchen und so dergleichen. Das eigentlich, was die Menge unterhält: die stofflhaltigen, soliden Romane voll Abenteuer, Spannung und Verwicklung, die Tragödien, die mehr als zwei volle Häuser machen, die allerliebsten Lustspiele, bei denen das Publikum sich todt lachen will und die es nicht müde wird zu sehen — er überläßt es Alles den Handwerkern und Pfuschern, den Franzosen, den Engländern, der Industrie der Übersetzer! Er überläßt es ihnen, indem er sich lustig macht über sie und in seiner literarischen Einsamkeit, ohne Leser, ohne Publikum, sich dennoch ein Wesen höherer Art dünkt, als die Eugen Sue's, die Boz' und wie sie sonst heißen, diese modernen Rattenfänger von Hameln, die es verstehen, das Publikum von ganz Europa hinter sich zu ziehen! —

Oder wäre es doch nicht bloß Hochmuth, was unsere Dichter so urtheilen läßt? Versteckte sich vielleicht, ihnen selbst unbewußt, hinter dieser Maske des Hochmuths vielmehr die Unfähigkeit, das Publikum zu unterhalten? Ja, verzichten sie vielleicht nur auf Kronen, die sie doch niemals erringen können, und verachten ein Scepter, das sie nicht zu führen verstehen?

Gehen wir der Sache ein wenig auf den Grund. Der Masse kann nur durch die Masse imponirt werden; das Publikum, wenn es sich an unsern Büchern unterhalten soll, will eben unterhalten sein: es will Stoff, Abenteuer, Verwicklungen, es will Umgebungen, die ihm bekannt sind, es will Situationen, die es versteht, es will Personen, für die es sich interessiren kann; es will Abwechselung, Farbenglanz, Fülle und Lebendigkeit. Es hat dies Niemand besser ausgesprochen, als eben derjenige, der seinen eigenen Ausspruch am Wenigsten erfüllen konnte: Goethe in dem Prolog zu Faust. Fleisch! Fleisch! das ist es, wonach die Menge hungert, leiblich wie geistig; die lange Brühe Eurer Redensarten, das Ra-

gout Eurer Sentenzen, das feine Arom Eurer Kunstbetrachtungen — es kann ihm Alles nicht helfen, wenn Ihr ihm nicht runde nette Facta gebt, eine Welt der Wirklichkeit, voll plastischen Lebens. Darum ist auch die hauptsächlichste Form der Unterhaltungsliteratur von jeher und bei allen Völkern der Roman gewesen, als diejenige Form der Literatur, welche am Meisten die Darstellung des Lebens, wie es ist, zum Vorwurf hat.

Aber da eben liegt es! Wir armseligen deutschen Schriftsteller, die wir Tag und Nacht hinter dem Ofen hocken, vertieft in Illusionen, Philosopheme, ästhetische Glossen — wo soll uns die Plastik herkommen? Wir haben keine Geschichte, es sei denn die officielle, die unsere Staatszeitungen uns berichten — wie wollen wir Geschichten erfinden, bei denen wir selbst und andere gute Leute sich unterhalten können? Wir kennen uns selbst nicht, eingenestelt zwischen die Feigenblätter unsers Familienlebens, gelegt unter die sieben Siegel unsrer Geheimnißkrämerei, sind unsre eigenen Sitten, unsre Zustände, unsre Verhältnisse uns selber ein Geheimniß — wie wollen wir sie Andern enthüllen? —

Blicken wir wiederum auf England: der schlechteste englische Roman, das leichtfertigste Machwerk der Herren Marryat oder Cooper oder Dickens, enthält mehr Plastik und mehr gesundes Leben, als alle deutschen Romane zusammen, die Goethe'schen nicht ausgenommen, ja sie an der Spitze. Woher kommt das? Daher, weil der Engländer sich von früh auf von der großartigsten praktischen Thätigkeit umgeben sieht, weil ringsum das Leben seiner Nation in freier Öffentlichkeit ihm unverhüllt vor Augen liegt; weil er eine Geschichte hat voll Streit und Widerstreit, fluthend vom lebendigen Athemzuge der Parteien; endlich weil er überall berufen, ja genöthigt ist, selbst Hand anzulegen an diese Geschichte und seine eigenen Geschicke in die Geschicke seiner Nation, in den allgemeinen Gang der Ereignisse zu verflechten. Darum, weil sie das mächtigste Volk der Erde sind, weil in ihrem Schooß die Güter der Welt zusammenfließen, weil fünf Welttheile auf die Stimme

des englischen Bürgers horchen, die im Parlament, in der Zeitungspresse, im Meeting sich erhebt: darum haben ihre Schriftsteller diese wundersame Sicherheit der Zeichnung, diese Plastik der Schilderungen, diese Kunst der Verwicklung, diese Fülle der Thatsachen, darum haben sie selbst diese Unterhaltungsliteratur, so markig, so gediegen, daß auch die Ästhetik sich derselben nicht zu schämen hat.

Denn daß man sich darin nicht irre! Wir gedenken nichts von dem zu widerrufen, was wir im Obigen über die zwitterhafte Bildung der modernen Zeit gesagt haben und daß die Unterhaltungsliteratur meist von Solchen gelesen wird, die eben nur Zerstreuung haben wollen und denen die Kunst und die Schönheit und die Wahrheit im Grunde höchst gleichgiltig sind. Dies Alles sei so wie wir es gesagt haben, das Publikum der Unterhaltungsliteratur sei ohne Bildung und Geschmack: so steht es doch nicht in Opposition zur Bildung! so ist es doch nicht der Feind des guten Geschmacks! Mit andern Worten: das Publikum läßt Eure geschmackvollen, aber langweiligen Bücher nicht deshalb ungelesen, weil sie geschmackvoll, sondern weil sie langweilig sind; es liest auch die rohen, schmutzigen, aber kurzweiligen Romane der Cramer, Spieß, Clauren u. s. w. nicht deshalb, weil sie roh und schmutzig, sondern weil sie kurzweilig sind: und also würde es auch Eure geschmackvollen und unterhaltenden Romane mit Freuden lesen, es würde sich unvermerkt durchrieseln lassen von den leisen Strömungen der Kunst, es würde — nicht wissend vielleicht, warum — aber es würde allmälig auch an den Kunstgenüssen, dem Schönen, Geschmack finden, es würde, bei gleichem stofflichen Interesse, instinctmäßig das gediegene, kunstschöne Buch dem rohen und unschönen vorziehen, — nämlich wenn Ihr sie nur schriebet, diese unterhaltenden und geschmackvollen Romane! Denn wenigstens in der Sache ist kein Widerspruch; es ist nicht abzusehen, warum nur das Gemeine unterhaltend sein soll und warum immer die Grazien gähnen müssen.

Von hier aus nun aber, welche Perspective auf die Erhebung, die Bildung unsers Volkes! welch ein Werkzeug zu den höchsten Zwecken, diese verachtete, behohnlächelte, preisgegebene Unterhaltungsliteratur!

Denn preisgegeben ist sie bei uns: nicht bloß der talentlosen Empirie, der Gesinnungslosigkeit, der industriellen Berechnung unserer literarischen Kleinkrämer; sondern preisgegeben ist sie den Fremden, und selbst, was Jene mühsam zusammenstoppeln, ist durchschnittlich nur die ärmliche Ablese fremder Felder. Es kann kaum ein sprechenderes Merkmal für die Unreife unserer Literatur, keinen beschämendern Einwurf gegen die pausbäckigen Rodomontaden ihrer Lobredner geben, jener betrogenen Betrüger, die uns Tag für Tag von der unaussprechlichen Vortrefflichkeit, der himmelhohen Klassicität unsrer Literatur vorfaseln, als diese Thatsache, daß wir nicht einmal im Stande gewesen sind, uns eine eigene Unterhaltungsliteratur zu schaffen. Alles, was wir in dieser Art besitzen, ist entlehnt, theils unmittelbar, theils wenigstens auf fremden Anstoß und in Wiederholung fremder Entwicklungen. Zuerst, in der ältesten Zeit, im fünfzehnten Jahrhundert, bestahlen wir uns selber und setzten uns unsre eigenen mittelalterlichen Gedichte, unsre Tristan's und Wigalois' in prosaischer Verwässerung auf die Tafel; wo das nicht ausreichte, plünderten wir alle Vademecums der Welt, excerpirten alle alten Historienbücher, ja aus der Bibel selber (vergl. den »Ritter vom Thurn« im Buch der Liebe: Frcf. a. M. 1587. p. 283 fgg. Über das Buch der Liebe selbst s. Bouterwek's Gesch. der deutsch. Lit. I, 420.) suchte man sich die unterhaltenden Histörchen zusammen. Dann kamen die Vagabondenromane: sie waren den Spaniern entlehnt. — Der Schäferroman: wir ahmten ihn den Italienern nach. — Dann der politische, galante, höfische Roman, die Staats- und Liebeshistorien: wir empfingen sie von den Franzosen. Von da an wurden die Engländer unsre Lehrmeister und zum guten Theil unsre Lieferanten: sie haben uns nach einander die Robinsonaden, den Familienroman, endlich in

neuester Zeit den historischen Roman geliefert und fangen in diesem Augenblicke, in Vereinigung mit den Franzosen (Boz — Sue — die Sand) an, uns den socialen Roman zu liefern.

So wären wir wohl reichlich versehen, unsre Übersetzer keuchen, unsre Nachahmer schwitzen und die Leihbibliotheken wachsen ins Riesenmäßige. Allein, was von diesem Allen ist wahrhaft unser? Das Wenige, was auf deutschem Stamme ursprünglich gewachsen ist, wie verschwindet es gegen die Überfülle des Fremden! Ja, welche klägliche Rolle in der Gunst der Leser spielt selbst dies Wenige, verglichen mit dem Beifall der »Mystères« oder sogar nur mit der Neugier, welche den »ewigen Juden« erwartete?

Wir können das Publikum nicht tadeln, daß es sich seine Unterhaltung da nimmt, wo es sie findet, und lieber sich mit dem Fremden amüsirt, als sich mit dem Deutschen auf gut patriotisch langweilt. Aber tadeln müssen wir unsre Schriftsteller, weil sie keinen Versuch machen — oder vielmehr, wir müssen sie und uns und den Fluch der Zeit beklagen, weil sie, wie die Dinge jetzt sind, keinen Versuch machen können, eine eigene deutsche, unserm nationalen Geschmack entsprechende, in dem Boden unsrer Zustände wurzelnde, von unserm Volk wirklich gelesene Unterhaltungsliteratur zu schaffen. Der Stoff liegt aber überall zu Tage: wir haben nur noch keine Augen, ihn zu sehen, keine Hände, ihn zu bilden: es ist die Geschichte unsers Volks, die Wirklichkeit unsrer Zeit, es sind unsre Sitten, die Ihr schildern, unsre Landschaften, die Ihr poetisch beleben, unsre Städte, deren Treiben Ihr abmalen, es ist unser eigenstes Dasein, das Ihr im Zauberspiegel der Kunst verklären und mit dem Ihr uns unterhalten sollt! Ja Deutschland gerade, mit dieser vielverzweigten, isolirten, auseinanderlaufenden Geschichte, mit diesem Contrast der Sitten, mit dieser Mannigfaltigkeit seiner Provinzen, seiner Stände, seiner Verfassungen — welche Stoffe, welche Staffagen, welche Verwicklungen! Auch sind einzelne Versuche in der That bereits gemacht. Man vergleiche Bücher, wie Immermann's Münchhausen (wir meinen die unver-

gleichliche Dorfschulzengeschichte, von der nur zu wünschen wäre, daß eine glückliche Hand sie aus dem übrigen Münchhausen, diesem langweiligsten Altweiberliteraturgeklätsch, herausschälen und in eigener Schönheit selbständig aufstellen könnte), wie der erste Band von Wilib. Alexis' Cabanis, wie Schuselka's Karl Gutherz, eine Geschichte aus dem Wiener Volksleben, wie die Schriften des Schweizer Bitzius (Jeremias Gotthelf), vor Allem wie die vortrefflichen Dorfgeschichten von Berthold Auerbach, diese schönsten Perlen, welche der Strom der letzten Jahre an das unfruchtbare Gestade unsrer Unterhaltungsliteratur geworfen hat — wir haben hier absichtlich Bücher von dem verschiedensten künstlerischen Werth, sehr hohem und sehr geringem, zusammengestellt: aber sie alle, wie sie sind, mit ihren Mängeln und Schwächen — man vergleiche sie nur, man prüfe sie, man erforsche die Geschichte ihrer Wirkung, man berechne die Größe ihres Publikums: und man wird so ungefähr den Weg merken, welchen unsere Literatur hier einzuschlagen hat. — —

Schließlich haben wir noch zwei Einwendungen zu beseitigen, die gegen unsere ganze Darstellung gemacht werden könnten.

Zuerst nämlich möchte die Frage erhoben werden, ob nicht diese ganze Unterhaltungsliteratur am Besten abzuschaffen und statt ihrer eine Literatur der Naturgeschichten, der Reisebeschreibungen, der Technologien und andere solide Bücher dieses Schlags, vielleicht auch Gebetbücher und Tractätlein einzuführen wären, die dem Lesebedürfniß jener gemischten Klassen ohne Zweifel eine viel nahrhaftere Kost zuführen würden, als die leichte Speise der Romane. Allein darauf ist zu erwiedern, daß der Mensch, und wär' er übrigens noch so arm und noch so roh, so gut wie sein Stückchen Fleisch, seinen Bissen Brod, auch sein Stückchen Poesie, sein bischen Literatur haben will. Die Nutzbarkeit ist ein recht schönes Ding, aber sie darf nicht der einzige Gott des Lebens werden wollen, man darf den Luxus der Dichtung, die Gaukelbilder der Kunst nicht ganz verbannen, auch nicht aus dem ärmsten Dasein

und nicht in ihrer ärmsten Gestalt: wie ja auch die Erde nicht überall Kartoffeln trägt und wie auch der magerste Acker noch sein Blümchen hat, und wär' es ein weißblühendes Unkraut. Wir wollen nicht behaupten, daß der Soldat in der Wachtstube, der mit stieren Augen und glühendem Kopfe sich in die Wunder des Rinaldo Rinaldini vertieft, dadurch eben einen großen Zuwachs seiner Bildung gewönne; wir wollen sogar zugeben, daß es ihm vermuthlich viel zuträglicher wäre, wenn er statt dessen das Exercierreglement oder die »Kurze Anweisung, ohne Geld ein reicher Mann zu werden, durch lauter einfache und bewährte ökonomische Mittel« zu seiner Lectüre wählte. Aber du lieber Himmel, immer Exercierreglement?! — —

Der zweite Einwand ist gerade entgegengesetzter Natur. Nämlich, ist nicht schon geschehen, was wir verlangen, und haben wir nicht schon eine Literatur, welche, wie wir es so eben von einer richtigen und wahrhaften Unterhaltungsliteratur forderten, das Leben unsers Volkes, wenn auch nicht des ganzen, so doch einiger Sphären desselben schildern und die Wirklichkeit unsrer Zustände, wenn auch wiederum nur aus einigen gewissen Sphären, poetisch wiederspiegeln? Haben wir nicht die vortrefflichen moschusduftigen Romane des Herrn von Sternberg, der Frau Gräfin Hahn und anderer aristokratischer Weiber, bärtiger und unbärtiger, die das high life unsrer Vornehmen mit geübtem Pinsel darstellen? — Wir haben sie, allerdings, und wem sie gefallen, der mag sie auch behalten. Aber für den gesunden, derben Magen der Menge, für den frischen Geschmack des Volkes ist dies nicht die rechte Speise. Zwar wird auch die Menge diese Bücher lesen, weil sie Mode sind und so lange sie keine andern hat. Aber ihr Herz wird nichts dabei empfinden und ihre Seele nichts dabei gewinnen, vielmehr nur die Eitelkeit und die Herzensöde wird wachsen, gleicher Weise, wie der große Haufe auch zusammenläuft auf der Straße, wenn ein glänzend aristokratischer Wagen vorüberrollt: sie staunen das Wappen an und die seidenen

Kissen und die Pracht des Aufzugs, das ist Alles — und obenein bewirft sie der Wagen mit Koth.

Endlich wenn wir im Vorstehenden unsre Dichter auf die Unterhaltungsliteratur hingewiesen und sie mit dringenden Worten aufgefordert haben, sich dieses verwaisten Gebietes anzunehmen und uns zu schaffen, was wir nicht haben: Volksromane — so halte man uns doch ja nicht weder für so einfältig, noch so anmaßend, als hätten wir damit gewissermaßen die Parole der nächsten literarischen Entwicklung austheilen und gleichsam die Wege vorzeichnen wollen, welche sie zu nehmen hat. Es geschieht dergleichen wohl mitunter und selbst besonnene und einsichtsvolle Männer haben sich zu derartigen aprioristischen Anweisungen verleiten lassen: jetzt soll Dies geschrieben werden und Jenes soll liegen bleiben! jetzt politische Satiren, jetzt Dramen, jetzt Romane! — Niemand kann von dieser schulmeisterlichen Anmaßung entfernter sein, als der Verfasser dieses Aufsatzes. Er weiß recht gut, daß auch auf dem Gebiete des Geistes eine jede Frucht nur dann reift, wenn ihre Zeit gekommen ist, und daß kein Machtwort ex tripode sie beeilen kann. Wohl aber glaubt er, daß es sich schicke und hält dies für die Pflicht und höchste Aufgabe des Literarhistorikers, die Tageshelle des Bewußtseins zum Voraus auf die Wege fallen zu lassen, auf denen dereinst der Genius der That einherschreiten wird und so seinen Einzug zu erleichtern, wenigstens Herzen und Geister bereit zu stimmen zu seinem Empfang. —

Und mehr haben auch diese Zeilen nicht gewollt. —

C. F. Kius'sche Buchdruckerei in Hannover.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 117721545